iogr. 126i. n Zabern

Wilhelm Zabern.

Eine Autobiographie,

enthaltend

bisher unbekannte Nachrichten

aus

Christians des Zweiten Zeit.

Aus dem Dänischen

von

W. C. Christiani.

Leipzig,

bei Eduard Kummer.

1836.

R2

33. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Einleitung.

Nachstehende Erzählung, die ich aus einem alten Manuscripte ausgezogen, wird hier der Hauptsache nach wiedergegeben, wie ich sie vorgefunden habe. Die wichtigste Veränderung, die ich mir erlaubt, ist, den Styl dem Geschmacke jetziger Zeit anzupassen. Anfangs hatte ich den Plan, das Manuscript in seiner veralteten Gestalt herauszugeben, und daneben die moderne Umschreibung hinzuzufügen; da dieses aber die Druckkosten vermehrt und den Preis des Buches um das Doppelte erhöht haben würde, so gab ich diesen Vorsatz auf.

Wie es zugeht, daß dieses Wilhelm Zabern, der hier in Verbindung mit mächtigen Personen auftritt, und in die geheimsten Pläne eingeweiht ist, in der Geschichte keine Erwähnung geschieht, ist mir selbst ein Räthsel. Möglich ist es indessen, daß er seinen rechten Namen verheimlicht hat. Deshalb habe ich die verschiedenen Nachrichten aus jener Zeit genau durch-

forscht, um zu sehen, ob Niemand zu finden sein sollte, auf welchen diese Begebenheiten passen könnten, aber vergebens. Der Einzige, bei dem ich einen Augenblick weilte, war der von Hvidtfeldt erwähnte königliche Secretair Jörgen Hopfenstener, der anfangs in den wichtigsten Angelegenheiten gebraucht wurde, und später vor der Rache des Königs nach Lübeck floh; aber das Wenige, welches von ihm erzählt wird, ist so abweichend von Wilhelm Zaberns Geschichte, daß man diese beiden Männer nicht verwechseln kann. Es ist demnach ausgemacht, daß Wilhelm Zabern eine in der Chronik unbekannte Person ist, obgleich er in derselben wohl einen Platz verdiente, vorausgesetzt, daß das, was er von sich selbst erzählt, Wahrheit sei. Es wäre indessen nicht das erste Mal, daß wichtige Begebenheiten in Dunkel gehüllt worden, und daß Männer, von denen nur wenig die Rede ist, kräftig in Handlungen eingriffen, bei denen nur Wenige ihren Einfluß ahnen, und das um so eher, wenn mächtigen Personen daran gelegen ist, diesen Einfluß mit einem Schleier zu bedecken.

Trotz alles dessen ist in der vorliegenden Erzählung etwas Zweifelerregendes, und ich bin selbst versucht gewesen, das Ganze für eine Erdichtung zu halten, niedergeschrieben lange nach der Zeit, in welcher die Be-

gebenheiten stattgefunden haben sollen; so scheint mir das Polizeispioniren der Sigbrit und Faaborgs besser zu Ludwigs des Vierzehnten als Christians des Zweiten Zeit zu passen; die Pracht, welche in der Erzählung beschrieben wird, scheint mir auch größer, als man sie sich in dem Jahrhunderte, in welches die Begebenheiten versetzt sind, bei uns zu denken gewohnt ist. Es ist indessen möglich, daß ich mich hierin irre; auch glaube ich nicht, daß aus der Erzählung unbezweifelt hervorgehe, sie sei in einer spätern Zeit geschrieben; ja selbst, wenn es erwiesen werden könnte, daß mehrere dieser Begebenheiten erdichtet wären, bilde ich mir doch ein, es werde etwas Wahres zurückbleiben, und es ist mir wahrscheinlich, daß der Verfasser dieser Erzählung über das Leben der von ihm geschilderten Personen Mehreres gewußt habe, was jetzt der Vergessenheit anheimgefallen ist.

Hiemit will ich jedoch nicht gesagt haben, daß des Verfassers Urtheile immer richtig seien, im Gegentheile scheint er, hauptsächlich gegen König Christian den Zweiten, strenger zu sein, als man es in den späteren Zeiten für billig erachtet hat. Es ist indessen nicht zu verlangen, daß der Verfasser, wenn er, wie er behauptet, von diesem Könige hart behandelt ist, im Stande sein sollte, denselben völlig unpartheiisch zu beurthei-

len. Ja, die Menschen nehmen so leicht Parthei für oder gegen die Sache, deren sie erwähnen, daß eine solche Unpartheilichkeit selbst in unserer Zeit schwierig ist, wo doch die Leidenschaften auf andere Gegenstände gerichtet sind, und wo der alte Haß gegen jenen unglücklichen und irregeleiteten König mit den dahingeschiedenen Geschlechtern begraben ist.

Uebrigens erklärt die bis zum Wahnsinn steigende Heftigkeit, welche der Verfasser dem Könige beilegt, zur Gnüge, wie dieser in leidenschaftlichen Augenblicken ein Tyrann, und in ruhigeren Zwischenräumen ein tauglicher Regent sein konnte. Wahrscheinlich hat auch Sigbrits Charakter dem vom Verfasser aufgestellten Bilde geglichen, wenigstens scheinen ihre von der Geschichte beglaubigten Worte zur Königin in deren Wochenbette, daß das Land nicht groß genug sei, um so viele „Heerkens" zu unterhalten, gleichsam den Kern zu dem Charakter zu enthalten, den der Verfasser hier weiter entwickelt.

Daß Dyveke und Faaborg hingegen so waren, wie sie hier geschildert werden, hätte der Herausgeber dieses Buches wenigstens nicht gedacht. Hauptsächlich Faaborg scheint etwas modern; doch ist dies kein Beweis, daß es zu jener Zeit nicht sollte solche Menschen gegeben haben.

Auch ist es merkwürdig, daß etwas von dem, was in diesem Buche am mehrsten der Erdichtung gleicht, doch in historischen Nachrichten seine Beglaubigung findet. So ist es Wahrheit, daß Gustav Vasas Mutter und Schwester nach Kopenhagen geführt wurden. Einige Schriftsteller behaupten, daß sie in dieser Stadt an der Pest starben. Andere hingegen berichten, daß der König, um sich an Gustav Vasa zu rächen, sie tödten ließ, ja, daß er einer der schwedischen Frauen Leinen ins Gefängniß werfen ließ, aus welchem Leinen der Sack verfertigt werden sollte, in dem sie ersäuft zu werden bestimmt war. Ebenfalls ist es Wahrheit, daß Maximilian, der Kammerjunker der Königin, aufgefangen und getödtet wurde, als er zum zweiten Male, im Auftrage der Königin, zum Kaiser Carl reisen sollte; und daß sich um dieselbe Zeit der Erzbischof Valkendorff, vom Könige verfolgt, in den Niederlanden aufhielt. Alle diese Begebenheiten fanden im Jahre 1521 statt, also gerade um die Zeit, da der Verfasser dieser Nachrichten, seiner Erzählung gemäß, aus dem Gefängnisse entkam. Um dieselbe Zeit boten die Schweden zum ersten Male dem Gustav Vasa die königliche Krone an, worauf auch Christian der Zweite hindeutet in seiner Unterredung mit Gustav Vasas Schwester. Solchergestalt stimmt

die Geschichte ziemlich genau mit der abentheuerlichen Erzählung überein.

Was die Erscheinungen und Prophezeihungen betrifft, deren in diesem Buche Erwähnung geschieht, so mag man ihren Werth dahin gestellt sein lassen; sie sind auch nicht unglaublicher, als so manches Andere, was in alten Schriften berichtet wird. In dem Zeitalter, von welchem in diesem Buche die Rede ist, als die religiösen Meinungen eine große Revolution erlitten, nahm der Einfluß der Astrologie und der Magie sogar zu. Es ist den Menschen stets Bedürfniß, ihre Blicke auf etwas Höheres zu richten, als diese Erde ihnen darbietet; können sie es auf dem rechten Wege nicht finden, so suchen sie es auf Abwegen. Wie sehr sich übrigens die Phantasie des Verfassers, die mit Vorliebe bei dem Geheimnißvollen in der Natur zu weilen scheint, in das hineingemischt hat, was er gesehen zu haben glaubt, kann sich wohl kaum Jemand, nach Verlauf so langer Zeit, zu entscheiden getrauen.

Wie dieses Manuscript dem jetzigen Herausgeber in die Hände gerathen sei, möchte der Leser vielleicht zu erfahren wünschen; aber hier legen Umstände dem Herausgeber Stillschweigen auf, und um nicht in Versuchung zu gerathen, dieses zu brechen, setzt er seinen

Namen nicht auf das Titelblatt *). Er muß es deshalb dem Leser selbst überlassen, ob dieser die gegenwärtige Erzählung als eine dichterische Erfindung betrachten, oder derselben als einer historischen Darstellung Glauben schenken will.

*) Später hat sich der Herr Professor Hauch, an der Academie in Sorbe, als Verfasser dieses Werkes genannt.
Anm. des Uebersetzers.

Erste Abtheilung.

Mein Vater, den ich in meiner Kindheit nur wenig sah, hieß Jürgen Zabern, und war Kaufmann in Bergen in Norwegen. Er war von Lübeck dorthin gekommen, und hatte sich durch vieljährigen Handel auf das mittelländische Meer und die französischen Küsten ein bedeutendes Vermögen erworben. Ich selbst habe das Licht der Welt erblickt am St. Lambertus-Tage des Jahres vierzehnhundert und neunzig nach der Geburt unseres Heilandes. Aus meiner ersten Kindheit ist mir nicht viel erinnerlich. Nur das weiß ich, daß mein Vater ein ernster Mann war, der den ganzen Tag auf seinem Comptoire bei seinen Handlungsbüchern saß, mit einer weißen Nachtmütze auf dem Kopfe und in einen grünen Schlafrock gehüllt. Nur wenn der Bürgermeister oder fremde Kaufleute, mit denen er in Handelsverbindungen stand, sich bei ihm einfanden, nahm er seine weiße Mütze ab, und vertauschte sie gegen ein schwarzes Käppchen. Sonntags und an den großen Festtagen kleidete er sich schwarz,

setzte einen Sammethut auf, und ging mit meiner Mutter und mir in die sogenannte Marienkirche, die den Deutschen gehörte. Hier mußte ich, während die Messe gelesen wurde, neben meinen Eltern knieen. Mein größtes Vergnügen war dann, die blassen Heiligenbilder zu betrachten, welche die Kirche zierten, und die Kanzel, aus zwei Halbkugeln zusammengesetzt, deren eine hoch über der andern schwebte; beide zusammengenommen stellten den gewölbten Himmel vor, an welchem Sterne von glänzendem Metall befestigt waren. Durch diese doppelte Wölbung, in welcher der Prediger stand, wollte vielleicht der Künstler andeuten, wie das Wort von des Himmels Mitte ausgeht.

Uebrigens ließ mich mein Vater den ganzen Tag mit den Knaben der Stadt umherlaufen, unter welchen es weder an Spielen noch an Schlägereien fehlte. Im Winter rutschten wir auf Schlitten die schneebedeckten Höhen hinab, oder liefen, wenn das Wasser zugefroren war, mit spitzigen Eisen unter unseren Schuhen, auf einem großen See, der nahe bei der Stadt belegen ist und jetzt den Namen Lundgaardssee erhalten hat. (?) Im Sommer hingegen hielt ich mich am mehrsten auf der sogenannten deutschen Brücke auf, einem betternen Ausbau über dem Wasser, der sich längs den deutschen Comptoiren und Packhäusern

erstreckt. Auf dieser Brücke standen Krähne, deren lange, mit Stricken versehene Arme sich über das Wasser hinaus streckten; an den Stricken wurden Tonnen und schwere Säcke befestigt, und so ans Land geholt; es machte mir Vergnügen, dies anzusehen, und ich versäumte selten, zugegen zu sein, wenn Waaren nach der Brücke gebracht wurden und die Krähne in Bewegung kamen. Als mein Vater dieses hörte, freute er sich dessen, und meinte, es könne aus mir ein tüchtiger Handelsmann werden; in dieser Meinung wurde er noch mehr bestärkt, als er sah, wie ich, um die Zeit, wenn die Jachten von den nördlichsten Gegenden mit Fischen zur Stadt kamen, ein aufmerksamer Zuschauer war, und gern an Bord ging, wenn die Waaren ausgeschifft wurden. Ich hatte jedoch hiemit nur zur Absicht, das wunderliche Gewühl zu beschauen, die Schiffe mit ihren Segeln und Masten, die sich hinabstreckenden Wimpel, deren lange gespaltene Zunge aus den Wogen zu trinken strebte, die mancherlei Flaggen, welche andeuteten, daß die Schiffe von den verschiedensten Ländern kamen, die Anker mit ihren Bojen und das Spiel, durch welches die Anker aufgewunden werden. Auch freute ich mich daran, die fernen Segel zu sehen, die den Hafen suchten oder ihn verließen, was ein reiches Schauspiel darbot, denn da

Bergens Hafen, obgleich man ihn nicht für ganz sicher hält, einer der äußersten gegen Norden ist, und für die Seefahrenden bequem liegt, so müssen die Schiffe aller Welttheile, die sich in diesen nördlichen Gewässern befinden, denselben suchen, und das verbreitet in dieser Stadt ein Leben und ein Gewühl, wie ich es in den größten Städten oft vergebens gesucht habe.

Die Stadt liegt unter einem Fels, Flöifjeldet (Flügelfels) genannt, von welchem aus sie sich, fast in Gestalt eines Hufeisens, um den Hafen schlängelt. Dieser Fels ist nicht sehr hoch, und hat seinen Namen erhalten von einem hölzernen Wetterflügel, der auf demselben errichtet ist, und sich so nach dem Winde dreht, daß man, in welcher Straße der Stadt man sich auch befindet, wenn man nur emporschaut, sehen kann, von welcher Seite der Wind weht. An dem Felsen hinauf erblickt man kleine Häuser von Bäumen umgeben, welches im Frühling einen schönen Anblick gewährt, wenn die Felder grün werden, und die Blätter der Bäume ausbrechen, zwischen denen dann, bis zum Gipfel des Felsens hinauf, die Häuser hervorschimmern. Hauptsächlich ist dieser Anblick schön, wenn der Weißdorn blüht, den man hier in großer Menge antrifft; denn dann gleicht der Berg einer einzigen mächtigen, in weißer Blüthe prangenden Pflanze, auf

deren Zweigen, zwischen den Blüthen, Menschen ihre kühnen Wohnungen gebaut zu haben scheinen. Um diese Zeit breitet sich ein herrlicher Duft über die ganze Stadt aus; auch das Gras wächst hoch in dieser Gegend, und Keiner, der es nicht selbst gesehen hat, sollte glauben, daß hier im höchsten Norden Alles so gut gedeihen könnte. Das üppige Gras wird zum Theil hervorgetrieben von dem starken Regen aus den Wolken, die sich um die hohen Berge sammeln, aber auch die Unbeständigkeit des Wetters zur Folge haben. Ueberdies stellt sich der Herbst frühzeitig ein; zu Ende Septembers verlieren die Bäume ihr Laub, traurig heult der Wind dann zwischen ihren Wipfeln, und es ist betrübt, die vielen Schiffstrümmer zu sehen, welche um diese Zeit ans Land treiben. Diese sind jedoch den Einwohnern nicht unwillkommen, die mehr auf den eigenen Vortheil sehen, als auf das Schicksal der armen Schiffbrüchigen. In meiner Kindheit war mir alles dieses nur ein Schauspiel, und ich freute mich, sowohl wenn die Schiffstrümmer antrieben, als wenn der Weißdorn auf dem Felsen blühte. Auch stieg ich unter großer Anstrengung zum Wetterflügel hinauf und schnitt meinen Namen in den Fuß des großen hölzernen Kreuzes, dessen Gipfel sich, wie ich angemerkt habe, nach dem Winde dreht; in den letzten Jahren bin ich

wieder dort oben gewesen, und habe mit Freuden gesehen, daß mein Name noch dasteht. —

Dieses und Mehreres, was Vielen gleichgültig scheinen wird, zeichne ich auf, weil ich der Meinung bin, daß der Grund zu dem künftigen Leben des Menschen in dessen Kindheit gelegt wird, und daß die Wünsche und Begierden, welche dann in seiner Seele rege werden, Wurzel fassen, ihn in alle Länder begleiten und dazu beitragen, ihm sein unterscheidendes Gepräge aufzudrücken. Der Gedanke an meine Kindheit hat oft verursacht, daß ich mich unter meinen besten Freunden im Auslande fremd fühlte, und die Wendung, welche mein Schicksal zuletzt nahm, ist zum Theil eine Wirkung jener Erinnerung. Die Begebenheiten meiner Kindheit können demnach als eine Einleitung zu dem Folgenden betrachtet werden. Jeder muß sich darin finden, sie aufgezeichnet zu sehen, der aus diesem Buche Nutzen ziehen will; es mag dasselbe vielleicht merkwürdig genug zu lesen sein, da ich sowohl mit Hohen als Niederen Umgang gehabt habe, und Mehreres aufklären kann, was bisher in Dunkel gehüllt war.

Bevor ich weiter gehe, muß ich mit ein paar Worten meiner Mutter erwähnen, die nun längst im Herrn entschlafen ist. Sie war in Brabant geboren, und

mein Vater sah sie, als sie bei einigen Verwandten in Holland zum Besuch war. Sie war schön und wohlhabend, weshalb er sie heirathete, und nach Bergen führte. Meine Mutter war nicht allein von einnehmender Gestalt, sondern sie übertraf auch die eingebornen Frauen, die damals nicht sonderlich wohlerzogen waren, an Artigkeit und feinen Sitten, was ihr jedoch keine äußeren Vortheile verschaffte, vielmehr nur das Mißvergnügen ihrer neuen Bekanntinnen rege machte. Uebrigens prahlte sie mit ihren Vorzügen nicht, sondern lebte ein frommes und andächtiges Leben, welche Frömmigkeit hauptsächlich von ihrem Beichtvater, einem der grauen Brüder aus dem Kloster St. Olai in Bergen, genährt wurde. Er nannte sich Pater Anton, war bekannt wegen seines heiligen Lebens, und stand in dem Ruf, ein ausgezeichneter Redner zu sein. Trotz aller Andacht war meine Mutter nicht ganz vom Stolze frei, hauptsächlich, weil sie mit den Herren von Ysselstein, die an des Kaisers Hofe eine große Rolle spielten, verwandt zu sein glaubte. Dies sagte sie zuweilen ihren Bekannten, und diese legten ihr solches als Hochmuth aus, was es sicher nicht war, sondern nur eine menschliche Schwäche, von der Wenige frei sind; denn die Mehrsten machen nur gar zu sehr die Vorzüge geltend, in deren Besitz sie

zu sein glauben. Als meine Mutter erfuhr, daß man sie verkannte, zog sie sich zurück, und lebte nur wenig mit ihren Nachbarinnen, um so mehr aber mit mir, den sie, nächst Gott und seinen Heiligen, von Allem am Mehrsten liebte. Auch ich hegte große Liebe für sie, und noch jetzt steht oft in einsamen Stunden ihr Bild vor mir, mit dem blassen, wohlgebildeten Antlitze, die Schultern von den aschgrauen Locken umwogt. So sah ich sie jedoch nur in ihrem Kämmerlein, denn wenn sie ausging, verbarg sie die Locken unter ein großes schwarzes Tuch, wie es damals unter den ehrbaren Frauen, sowohl in Holland wie in Bergen, Sitte war. Meine Mutter lebte übrigens in einer zufriedenen und glücklichen Ehe, und liebte ihren Gatten von ganzem Herzen; doch wurde sie vom Heimweh gequält, und hätte meinen Vater gern überredet, sich in den Niederlanden niederzulassen, wenn es die Umstände erlaubt hätten.

Ich war nun neun Jahre alt, und meine Mutter begann mich im Lesen, Schreiben und in verschiedenen Sprachen zu unterrichten; doch verging noch der größte Theil meiner Zeit unter Spielen. Zu jener Zeit gab es mehr Feste und Lustbarkeiten, als heut zu Tage, da sich die Augen der Menschen, in Folge des gereinigten Glaubens, von dem Aeußeren abgewandt haben. Des-

halb trifft man nicht mehr die Pracht und Herrlichkeit an, die uns die katholische Zeit zur Schau stellte; das ist aber auch nicht vonnöthen; denn jener Glanz, obgleich er herrlich in die Augen fiel, war doch nur Tand und Menschenerfindung, die wohl innerhalb ihrer Schranken gehalten werden müssen. Hauptsächlich war in jenen Zeiten die Pracht groß bei Begräbnissen. So erinnere ich mich noch, als der alte Lehnsherr gestorben war, wie sie ihn zur Nachtzeit in die Kirche führten mit Fackeln und Laternen, getragen von einer in schwarze Mäntel gehüllten Trauerschaar, von deren Hüten lange Flöre bis an die Erde hinabreichten. Graue und weiße Mönche gingen mit Wachslichtern neben dem vergoldeten Sarge, und stimmten geistliche Lieder an. Zuvor hatte ich die entseelten Ueberreste des Lehnsherrn gesehen, die elf Tage lang zur öffentlichen Schau ausgestellt waren. Ich entsetzte mich über den Anblick der Leiche, und fragte meine Mutter, weshalb dieser Mann so blaß und stille da läge, worauf sie antwortete, er sei todt, auch wir würden sterben, und eben so blaß werden, wie er. Da brach ich in Thränen aus, aber meine Mutter tröstete mich und sagte, er sei nach einem Orte hingegangen, wo er es besser habe, als hier. Das Bild des Todten prägte sich indessen tief in meine Seele, und die Männer, die mit Fackeln und Flören gingen,

erschienen mir als Bewohner einer andern Welt, welche die Leiche zu dem von meiner Mutter erwähnten Orte bringen sollten. Dann sah ich, wie der Todte in den Grabkeller gebracht wurde, wo ihn die Würmer verzehren sollten, und es schien mir, als öffnete der Drache des Abgrunds seinen Schlund, um ihn zu verschlingen. Dies war das erste Mal, daß ich die Pracht des Lebens im ohnmächtigen Kampfe gegen die Vergänglichkeit desselben erblickte. Der Eindruck wurde zwar wieder gemildert, doch legte derselbe vielleicht den Grund zu dem Ernste, der mich später veranlaßte, ein stilles Leben in meiner entlegenen Heimath dem Glanze und der Auszeichnung der Welt an einem mächtigen Hofe vorzuziehen.

Gewöhnlich hatten jedoch die Feierlichkeiten, deren Zeuge ich war, ein weniger trauriges Gepräge. So zogen die verschiedenen Amtsbrüderschaften an bestimmten Tagen in Processionen umher mit Sang und Spiel. Auch das Gedächtnißfest von Heiligen wurde mit großer Pracht gefeiert; hauptsächlich freute ich mich zum St. Johannis-Feste, denn da blieb es nicht bei Processionen allein, sondern Knaben und Erwachsene gingen von Haus zu Haus und erbettelten sich Weidenkörbe, Bretter, Stangen und alte Balken. Diese wurden zu Haufen gestapelt, und Balken und Stangen an ein-

ander genagelt, so daß sie das Aussehen von Schiffsmasten erhielten, auf denen die durchstochenen Körbe eine Art Mastkorb bildeten. Am St. Johannes-Abende wurde das Ganze angezündet. Man sah dann Freudenfeuer, sowohl auf den Ebenen, als auf den die Stadt umgebenden Bergen. Eine Menge Zuschauer versammelte sich um diese Freudenfeuer, Verkäuferinnen und Krämer strömten herzu, um ihre Waaren feilzubieten; überdies hörte man Musik, nach welcher Viele tanzten; Jubel hallte durchs Feld, wenn ein Freudenfeuer hoch aufloderte, oder die großen Stangen in die Flammen hinabstürzten, und dieser Jubel wurde von allen Bergen beantwortet. Bei diesen Ergötzlichkeiten fehlte ich nie, obgleich meine Mutter, welche befürchtete, mir möchte ein Unfall zustoßen, oder ich könnte in schlechte Gesellschaft gerathen, solche Feste nicht liebte. Doch war ich ihr zu lieb, als daß sie mir geradezu verbieten sollte, dahin zu gehen; aber ihr Mißvergnügen darüber war eine der Ursachen, weshalb sie meinen Vater überredete, mich von Bergen zu entfernen, was ich bald näher erzählen werde.

Bei einer andern Gelegenheit zog ich mir ebenfalls ihr Mißfallen zu. Wenn Weihnachten herannaht, pflegen sich nämlich die Handwerksgesellen und Burschen der Stadt in Gesellschaften zu vereinigen, und

vor den Thüren zu singen, was ihnen gut bezahlt wird. Einer geht dann vorauf mit einer Stange, auf deren Spitze, in einem großen, hohlen und durchsichtigen Sterne, ein Licht seinen Schein ausbreitet. Nach diesem kommen drei Personen, verkleidet wie die heiligen drei Könige. Bei jedem ansehnlichen Hause hält der Stern an, worauf sie Lieder singen, zu Ehren des Erlösers und der Mutter Maria. Die Sänger werden mit Geschenken empfangen, ja bisweilen hereingerufen, um von den Kindern gesehen zu werden, worauf der Zug weiter geht, umgeben von Weibern und Kindern. Eines Tages, als ich eben zugegen war, ereignete es sich, daß derjenige, welcher den Stern trug, strauchelte, und sein Bein so heftig stieß, daß er kaum gehen konnte, weshalb ich mich erbot, an seiner Statt zu gehen. Obgleich ich klein war, und der Stern groß, wurde doch das Anerbieten angenommen, und ich wanderte mit dem Sterne vor dem Zuge her nach mehreren Häusern. Obgleich mir die Last schwer wurde, schritt ich doch stolz einher, und spielte meine Rolle gut, um so besser, da der, welcher den Stern trug, nicht mit sang; seine Rolle bestand nur darin, den Stern bald niedrig, bald hoch, bald schräge zu halten, und ihn umherzuschwenken, doch mit Vorsicht, damit das Licht nicht ausginge.

Dies führte ich mit großer Freude und zu aller Zufriedenheit aus. Indessen hatte man mich in einem der Häuser, wo wir hereingerufen waren, erkannt. Den folgenden Morgen erfuhr meine Mutter das Ganze, und wurde mir, zum ersten Male in ihrem Leben, ernstlich böse, ja sie betrachtete es fast als einen Flecken auf unserer Familie, daß ich mich solchergestalt mit Lehrburschen abgegeben hatte. Sie wendete deshalb ihren ganzen Einfluß an, um meinen Vater zu überreden, mich von der Stadt zu entfernen; dieser aber zeigte nur wenig Lust dazu, weil der Aufenthalt an einem anderen Orte Geld kostete, von welchem er sich ungern trennte.

Ein wirklicher Unfall, ebenfalls eine Folge des von meiner Mutter so höchlich gemißbilligten Umhertreibens auf den Straßen, gab endlich den Ausschlag nach ihrem Wunsche. Es ist in Bergen eine allgemeine Sitte, daß Knaben sich zu großen Haufen versammeln, und papierne Drachen steigen lassen, die vom Winde hoch emporgetragen werden. Einst stieß ich auf eine solche Gesellschaft, die auf dem St. Olai-Kirchhofe, wo der Wind bedeutende Macht hat, einen großen Drachen steigen ließ. Der Drache stand bald sehr hoch, doch mitten in unserer Freude wurde die Schnur, welche den Drachen hielt, übergeschnitten; er flog davon

und wir sahen ihn nicht wieder. Hierüber wurde der Knabe, dem der Drache gehörte, und der die Schnur gehalten hatte, so erboßt, daß er einen großen Stein ergriff, und ihn mir, den er in Verdacht hatte, obgleich ich völlig unschuldig war, mit seiner ganzen Kraft an den Kopf schleuderte. Der Stein traf mich so gewaltsam an die Schläfe, daß ich ohnmächtig zu Boden stürzte. Meine Kameraden flohen erschrocken davon, und erst lange nachher wurde ich von zwei Bürgern, die mich fanden, blaß und blutig zu meinen Eltern nach Hause gebracht. Mehrere Wochen lag ich, ehe ich mich erholte, ja, wie der Arzt behauptete, war Anfangs sogar mein Leben in Gefahr gewesen. Dies bewog meinen Vater, nachzugeben, und es wurde beschlossen, daß meine Mutter einige Jahre mit mir bei einem Verwandten, zehn Meilen von Bergen, wohnen sollte. Dieser Verwandte hieß Herr van Claessen, er war aus Holland, hatte sich im Handel ein beträchtliches Vermögen gesammelt, und lebte nun still auf einem Gute, das er sich zwischen den Bergen erstanden hatte.

Hier begann nun für mich ein neues Leben; hatte ich früher mit Fremden in täglicher Gesellschaft gelebt, so mußte ich jetzt lernen, mich in die größte Einsamkeit zu finden; auch hieran gewöhnte ich mich; ja dies

ist der Abschnitt aus meiner Kindheit, an welchen ich stets mit der größten Sehnsucht zurückdenke. Meine Mutter hatte ihre eigenen Zimmer, und nur selten sahen wir Herrn van Claesen; dieser war ein kleiner Mann mit grauen Haaren, der, wenn er uns begegnete, höflich seinen Hut abnahm, und übrigens auf eigner Hand ein stilles, ruhiges Leben führte. Dies war gerade, wie meine Mutter es wünschte. Sie begann nun mich gründlicher als zuvor im Französischen und Holländischen zu unterrichten, welche beiden Sprachen sie gut verstand, diese waren damals auch die gebräuchlichsten; bis Dr. Martin Luther, durch seine herrlichen Gesänge und seine Bibelübersetzung, die Kraft und den Wohlklang der deutschen Sprache geltend machte. Deutsch mußte ich schon in Bergen mit meinem Vater sprechen, und da ich ein gutes Gedächtniß hatte, erwarb ich mir bald eine Sprachkenntniß, die zu damaliger Zeit nicht gewöhnlich war, und mir später sehr zu Statten kam. Der Unterricht, den mir meine Mutter ertheilte, dauerte indessen kaum vier Stunden täglich, und mir blieb demnach Zeit genug für mich selbst.

Die Thäler, welche westlich vom Filefjeld *) liegen, sind in mancher Rücksicht wunderbar geformt, und wer nur den südlichen Theil des Landes gesehen hat, kann sich schwerlich von dem Aussehn jener eine Vorstellung machen; denn obgleich die Thäler im südlichen Norwegen volkreicher sind, und das Land dort schön und fruchtbar ist, so sind doch die Berge klein, und nur als kümmerliche Ueberreste derer zu betrachten, die in der Nähe der großen Bergrücken gen Norden und Westen liegen. Hauptsächlich gegen Nordwest wird das von Meerbusen durchschnitten, deren eine Seite dem wilden Meere zugewendet ist, während sich die andere in mancherlei Krümmungen, gleich einer silberglänzenden Schlange, weit ins Land hineinwindet. In diesen Meerbusen liegen Inseln umhergestreut, von denen einige, kahl und unfruchtbar, nur Seevögeln zur Wohnung dienen, andere hingegen mit grünem Rasen bekleidet, von Menschen bewohnt werden. Auch vom festen Lande aus laufen die Berge bis zu den Meerbusen hinab, ja sie schießen mitunter senkrecht vom Wasser mehrere tausend Fuß in die Luft empor. Diese tragen auf ihrem Gipfel eine nie schmelzende Schneedecke, weiter unten sind sie von Gras und Bäu-

---

*) Die westliche Bergkette in Norwegen.

men umkränzt. Auf den kleinern Bergen laufen hingegen die Bäume bis zum Gipfel empor, so daß die Felsen mit den vielen Inseln und Landzungen, wenn man durch den Meerbusen segelt, sich an dem Schiffe, gleich wie ein Kranz von Waldungen, eins nach dem andern, vorüber zu bewegen scheinen. Zwischen diesen Bergen erstrecken sich die weiten Thäler, deren einige bewohnt und fruchtbar an Korn sind, welches hier üppiger wächst, als in den nahegelegenen Ländern, da die Sonne im Sommer zwischen den Bergen große Macht hat, und das Erdreich, obgleich es nur in dünnen Schichten auf den Steinmassen liegt, eine seltene Fettigkeit besitzt. Andere Thäler liegen unbewohnt, und sind Zufluchtsörter für wilde Thiere und Vögel, welche Letztere im Sommer die Bäume mit ihren Nestern anfüllen, und deren Gesang und Gezwitscher die brausenden Wasserfälle, die sich von den Bergen hinabstürzen, fast übertäubt.

Die Bewohner jener Thäler sind wohlgewachsen, mit hoher Stirn und herrlichen Zügen; ja die Stadtbewohner sind, was das Aeußere anbelangt, fast für nichts zu rechnen gegen jene, die das Aussehen eines Riesengeschlechts haben, das von einem Schwarm Zwerge, mittelst Zauberkünste, von Odel *) und Eigenthum und

*) Odel ist nach dem norwegischen Gesetz das Recht, nach

zwischen die Gebirge hinein verdrängt worden. In der That wohnen hier die alten Einwohner des Landes, wohingegen es größtentheils Ausländer sind, die sich in den Städten niedergelassen haben.

An den Winterabenden, hauptsächlich an den großen Festen, versammeln sich die Bauern, und unterhalten sich über dasjenige, was sich vor Alters in diesen Gegenden zugetragen hat. Sie sind sehr stolz auf die Thaten ihrer Vorfahren, die wohl auch wunderbar genug gewesen sein mögen, obgleich sie jetzt von Fabeln entstellt sind. Diese Sagen hörte ich indessen gern, noch lieber aber lauschte ich den Mährchen, die erzählt wurden, bald von unterirdischen Zwergen, die gewisse Menschen in ihren Schutz nehmen, und dagegen Andere verfolgen sollten, bald von Bergkobolden und Erlenmädchen, deren Gesang sich mitunter in den Bergen sollte hören lassen, und welche viele Leute noch heutiges Tages gesehen zu haben bezeugen. Ich muß selbst gestehen, daß ich oft zwischen den Bergen wunderbare Töne gehört habe; ob sie aber von fremden Seevögeln herrührten, die sich mitunter in diese Gegenden verirren, oder vom Winde, der auf wunderbare Weise ent-

---

welchem dem Erstgebornen der Grundbesitz des Vaters zukommt.

Anm. des Uebersetzers.

stellt wird, wenn er zwischen den Bergklüften pfeift, oder von übernatürlichen Wesen, die sich auf diese Weise den Menschen kundgeben, das kann ich nicht sagen. Gewiß ist es, daß es in diesen Gegenden etwas Anlockendes giebt, welches wohl nicht von den todten Bäumen und Steinen herrühren kann, sondern eher von geistigen Wesen verursacht wird, welche die Gegend für ihre Bewohner bezaubern. Man könnte dem guten Gott wohl zutrauen, daß er auf solche Weise den Menschen Liebe zu ihrer Heimath einflößen wolle, wie armselig dieselbe auch Anderen erscheinen möge. Ja, wenn man diese Thäler verläßt, spürt man deutlich etwas Geheimnißvolles, welches die Seele gleichsam durch Zauberkünste dahin zurückzieht, und dieses macht sich hauptsächlich im Traume geltend, da dann der Geist heimkehren und die bekannten Stätten durchwandern muß, während der Körper viele hundert Meilen entfernt liegt. Große Städte scheinen nicht auf diese Weise das Gemüth anzuziehen, denn es ist wahrscheinlich, daß jene Wesen nichts darum geben, in solchen zu wohnen, noch daß sie an den Beschäftigungen Geschmack finden, denen man dort obliegt. Möglich ist es auch, daß solche Mährchen außerhalb der Seele des Menschen keinen Grund haben, sondern daß diejenigen, welche dazu Trieb fühlen, durch solche Erdichtungen die

Glückswechsel darstellen wollen, an denen der Mensch nicht selbst Schuld ist, und welche eher als von jenen launenvollen Wesen, denen der Herr erlaubt, während des Erdenlebens den Menschen zu versuchen, herrührend, denn als Fügungen des gerechten Gottes selbst erscheinen können.

Jedes der Häuser, in welchen die Bauern wohnen, besteht nur aus einer einzigen Stube, die theils durch ein kleines Fenster an der Seite des Zimmers, theils durch eine große Oeffnung in der Mitte der Decke ihr Licht erhält. Diese Oeffnung wird mit einem Deckel von feinem, durchsichtigem Fell verschlossen, der an einer langen Stange befestigt ist. Die Feuerstelle ist mitten im Zimmer. Hier wird von gespaltenem Erlenholz, Reisig und Zweigen, Feuer angemacht, welches zu Anfang das Zimmer mit Rauch anfüllt; bald zieht sich aber dieser so hoch hinauf, daß man unter demselben sitzen kann, ohne daß Augen und Brust angegriffen werden. Dann wird die Oeffnung mit dem erwähnten durchsichtigen Deckel bedeckt. Der Rauch bleibt nun unter dem Boden, und verbreitet unten eine angenehme Wärme. Hoch oben, wo sich der Rauch aufhält, hängt der Bauer seinen Vorrath an Fleisch und Schinken, aber die Pfeiler im Zimmer werden von dem aufsteigenden Rauch geschwärzt, was jedoch weiter keinen Nachtheil verursacht. Uebrigens ist es in solchen Stuben so ge-

müthlich warm, wie ich es in großen Städten nie so wiedergefunden habe, nicht einmal in den vornehmsten Häusern. Die Bauern setzen sich nun um die Feuerstelle und ergötzen sich an den erwähnten Sagen und Mährchen, oder an alten Liedern, während sie mit dem Messer Harken, Löffel und allerlei künstliche Sachen von Holz ausschneiden, worin sie eine große Fertigkeit besitzen. Es macht mir noch Vergnügen, daran zu denken, wie ich im Winter nach diesen Wohnungen wanderte, während die starken Ströme brauseten, die das Eis nie zu fesseln vermochte, während der Schnee und die Eiskrystalle der Berge vom Monde beschienen wurden, während von den verschiedenen Höfen die Lichter herüberglänzten, und über denselben die Funken aus der Schmiedeesse, einer Feuersäule gleich, emporstrebten; ja ich erinnere mich auch, daß ich die ersten Nächte in Dänemark selten schlafen konnte, weil ich nicht in der Ferne das Brausen der Wasserfälle hörte, welches mich früher einzuschläfern pflegte, gleich Wiegenliedern und dunkeln Gesängen, welche die Seele gar wohl in jene Traumwelt zu führen wissen, in die wir durch die Thore des Schlafs einzugehen gedenken.

Am häufigsten versammelte man sich so im Winter; im Sommer hingegen unternahm ich Wanderungen nach den fernen Sätern. Säter nennt man die

fetten Weideplätze hoch oben zwischen den Bergen. Da an diesen Stellen üppiges Gras wächst, untermischt mit wohlriechenden, erfrischenden Kräutern, so wird das Vieh im Sommer hinaufgetrieben und bleibt dort bis Herbst Anfang. Neben den Sätern liegen häufig fischreiche Bergseen, aus denen die Flüsse entspringen. Auf diesen Wanderungen prägte sich mir zum Theil die Liebe zu wilden und einsamen Gegenden ein, die mich später nie verließ. Hauptsächlich einer dieser Wanderungen erinnere ich mich, da die mächtigen Berge gleichsam meine ganze Seele in Besitz nahmen. Eine Meile von dem Hofe, den wir bewohnten, lag ein Fels, den man für den höchsten im Lande hielt. Dies glaubte ich nicht, da die nächsten Berge denselben an Höhe zu übertreffen schienen; ja selbst, wenn ich gerade unter jenem Berge stand, und ihn betrachtete, erschien er mir freilich steil, aber nicht so sehr hoch. Ich mußte jedoch meine Meinung ändern, als ich einst den Gipfel eines beträchtlichen Berges erreicht hatte, der unserer Wohnung näher lag. Von dem Gipfel dieses Berges sah ich den andern Felsen mit scharfen Seiten, einem furchtbaren Riesen gleich, über mir in die blaue Luft emporragen, während mächtige Ströme von seinem schneebedeckten Scheitel durch die Bergklüfte hinabrollten. Da erblaßte ich und mir schwindelte,

denn es schien mir, als ob der ungeheure Fels mit seinen scharfen Hörnern drohte, und sich auf mich herabstürzen wollte, weil ich es gewagt hatte, an seiner Herrschaft über die andern Berge zu zweifeln, die, gleich demüthigen Vasallen, um ihn her lagen. Nun begriff ich, daß man selbst hoch stehen muß, um das Hohe zu fassen; wer im Thale steht, wird von dem Nächsten am meisten hingerissen.

Um diese Zeit, als ich fast mein sechszehntes Jahr erreicht hatte, kamen zwei Damen zum Besuch bei Herrn van Claesen, von denen mindestens die eine nur wenig zu dieser Einsamkeit paßte. Ihr Name war Frau Sigbrit Willumsen, sie war Wittwe, und ihre dreizehnjährige Tochter begleitete sie. Frau Sigbrit kam von Holland, ihr Mann hatte zu der sogenannten Hoekpartei gehört, die gegen den Kaiser stritt, und von einer anderen Partei, den sogenannten Kabeljau's, verfolgt wurde. Von diesen war Frau Sigbrits Mann gefangen und in Sluis hingerichtet worden; ja weil er eins der Häupter der Hoekpartei gewesen, und es bewiesen wurde, daß Frau Sigbrit ihm mit ihrem Rath an die Hand gegangen sei, sah sie sich gezwungen, mit ihrer jungen Tochter zu fliehen, ohne das Geringste von ihrem Vermögen retten zu kön-

nen. Sie war mit Herrn van Claesen verwandt, deshalb kam sie hieher, und verlangte Rath und Hülfe von ihm. Da es sich zeigte, daß sie sehr weitläuftig auch mit meiner Mutter verwandt war, so dauerte es nicht lange, bis sie ebenfalls diese besuchte.

Die Eindrücke, welche Frau Sigbrit und deren Tochter in meiner Seele zurückließen, waren höchst verschiedener Art. Sigbrit war eine große, starke Frau, deren langer Hals, gelbes Gesicht und große gebogene Nase ihr eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Greif gewährten. Ihre Augen waren grau und tiefliegend, und weilten am liebsten, gleich Spähern, in den fernsten Winkeln. Wenn sie sprach, dehnte sie ihre Nasenlöcher aus, und bewegte die Nasenspitze, als wollte sie auch mit dem Geruche die Gegenstände untersuchen. Sie trug ein braunes Kleid von eigengemachtem Zeuge, und ihr Haupthaar bedeckte eine schwarze holländische Kappe. Diese armselige Tracht, die gewöhnlich von den Verkäuferinnen in den Bergen getragen wurde, war eine der Ursachen, weshalb man später behauptete, sie habe in Holland mit Aepfeln gehökert, ein Gerücht, das von ihren vielen Feinden begierig aufgegriffen und verbreitet wurde.

Ganz anders war das Aussehn der Tochter. Diese war schlank und überaus wohlgestaltet, obgleich sie spä-

ter etwas voll wurde, aber ihr Antlitz war eins der schönsten, die man sehen konnte, und ich kenne nur ein Weib, das sie an Schönheit übertrifft. Vor Allem hatte sie den feinsten Mund und die rötheſten Lippen, die ich in meinem Leben gesehen habe. Ihre Augen waren blau, und halbgeschlossen legten sich die Augenlieder über dieselben; doch wenn sie diese erhob, da konnte man gleichsam bis auf den Boden des klarsten Wassers schauen. Ihr Haar war hellgelb, doch wurde es später dunkler, und hing in vollen Locken um ihre Schultern. Was aber am allerwenigsten mit dem Charakter übereinstimmte, den sie später an den Tag legte, war ein Ausdruck von Trübsinn in ihren Gesichtszügen, der, nach Aussage der Sterndeuter, denjenigen eigen sein soll, deren Bestimmung es ist, durch einen frühzeitigen Tod ein äußeres Glück zu erkaufen, das ihnen jedoch nie wirkliche Seelenruhe verleiht. Sie stand neben der Mutter und schien anfangs sehr stille; später aber bemerkte ich, daß sich in den schönen Augen auch Leben und Munterkeit zeigen konnte. Ich staunte, als sie eintrat, denn weder in Bergen noch hier erinnerte ich mich je eine ähnliche Schönheit gesehen zu haben, und damals würde es mich nicht gewundert haben, wenn ich Flügel aus ihren Schultern hervorwachsen, und sie, einem Engel gleich, gen Himmel

emporschweben gesehen hätte. Später bemerkte ich freilich, daß ich den Schein für die Wirklichkeit genommen; denn sie wurde wahrlich kein himmlisches Wesen, sondern verwickelte sich in sehr irdische Fesseln, die sie ihr ganzes Leben hindurch nicht wieder abschütteln konnte. Dyveke war ihr Name, und sie wurde später bekannt genug in der Geschichte dieser Reiche.

Frau Sigbrit kam anfangs täglich in unser Haus und forschte meine Mutter aus, nicht allein wegen Allem, was diese von Bergen wußte, sondern auch wegen unserer eigenen Angelegenheiten. Sie verstand auf eine Weise auszufragen, die den Leichtgläubigen leicht täuschte, und der selbst der Vorsichtige, der es merkte, daß ihre Theilnahme sich allein auf Neugierde stützte, nur mit Mühe widerstehen konnte. Es dauerte nicht lange, bis sie wußte, wo jede Schüssel und jeder Teller in unserem Hause standen. Um dieselbe Zeit knüpfte sie mit meinem Vater einen Briefwechsel an, und ertheilte ihm Rathschläge in Betreff des Handels auf Holland, die er als nützlich und wohlerwogen befand, und aus denen er bedeutenden Vortheil zog. Er schrieb deshalb an meine Mutter, sie möchte die Frau Sigbrit gut behandeln. Diese erlangte solchergestalt nach und nach Macht in unserm Hause, und herrschte über das Gesinde mehr und strenger, als meine Mutter selbst. Die

armen Dienstboten, denen sie genau auf die Finger sah, haßten sie indessen, und bald verbreitete sich das Gerücht, daß sie mit einem verderblichen Geiste in Verbindung stände. Die stolzen und eigensinnigen Gutsbesitzer konnten sie auch nicht leiden, weil sie ihnen geradezu erklärte, daß alle ihre Klippen und hohen Berge nicht so viel werth wären, als ein einziger Kohlgarten in Holland, und daß der liebe Gott, wenn er ihren Rath beachten wollte, einen Besen nehmen, und alle Berge ins Meer hinausfegen müßte, wie Sand und Kehricht, auf daß das Land flach, gereinigt und zum Ackerbau geeignet werden könnte. Mit den Wohnungen der Bauern war sie auch nicht zufrieden, sondern behauptete, daß ihre Rauchstuben nichts als große Schornsteine wären, in denen sich Niemand wohl befinden könnte, er sei denn ein Schornsteinfeger. Endlich rieth sie ihnen, anstatt Abends Mährchen zu erzählen, und überflüssige, ja nutzlose Sachen von Holz auszuschneiden, Strümpfe zu stricken und Wollenzeug zu weben, was ihr Alles sehr übel ausgelegt wurde.

Meine Mutter hatte auch einen Garten gemiethet, der etwas vom Hause entfernt lag, und in welchem sich einige alte Bäume befanden, die keine sonderlich gute Früchte trugen. Eines Abends sprach Frau Sigbrit lange davon, daß dieser Garten anders angelegt werden

müßte. Meine Mutter hatte hierzu keine Lust, da sie, meines Vaters wegen, die Kosten scheuete, was sie auch gerade heraussagte. „Ei!“ entgegnete Frau Sigbrit, „wenn die Frau will, muß der Mann auch wollen.“

„Das ist doch nicht immer der Fall,“ bemerkte meine Mutter, „die Männer haben ihre eignen Grillen.“

„Ja,“ antwortete Frau Sigbrit, „wie die Frau ist, so geht es. Wenige sind doch so unterthänig, daß sie sich, wenn es ihr Eheherr für gut findet, gleich Gefangenen, zwischen die Berge einschließen lassen.“

Hierüber wurde meine Mutter sehr verdrießlich, und sagte, sie ihres Theils halte es für ihre höchste Pflicht, den Willen ihres Mannes zu befolgen; übrigens sei sie nicht so unterthänig, daß sie nicht Lust hätte, selbst ihr Hauswesen zu lenken. Da lachte Frau Sigbrit, und fragte, wie viele Stunden sie diese Lust haben wollte? Bei diesen Worten entfärbte sich meine Mutter, doch schwieg sie, nahm ein Licht und verließ das Zimmer, sich in ihr Schlafgemach verfügend. Frau Sigbrit rief ihr nach und fragte, ob sie in Holland oder in Norwegen die Sitte gelernt habe, ihre Gäste zu verlassen, ehe sie von selbst gingen. Meine Mutter antwortete hierauf nichts, und Frau Sigbrit,

des längern Verweilens überdrüssig, begab sich nach Hause. Den folgenden Morgen war meine Mutter von Aergerniß krank, und nicht im Stande, das Bett zu verlassen. Da kam Frau Sigbrit, als wäre nichts vorgefallen, und obgleich meine Mutter befohlen hatte, ihr den Zutritt zu verwehren, stieß sie das Mädchen zur Seite und trat rasch in meiner Mutter Schlafgemach, bereitete selbst einige Hausmittel, und war den Tag so freundlich, daß sie meine Mutter, die gar nicht rachgierig war, wirklich versöhnte. Diese mußte indessen mehrere Tage das Bett hüten. Den fünften Morgen, als sie zum ersten Male wieder ausging, sah sie mit Staunen, daß jeder Fruchtbaum im Garten umgehauen, und das Ganze auf holländischen Fuß eingerichtet war. Da war Kohl gepflanzt, und Rüben der feinsten Art, und Frau Sigbrit, eine überaus thätige Frau, hatte, indem sie auf Rechnung meiner Mutter viele Arbeiter angenommen, schneller als Jemand es hätte denken sollen, den Garten in Ordnung gebracht.

Meine Mutter zürnte sehr über dieses Verfahren, und zog sich von der Frau Sigbrit zurück. Doch, als vernünftige Frau, sah sie nach kurzer Zeit ein, daß der Garten wirklich verbessert worden, ja, als sie neue Briefe von meinem Vater erhielt, in denen Frau

Sigbrit gerühmt wurde, war sie darauf bedacht, sich mit ihr auszusöhnen, und als der Geburtstag der Frau Sigbrit herankam, besuchte sie diese auf ihrem Zimmer, und schenkte ihr sechs feine seidene Tücher. Frau Sigbrit faltete sie auseinander, betrachtete sie genau, und sagte endlich mit ausgespreizten Nasenlöchern: „Wenn Ihr ein ander Mal etwas zu verschenken gedenkt, so müßt Ihr das Maaß und die Größe der Person kennen, der Ihr es schenken wollt; diese Tücher sind zu klein, sie passen mir nicht, sie taugen zu gar nichts. Ihr könnt sie selbst behalten." Meine Mutter streckte die Hand aus, um ihr Geschenk zurückzunehmen, aber Frau Sigbrit war schneller; sie öffnete einen Schrank, legte vor meiner Mutter Augen die Tücher hinein, und schlug darauf die Thür wieder zu. Später besuchte uns Frau Sigbrit wieder, und obgleich meine Mutter sie nun mit sichtlicher Kälte empfing, that sie doch, als merkte sie nichts.

Meine Mutter hatte den Arbeitsleuten in unserer Gegend befohlen, daß sie, ohne ihren eignen ausdrücklichen Befehl, nichts auf ihre Rechnung unternehmen sollten; dies hinderte Frau Sigbrit, sich ferner in unsere Angelegenheiten zu mischen, doch fuhr sie fort, meine Mutter mit ihren Rathschlägen zu belästigen. Hauptsächlich war ihr Augenmerk auf ein Gebäude ge-

richtet, welches früher als Nebengebäude gedient hatte, jetzt aber öde stand. Da meine Mutter eingeschränkt wohnte, schlug ihr Sigbrit vor, die Zimmer in Besitz zu nehmen, welche das Gesinde inne hatte, und diesem im Nebengebäude seinen Platz anzuweisen. Meine Mutter wendete ein, dies ginge nicht an, da die Thüren des Nebengebäudes nicht verschlossen werden könnten, und im Winter die Kälte durch die den Einsturz drohenden Wände hineindränge. Frau Sigbrit rümpfte die Nase, und behauptete, man solle sein Gesinde nicht wie Edelleute behandeln.

„Es sind doch Menschen," sagte meine Mutter, „und es ist Christenpflicht, sie als solche zu behandeln."

„Ich meine, die armen Holländer sind auch Menschen," entgegnete Frau Sigbrit, „und doch liegen sie oft vor offenen Thüren, und haben selten ein besseres Haus als dieses." — Das Mal ging indessen der Plan der Frau Sigbrit nicht durch.

Kurz darauf reisete sie fort, und nach Verlauf einiger Zeit hörten wir, sie habe in Bergen eine Wirthschaft angefangen, wodurch sie sich bald ein bedeutendes Vermögen erwarb. Die Ursache ihrer Abreise erfuhren wir nie. Einige Wochen vorher hatte sie davon gesprochen, sich hier in der Gegend niederzulassen; ja das Gerücht sprach sogar von einer Heirath zwischen

ihr und dem alten van Claesen, den sie ganz in ihrer Gewalt zu haben schien. Ob dieser Plan an der großen Zurückhaltung des alten Mannes scheiterte, weiß ich nicht, ja ich kann nicht einmal mit Gewißheit sagen, ob Frau Sigbrit diesen Plan hatte, obgleich meine Mutter es behauptete; nur so viel ist gewiß, daß Frau Sigbrit vor ihrer Abreise eine bedeutende Summe Geldes von dem alten van Claesen lieh. Die Bauern behaupteten, daß der Niß des Hofes, der in diesen Gegenden als eine Art Schutzgeist betrachtet wird, sie nicht vertragen könne, und so lange geplagt habe, bis sie beschlossen, ihm das Feld zu räumen. Eher kann man glauben, daß sie, als eine verständige Frau, eingesehen habe, ihr Sinn stimme nicht mit den stillen, altmodischen Sitten überein, die zwischen diesen Bergen herrschten, und daß sie demnach den Aufenthalt in einer ansehnlichen Stadt vorzog, wo sie leichter sich selbst und ihre Gaben geltend machen konnte.

Während des Sommers, welchen Frau Sigbrit bei Herrn van Claesen zubrachte, sah ich Dyveke oft, die mir, wie gesagt, sehr gefiel. Wenn sie in Frau Sigbrits Zimmer stille bei ihrer Arbeit saß, das hellgelbe Haar in langen Flechten zu beiden Seiten um ihre Stirn gewunden, da konnte sie fromm aus-

sehn, gleich einem Engel vom Himmel. Oft webte sie die feinsten Spitzen, oder stickte in Wolle und Seide, worin sie so große Fertigkeit besaß, daß die schönsten Blumen und Thiere, ja ganze Landschaften, binnen kurzer Zeit, wie gemalt, aus ihren Händen hervorgingen. Doch sah ich selten eine dieser Arbeiten zur völligen Ausführung gedeihen. Auf der Hälfte wurde sie derselben gewöhnlich überdrüssig und begann etwas Neues, das noch schöner zu werden schien, aber eben so wenig vollendet wurde; ja es schien mir schon damals sonderbar, daß Frau Sigbrit, die von Anderen die strengste Ordnung forderte, sie so ihren Willen haben ließ. Die junge Dyveke ging auch sehr zierlich gekleidet. Ihre Kleidung war, nach der Mode damaliger Zeit, schwarz, aber von dem kostbarsten Zeuge, ihr feiner Halskragen wetteiferte an Weiße mit dem blendenden Halse; die Schuhe, welche ihre kleinen Füße bedeckten, konnten nicht in Bergen verfertigt werden, sondern mußten vom Auslande kommen, und Frau Sigbrit, die doch damals eben nicht über viel Geld zu verfügen hatte, scheuete keine Ausgabe, wenn es den Putz ihrer Tochter galt. Dyveke war schon so verwöhnt, daß sie verwarf, was nicht kostbar und neu war, ja selbst dieses wurde sie bald überdrüssig, und dann gab sie es dem Ersten dem Besten, der ihr aufstieß; doch wurden

diejenigen, die diese Geschenke annahmen, nicht selten von Frau Sigbrit gezwungen, dieselben zurückzugeben.

Nicht immer, selbst nicht in Gegenwart der Mutter, war Dyveke so stille, als da ich sie das erste Mal sah. Im Gegentheil begab es sich mitunter, daß sie, wenn sie etwas sah, das ihr seltsam vorkam, ins lauteste Gelächter ausbrach, ohne auf die Anwesenden Rücksicht zu nehmen, und wie folgsam sie sonst auch war, verschonte sie doch nicht einmal die Mutter selbst, wenn diese, was oft der Fall war, eins oder das andere Kleidungsstück anhatte, das entweder aus Sparsamkeit verschnitten war, oder wegen seines altfränkischen Schnittes Dyveken gar zu häßlich schien. Ja wenn die Laune über sie kam, konnte sie mit unwiderstehlicher Freundlichkeit und den zärtlichsten Liebkosungen die Mutter bitten, eine Kleidung der erwähnten Art anzuziehen, und wenn sie nun Frau Sigbrit so gekleidet sah, brach sie gerade vor ihren Augen in das unmäßigste Gelächter aus; sie glich dann einem unbändigen Füllen, das jedes Zügels spottet, und kümmerte sich nur wenig um das Mißvergnügen, welches die Mutter über diese Aufführung an den Tag legte.

Es fanden sich in der Gegend mehrere angesessene Familien, die nicht zum Bauernstande gehörten, und

sich, zum Theil nach fehlgeschlagenen Hoffnungen, zwischen diese Berge zurückgezogen hatten. Sie enthielten sich strenge alles Umganges mit den Bauern der Gegend, über welche sie sich weit erhaben glaubten, suchten ihn hingegen am liebsten mit solchen, deren Stand sie für höher achteten, als den eigenen. Hauptsächlich waren Fremde ihnen willkommen, da diese am besten geeignet schienen, die Einsamkeit zu verscheuchen, deren geheime Zauberkraft zu ihren von anderen Begierden gequälten Seelen keinen Zutritt fand. Mit diesen Familien knüpfte Dyveke bald Bekanntschaft an, und da Frau Sigbrit von Allem Bescheid zu wissen wünschte, so gewöhnte sie ihre Tochter daran, von Allem, was sie bei ihnen sah, Rechenschaft abzulegen, von den Löffeln und der Kleidung an, bis zu den Mienen und geheimen Gedanken der Menschen. Indessen war Dyveke gar zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um ihre Aufmerksamkeit lange auf Andere zu richten; doch ersetzte oft ihre Laune, was ihr an Beobachtungsgabe abging. Eine stark hervortretende Eitelkeit, oder eine mit Aengstlichkeit verborgene Armuth zu entschleiern, glückte ihr wohl auch zuweilen. Noch besser wußte sie die körperlichen Mängel darzustellen, die sie bemerkt hatte, und da war es denn seltsam zu sehen, wie sich ihre schlanke Gestalt und

ihre geschmeidigen Glieder in alle die Falten biegen konnten, in welche eine grausame Natur, gleichsam mit eisernen Banden, die verlassensten ihrer Geschöpfe hineinzwängt. Jeder ihrer Züge, ja jedes Glied ihrer Finger wurde dann ein Pinselstrich zu dem Bilde, welches sie darstellen wollte, und mitten in diesen wunderbaren Wendungen und Drehungen erscholl dann plötzlich der Beifall der Mutter, gleich dem bitteren Hohn eines Dämons über die erniedrigte und verspottete Menschennatur, während Dyveke in ihrem leichtsinnigen Lachen mehr einer Luftelfe glich, die in irdische Tracht gekleidet, der Fesseln spottet, in welche sie selbst ihre leicht beweglichen Glieder hineingezwängt hat.

Zuweilen stellte Dyveke auch auf ihre Weise ein Bild unserer Nationalgebräuche dar, doch mit so großer Anmuth, daß nicht einmal ich selbst, der ich doch diese Gebräuche liebte, im Stande war, über ihr Beginnen zu zürnen. So unternahm sie es einst, mit Mehreren gemeinschaftlich, eine Hochzeitsscene nachzumachen. Unter den Bauern Norwegens ist es Sitte, daß die Braut eine mit Goldflitter, unechten Steinen und vergoldeten Silbermünzen besetzte Krone tragen soll. Unter dieser wird das Haar so stark aufgebunden, daß man es nicht sehen kann. Die schwere Krone und das stramm aufgebundene Haar verwandeln

dann oft die arme Braut in eine Märtyrin für ihren Putz, und der Ausdruck des Leidens tritt oft an die Stelle der Freude, die man an diesem Tage zu schauen hofft. Dyveke hatte eine solche Braut gesehen, und den Zug, der sie zur Kirche begleitete, was auf das vierzehnjährige Mädchen keine andere Wirkung gehabt hatte, als ihre Begierde rege zu machen, etwas Aehnliches auf ihre Weise darzüstellen. Eines Sonntags hatte sich bei Herrn van Claesen eine Gesellschaft der obenerwähnten Familien versammelt. Da diese allzeit bereit waren, die Gebräuche eines, wie sie sich einbildeten, weit unter ihnen stehenden Standes zu verhöhnen, so war es ihr ein Leichtes, Theilnehmer zu erwerben. Nun wurde die Gesellschaft auf die wunderlichste Weise verkleidet. Einer führte den Zug an, auf einer schlechten Violine einige Nationalmelodien spielend, die an sich schön waren, mit denen aber der Spielende, indem er vorsätzlich falsche Töne griff, einen musikalischen, oder richtiger, einen unmusikalischen, Spott trieb. Diejenigen, welche das Gefolge vorstellten, kleideten sich, Einige in Kleider von Fellen, wie die Fischer, Andere in wollene Jacken, unter denen sie ihre gewöhnliche Kleidung trugen. Dyveke selbst war als Braut gekleidet, mit einer Krone auf dem Haupte, unter welcher ihr langes Haar frei über den Rücken

hinabhing; um den Hals trug sie feine Spitzen; kein Bitten hatte sie vermögen können, diese gegen das rothe, mit Silbermünzen behängte Tuch zu vertauschen, welches eine Braut in diesen Gegenden gewöhnlich trägt. In dieser wunderlich zusammengesetzten Tracht sah sie entzückend schön aus. Plötzlich näherte sie sich mir, verbeugte sich tief und sagte: „Ihr Zabern seid gar zu ernst, um irgend eine andere Rolle zu übernehmen; Ihr müßt Euch gefallen lassen, den Bräutigam vorzustellen.“

„Dazu ist er linkisch genug,“ bemerkte Frau Sigbrit.

Dyveke drückte nun, im Angesicht der ganzen Gesellschaft, einen zärtlichen Kuß auf meine Lippen, und führte mich mit unwiderstehlicher Gewalt an die Spitze des Zuges. Darauf ging sie mit niedergeschlagenen Augen an meiner Seite, gefolgt von der übrigen Gesellschaft. Nachdem wir alle Zimmer durchwandert hatten, ging der Zug, der stets einen wilderen und bacchantischeren Anstrich annahm, in den Hof hinab, und von da auf den Weg hinaus, der zur Kirche führte. Hier versammelten sich indessen mehrere Bauern, die Anfangs mit mißbilligendem Schweigen, dann mit offenbarer Erbitterung unsern Aufzug betrachteten, den sie ihnen zum Spott angestellt glaubten. Ihre Zahl

wuchs mit jedem Augenblicke, ja am Ende waren wir von einem großen Menschenhaufen umringt, der uns mit finsteren Blicken und halb unterdrückten Zornesäußerungen betrachtete. Dyveke schien sich hierum nicht zu kümmern, sondern begann auf tausenderlei Weise mit ihrem Bräutigam zu liebkosen, bis endlich ein dreister Bursche hervortrat, und mit drohender Stimme rief: „Die Krone herunter!“ —

„Die Krone herunter!“ wiederhallte es wie ein Echo aus hundert Kehlen. Unsere Gesellschaft zerstreute sich in der größten Eile, und Dyveke eilte, wie eine gescheuchte Taube nach ihrer Wohnung, während ich, so gut ich konnte, die Bauern zu beruhigen suchte. Ehe diese sich noch entfernt hatten, kam indessen Dyveke in ihrer gewöhnlichen Kleidung zurück; freundlich redete sie die Aeltesten an, und bat sie, ihr ihren Leichtsinn nicht übel zu nehmen. Sie wollte sie nicht beleidigen, sagte sie, sondern sie fände ihre Brauttracht so geschmackvoll, daß sie der Versuchung nicht habe widerstehen können, sich selbst einmal in dieselbe zu kleiden. Ihre freundlichen Worte, die anscheinend unschuldigen und einschmeichelnden Mienen, nebst ihrer hervortretenden Schönheit, verfehlten ihre Wirkung nicht. Der Haufe zerstreute sich, nachdem Alle Dyveken die Hand gereicht hatten, die von jedem Einzelnen mit

einem freundlichen Lächeln Abschied nahm. Obgleich Dyveke solchergestalt Alle versöhnte, fiel dennoch der Tadel um so mehr auf die Mutter, von der man sagte, sie müsse verständiger sein, und dergleichen nicht erlauben. So trug auch dieses dazu bei, das Mißvergnügen mit der Frau Sigbrit zu vermehren.

Ein einziges ernstes Gefühl schien in Dyvekes leichtsinnigem Herzen Wurzel gefaßt zu haben, nämlich Liebe zu ihrem verstorbenen Vater. So war ich einst Zeuge eines leidenschaftlichen Auftritts, als Frau Sigbrit, was sie oft zu thun pflegte, ihres Eheherrn mit Mißbilligung erwähnte: „Hätte er nicht so unvorsichtig gehandelt," sagte sie, „da wären wir reiche Leute, und dürften nicht in fremden Ländern Zuflucht suchen. Er war aber besser dazu geschickt, hinter dem Ofen zu sitzen, als sich mit den Kabeljau's zu streiten; deshalb haben sie ihn auch zur Ruhe gebracht; ich selbst sah in Sluis sein bleiches Haupt, als der Büttel es in der großen Versammlung zur Warnung emporhob." Dyveke stand anscheinend ruhig und hörte sie an, ohne zu antworten Doch zupfte sie zu gleicher Zeit, wie es schien, ohne es zu wissen, die Fäden aus einer kostbaren Stickerei, und zerriß dieselbe endlich, obgleich sie mehrere Tage daran gearbeitet hatte. Bei den letzten Worten der

Mutter wurde sie endlich blaß wie eine Leiche, und stürzte mit einem lauten Schrei zu Boden. Alle erschracken, Frau Sigbrit eilte hinzu, faßte sie mit ängstlicher Fürsorge in ihre Arme, und war, als Dyveke aus ihrer Ohnmacht erwachte, freundlicher, als ich sie je zuvor gesehen habe. Ueberhaupt habe ich selten gehört, daß Frau Sigbrit, die Anderer sonst so wenig schonte, Dyveken ein böses Wort sagte; sie war ihr Augapfel, über den sie, wie über einen seltenen Schatz, wachte.

Gegen meine Mutter war Dyveke überaus freundlich. Ganze Stunden konnte sie ihr von Holland und Brabant erzählen, und wie ihre Verwandten ihrer noch mit Liebe gedächten und erwähnten; was meiner Mutter zur großen Freude gereichte. Doch brachte sie es nie so weit, daß meine Mutter sich ihr recht von Herzen hingab. Es lag vielmehr ein verborgener, aber starker innerer Unterschied in dem Wesen Beider, der, wenn er auch nicht, wie zwischen Frau Sigbrit und meiner Mutter, ein gespanntes Verhältniß erzeugte, sie doch verhinderte, Freundschaft mit einander zu schließen.

Gegen mich war Dyveke in ihrem Betragen etwas veränderlich, zuweilen schien sie mich kaum zu be-

merken, dann wieder war sie freundlich und zuvorkommend. Was mir hauptsächlich an Dyveke gefiel, war ihr schöner Gesang und die Fertigkeit, mit welcher sie denselben auf der Harfe zu begleiten verstand. Aber auch hierin war sie launenvoll; selten sang sie, wenn man sie darum bat, ja sie weigerte sich mitunter zu singen, selbst wenn sie wußte, daß ganze Gesellschaften bloß deswegen versammelt waren. Zu andern Zeiten sang sie unaufgefordert und lange, sowohl für mich wie für Andere. In solchen Augenblicken schien ihr Leichtsinn einem höheren Ernste zu weichen; dann traten Thränen in ihre Augen, und man mußte glauben, daß die tiefste Leidenschaft durch ihre volle wohlklingende Stimme tönte; aber kaum war die Harfe in den Winkel gestellt, so war die Stimmung, einem Blitzstrahle gleich, wieder verschwunden.

Ich erinnere mich hauptsächlich eines alten deutschen Volksliedes, das einen tiefen Eindruck in meiner Seele zurückließ. Die einzelnen Worte sind mir nicht erinnerlich, aber den Ausdruck, mit welchem sie sang, und den Inhalt des Liedes werde ich nie vergessen, um so weniger, da sich dieses Lied in demselben Phantasienkreise bewegte, als die Mährchen, von denen meine Seele damals angefüllt war. Das Lied handelte von einem

Meerweibe, das in einen Ritter verliebt war, und sich endlich mit ihm vermählt hatte. Das Leben, welches die beiden Liebenden auf dem Meeresgrunde führten, war kurz geschildert nach Sitte der alten Sänger, aber doch mit kühnen Pinselstrichen und den anlockendsten Farben der Phantasie. Der Ritter reiset nun zu einem Turniere an des Kaisers Hof, wo er, als Preis seiner Tapferkeit, die Hand einer schönen Prinzessin gewinnt. Doch, zum nicht geringen Erstaunen des Kaisers und des anwesenden Volkes, weigert er sich, dieselbe anzunehmen. Endlich gelingt es einem Mönche, dem Ritter sein Geheimniß zu entringen. Theils die Vorstellungen des Mönches, daß er sich durch eine solche Verbindung der Gewalt des Teufels überantworte, theils die Lieblichkeit der reizenden Prinzessin, bewogen ihn, seine Liebe abzuschwören. Seine Vermählung wird nun mit großer Pracht vollzogen, aber am Hochzeitsabende, als die Freude den höchsten Gipfel erreicht hat, keimt aus der Decke des Rittersaales ein Kranz von Schilf und Wasserlilien hervor; zwischen diesen zeigt sich, gerade über des Ritters Haupte, eine weibliche verschleierte Gestalt, die den schönsten Fuß, den nur Jemand gesehen hat, über ihn ausstreckt. An diesem Fuß erkennt der Ritter seine frühere Geliebte wieder, sie verschwindet, aber von diesem Tage an weicht alle Ruhe

von ihm, und bald darauf stirbt er. Die Prinzessin und das Meerweib treffen endlich an seinem Grabe zusammen, wo sie beide für seine Seele beten. Dies war der Inhalt des Liedes, das dem Leser als ein einfältiges Mährchen erscheinen muß, aber Dyveke sang es mit so vielem Ausdruck, und spielte mit so vielem Leben, daß die Töne mit den aufgeregten Wogen Aehnlichkeit bekamen, und sie selbst mir, während des Gesanges, das unglückliche Meerweib zu sein schien, dessen Treue und Ergebenheit so schlechte Erwiederung fand.

Obgleich sie mir jenes Mährchen oft vorsang, achtete sie doch nie der Sagen, die ich ihr erzählen wollte. Sie behauptete, daß die Felsen, welche uns einschlossen, ihr das Herz beklommen genug machten, weshalb ich, wenn ich nichts Lustiges wisse, nur schweigen möchte. Einst überredete ich sie doch, unsere gewöhnlichen Spaziergänge zu verlassen, und mich in die Berge hinein zu begleiten. Aber kaum waren wir an einem großen Bergstrome vorübergekommen, der eine Viertelmeile von unserem Hause entfernt war, als Dyveke über Müdigkeit klagte, und heftig auf die Rückkehr drang. Da sie indessen nicht so schnell nach Hause kommen konnte, als sie es wünschte, wurde sie ungeduldig, und da ich, indem ich einen Zweig zur Seite bog, Ursache war, daß derselbe ihren Kragen faßte, und ein Wassertropfen

auf diesen herabtröpfelte, sagte sie, ich hätte ihre Spitzen befleckt und zerrissen. Als ich keinen Fleck sehen konnte, und den Riß unbedeutend fand, wurde sie böse, und zerriß nun selbst den Kragen völlig, behauptend, er sei doch verdorben. Darauf brach sie in ein heftiges Weinen aus, und ich mußte sie, was ich, die Wahrheit zu sagen, gern that, fast nach Hause tragen; denn ihre zarten Füße hielten es nicht länger aus, auf die harten Steine zu treten. Zu anderen Zeiten war sie dreister, und obgleich sie sich nie wieder zwischen die Berge hineinwagte, konnte sie doch, wenn die Lust sie anwandelte, mehrere Stunden lang im Walde umherwandeln, ohne Müdigkeit zu fühlen. Es war lieblich zu schauen, wie das schöne, schon damals entwickelte Mädchen, dessen Liebreiz jede Bewegung vermehrte, behende, wie ein Reh, zwischen dem Gestrüpp und den hohen Bäumen seinen Weg zu finden wußte. Bei einer solchen Gelegenheit ereignete es sich einst, daß ein Mann, den ich früher nicht gesehen hatte, aus dem Walde hervortrat. Er war in einen großen dunkelbraunen Mantel gehüllt, und schien im Gebirge Pflanzen gesucht zu haben. Hätten nicht sein hoher Wuchs und sein gebietendes Wesen dawider gezeugt, so hätte man seiner Kleidung und seinen schwermüthigen Gesichtszügen nach, wohl versucht werden können, ihn

zu den umherwandernden Zigeunern oder sogenannten Taterbanden zu zählen, die sich zuweilen auch in diesen Gegenden zeigten. Er vertrat Dyveken den Weg und betrachtete sie gedankenvoll, ohne zu grüßen. Dyveke schrie laut auf, und hielt sich mit krampfhafter Aengstlichkeit an mir fest.

„Fürchte Dich nicht vor mir, mein Kind," sagte er, „sondern vor Deinem eignen unbewachten Herzen. Hänge einen Sardonyx an Dein Halsband," fuhr er fort, „denn dieser Stein befreit von leichtsinnigen Gedanken. Reiche mir Deine Hand, so will ich Dir Dein Schicksal vorherverkünden." Dyveke, bei der die Neugierde bereits den ersten Schreck verdrängt hatte, reichte ihm die Hand, wiewohl nicht ohne Zittern.

„Sie ist schön weiß," sagte er, nachdem er sie eine Weile betrachtet hatte, „und doch wird um ihretwillen das rötheste Blut fließen."

„Seid Ihr ein Chiromant?" fragte Dyveke, die Hand zurückziehend.

„Der bin ich," entgegnete jener, „und ein Sterndeuter dazu; Dich sah ich kurz nach Deiner Geburt, und schon damals stellte ich Dein Horoscop."

„Welche Sterne sind mir günstig?" fragte Dyveke, die nun völlig ihren Muth wieder erlangt hatte.

„Die Venus und der wankelmüthige Mercurius," lautete die Antwort; „doch stand jene in der Stunde Deiner Geburt dem tödtenden Medusenhaupte gar zu nahe."

„Das ist mir eine dunkle Rede," unterbrach ihn Dyveke.

„Die Kraft der Venus," fuhr er fort, „wurde damals von dem giftigen Saturn gedämpft, der sein Licht von dem neunten Hause aussendete, wodurch eine Reise angedeutet wird, von welcher zurückzukehren, böse Planeten Dich verhindern werden."

„Droht mir denn irgend eine Gefahr?" fragte Dyveke.

„Jupiter," sagte der Sterndeuter, „welcher rechtmäßige Herrschaft verleiht, stand in jener Stunde beim Niedergange, nahe dem Horne des Steinbocks, und wenn die Sonne zum fünf und zwanzigsten Male nach dem Jahre Deiner Geburt in das Zeichen des Scorpions tritt, so droht Dir ein gewaltsamer Tod in einem fremden Lande."

Mit diesen Worten wendete sich der Unbekannte von ihr und ging tiefer in den Wald. Dyveke sah ihm mit einem spöttischen Lächeln nach, und sagte: „Eure Wahrsager sind, wie das Uebrige in diesem Lande, ihre Worte sind drohend, aber kahl wie Steine

in Euren unfruchtbaren Bergen.“ Trotz ihres Spottes ging sie doch dies Mal gedankenvoller heim, als gewöhnlich.

Von der Zeit an, als Dyveke die oben erwähnte Procession angestellt und mich im Scherz zu ihrem Bräutigam erwählt hatte, schien es mir, als sei sie wärmer und freundlicher gegen mich geworden, als zuvor. Doch kann es auch sein, daß es mir nur so vorkam, weil ich selbst, von der Zeit an, mich ihr mit größerer Dreistigkeit näherte. So viel ist gewiß, daß sie nach der Zeit jeden Abend mit mir, bis spät in die Nacht hinein, lustwandelte, daß sie nun gern meinen Erzählungen zuhörte, und daß sie mir oft meine Lieblingslieder vorspielte; ja ihre Augen weilten zuweilen auf mir, und schienen mancherlei zu sagen, wovon ich früher nie eine Ahnung gehabt hatte, und was doch jetzt mein Herz aufs Heftigste zum Klopfen brachte. Um diese Zeit entstand, wie ich oben berichtet habe, eine größere Spannung zwischen meiner Mutter und Frau Sigbrit. Dies hatte jedoch keinen anderen Einfluß auf Dyvekes Betragen gegen mich, als daß ich sie seltener zu Hause sah; desto öfter aber begegnete ich ihr auf meinen Wanderungen im Walde. Anfangs schien Frau Sigbrit dieser Zusammenkünfte nicht zu achten, doch wurde sie am Ende bedenklich,

und verbot Dyveken, spät Abends mit mir zu gehen. Als dieses nicht half, trat sie uns eines Abends plötzlich entgegen, als wir Hand in Hand in dem großen Garten lustwandelten, der Herrn van Claesen gehörte. Ihre Augen schienen mehr dunkelgrau als gewöhnlich, und funkelten von einem Feuer, das ich selten in denselben bemerkt hatte. Nichtsdestoweniger faßte sie mich, anscheinend kaltblütig, beim Arm, schob mich zum Gartenthore hinaus, und sagte: „Da geht der Weg zu Eurer Wohnung, junger Herr; Ihr seid beides, zu jung und zu alt, um so spät mit einem jungen Mädchen allein zu lustwandeln; es ist weder gut für Euch, noch für sie.“ Nach dieser Rede, in welcher sie wohl nicht so ganz Unrecht hatte, wollte sie das Gartenthor hinter mir verschließen, aber nun stürzte sich Dyveke, ohne sich von der Anwesenheit der Mutter irre machen zu lassen, mit der größten Heftigkeit in meine Arme.

„Nein,“ sagte sie, „ich will ihn sehen, und wenn man mich von ihm trennt, so sterbe ich vor Kummer.“

„Sie wird Euch vergessen binnen vier und zwanzig Stunden,“ bemerkte Frau Sigbrit.

„Nie,“ sagte Dyveke. „Morgen um fünf Uhr,“ flüsterte sie mir ins Ohr, indem sie sich mir wieder in die Arme warf, „am Eingange der Haselallee, links,

neben dem Thorwege.“ Frau Sigbrit zog sie nun mit Gewalt zurück, warf die Gartenthür ins Schloß und steckte den Schlüssel zu sich. „Lebt wohl, junger Herr,“ rief sie mir zu, „grüßt Eure Mutter von mir, und sagt ihr, sie sollte Euch ein paar tüchtige Ohrfeigen geben, und will sie es nicht, so werde ich sie Euch selbst geben, wenn Ihr es öfter wagt, in unser Haus zu kommen.“ So sprechend ging sie mit Dyveken fort, die mir mit ihrem weißen Taschentuche winkte, und mit ihrem Finger Küsse zuwarf, so lange sie mich sehen konnte.

Den folgenden Tag bemerkte ich, daß meine Mutter mich mit ernsten Blicken betrachtete, doch achtete ich dessen nicht, denn Dyvekes Bild, das mir Tag und Nacht vor Augen schwebte, flößte mir Gleichgültigkeit gegen alles Andere ein. Meine einzige Furcht war, man möchte unser Stelldichein verhindern, aber das geschah nicht. Schon eine Stunde vor der bestimmten Zeit eilte ich fort, und, ohne der scharfen Dornen zu achten, bahnte ich mir einen Weg durch die Hecke, die van Claesens Garten von dem unsrigen trennte. Hier harrte ich nun mit klopfendem Herzen hinter den Haselbäumen der Ankunft Dyvekes.

Sie fand sich zur bestimmten Zeit ein, blickte umher, und warf sich, als sie wahrnahm, daß außer uns Niemand zugegen sei, mit der größten Heftigkeit in meine Arme, ja sie überschüttete mich mit den zärtlichsten Küssen. So weit hatte sie sich, mit Ausnahme des vorigen Abends, noch nie von der zurückhaltenden Jungfräulichkeit entfernt, aber unser Verhältniß war jetzt ein ganz anderes, und ohne zu bedenken, daß wir nicht von uns selbst allein abhingen, schwuren wir einander ewige Treue. „Ich weiß, daß sowohl Deine als meine Mutter Plane gegen uns geschmiedet haben," sagte Dyveke, „aber gleichviel! ich will Alles für Dich wagen." Darauf lösete sie von ihrem Halse das Halsband, an welches der Wahrsager ihr gerathen hatte, einen Sardonyx zu hängen, und reichte es mir, als ein Pfand ihrer Treue. Ja sie befestigte es selbst auf meine Brust, und ich drückte sie mit Heftigkeit an mein Herz. Kurz darauf trat Frau Sigbrit mit meiner Mutter aus dem Gebüsch. „Da seht Ihr's!" sagte Frau Sigbrit, „gleich fort, Jungfer! solche Zusammenkünfte zu haben kleidet Euch nicht halb so gut, als Euer Strickzeug oder Euer Stickrahmen. Hütet Ihr nun Euren Sohn, diese werde ich schon hüten," fügte sie hinzu, und faßte Dyveke beim Arm, um sie fortzuführen.

„Nicht wahr, mein Freund, Du verläſſeſt mich nie?" ſagte Dyveke.

„Nie," entgegnete ich, „kein Verbot, keine Qual ſoll mich von Dir trennen."

„Hört nur," bemerkte Frau Sigbrit, „wie kühn Euer Sohn geworden iſt, obgleich er kaum ſeine ſechszehn Jahre vollendet hat."

„Nicht kühner," erwiderte meine Mutter, „als Eure Tochter, die noch jünger iſt." Damit ſchieden wir für dieſes Mal.

Meine Mutter nahm mich nun ernſtlich vor, und gab mir zu bedenken, wie unbeſonnen ich handelte, und wie wenig das, was wir von Dyveke wüßten, Hoffnung gäbe, daß Jemand auf ſie das Glück ſeines Lebens bauen könnte. Ebenfalls gab ſie mir zu bedenken, wie jung ich ſelbſt noch ſei, wie wenig ich bis jetzt noch die Welt kenne, oder im Stande ſei, mir meine eigene Zukunft zu ſichern; hauptſächlich legte ſie viel Gewicht auf die Mißbilligung, mit welcher mein Vater meine Unbeſonnenheit aufnehmen würde. Aber ihre Worte waren in den Wind geſprochen, Dyvekes Harfe, deren Töne in der Abenddämmerung aus ihrem Fenſter an mein Ohr drangen und in vollen Accorden ihren ſchönen Geſang begleiteten, erweckte die heftigſte Sehnſucht in mei-

ner Brust, und vernichtete jeden Eindruck der Rede meiner Mutter.

Den andern Morgen kam Frau Sigbrit zu uns, und sagte, sie vermisse ein Halsband, das Dyveke verloren zu haben vorgäbe, wahrscheinlich aber mir geschenkt habe. Meine Mutter fragte mich ernst, ob ich das Halsband hätte. Ich läugnete es nicht, fügte aber hinzu, daß man es mir nie, außer mit Gewalt, entreißen sollte. „Ihr verwahrt Eure Kleinodien vorsichtig," bemerkte Frau Sigbrit, indem sie mit einer behenden Bewegung einen hervorragenden Theil des Halsbandes ergriff, und es mir über den Kopf fortzog. „Nun ist es in meiner Gewalt," fuhr sie fort, und ich lasse es mir auch nicht so leicht entreißen. Dyveke werdet Ihr schwerlich wiedersehn, so lange dieser Rausch anhält." Damit ging sie.

Meine Mutter bat mich nun aufs freundlichste und wehmüthigste, meine Leidenschaft zu unterdrücken, und vertrauete mir überdies, daß Frau Sigbrit ernstliche Anstalten zu ihrer Abreise träfe. Dies schlug mich mehr nieder als alles Andere, was meine Mutter sagte. Ich schlich mich mehrmals nahe an van Claesens Haus, hauptsächlich wenn ich Abends Dyvekes Harfe hörte, aber immer erblickte ich, statt des jugendlichen Antlitzes meiner Dyveke, das Späherauge der Frau

Sigbrit, die, wie ein Drache, über ihren Schatz wachte, und deren boshaftes Gelächter mir oft verrieth, daß sie meine Anwesenheit entdeckt habe. Nur einmal fand ich an der Erde ein paar Zeilen, in welchen Dyveke mich bat, den folgenden Abend unter ihrem Fenster zu erscheinen. Als ich mich aber zu der bestimmten Zeit einfand, sah ich wieder Niemand weiter als Frau Sigbrit, die, einem Habicht gleich, von dem offenen Fenster herabspähete. „Ihr kommt wohl um Dyvekes willen,“ sagte sie, „aber die hat heute Abhaltung, sie hat ein Geschenk bekommen, welches sie so sehr beschäftigt, daß sie Euch heute schwerlich wird sehen können; kommt übermorgen wieder, da werde ich Euch vielleicht selbst zu ihr führen.“ Bestürzt stand ich da, und trauete kaum meinen eigenen Ohren. „Seid Ihr denn wirklich von unserem Schicksale gerührt worden?“ fragte ich. „Kommt übermorgen um neun Uhr wieder,“ rief sie nochmals und schlug das Fenster zu. Beklommenen Herzens kehrte ich heim, ohne auf die Rede der Frau Sigbrit eben viel zu bauen, um so weniger, da meine Mutter mich während dieser ganzen Zeit mit großer Theilnahme und Bekümmerniß betrachtete; dennoch fand ich mich zur bestimmten Zeit ein. Frau Sigbrit stand dies Mal im Hofe, und ertheilte dem Diener van Claesens Befehle. „Habt

die Güte, hinaufzugehen," sagte sie zu mir. „Ihr kennt den Weg ja recht gut." Ich stieg nun die Treppen hinan, und öffnete die Thür zu Frau Sigbrits Wohnstube. Das Erste, was mir in die Augen fiel, war Dyveke, schöner noch, als je zuvor. Eine hohe Röthe färbte ihre Wangen. Ein Kragen von Zobelfellen schlang sich um ihren weißen Hals, und ein Pelz von feinem blauen Tuch hing in Falten um die vollen Hüften, und wurde in der Taille von einem schmalen Gürtel gehalten. Als sie mich sah, schüttelte sie die gelben Locken von der Stirn zurück, aber von Betrübniß war in ihrem Antlitze keine Spur. Sie spielte mit einem Schooßhündchen, das sich am Fußboden umherwälzte, und bei jedem Schritt, den sie machte, an ihr hinaufsprang. „Sieh doch das niedliche Thier!" sagte sie, „das hat mir meine Mutter geschenkt."

„Dyveke," fragte ich, „wo sollst Du hin? Du bist ja in Reisekleidern."

„Ja," antwortete sie, „wir reisen nach Bergen, kommen aber wohl bald wieder."

„Ach, Dyveke! Du kommst nie wieder!" sagte ich, während all mein Blut sich in starken Strömen zu meinem Herzen drängte, daß es mir dem Brechen nahe schien.

„Ja, ich komme wohl, aber hast Du je ein rei=

zenderes Thier gesehen?" fuhr sie fort und liebkosete das Schooßhündchen, das gleich zu knurren und zu klaffen begann, als es mich sah. „Bleib da!" sagte sie, „er mag Dich nicht leiden. Keiner darf sich ihm nähern, den er nicht leiden mag."

„Ihr seht, wie heftig ihre Liebe in kurzer Zeit werden kann," sagte Frau Sigbrit, die jetzt ebenfalls in Reisekleidern hereintrat. „Wenn wir hier blieben," fügte sie hinzu, „dürftet Ihr uns jetzt gern besuchen, so oft es Euch beliebte; da wir aber reisen, so können wir uns schwerlich länger sehen, Ihr möchtet denn Lust haben, uns zu begleiten, und Dyvekes Hund nach dem Strande hinunterzutragen."

„Nein, ich will ihn selbst tragen," sagte Dyveke, indem sie ihn mit der größten Sorgfalt in den Arm nahm. „Lebe wohl, ich liebe Dich doch, trotz Allem, was meine Mutter sagt," fügte sie hinzu, und hüpfte zur Thür hinaus. Wie versteinert stand ich da, aber mein Blut schien mir in brennendes Feuer umgewandelt, das mit jedem Pulsschlage mein Herz verzehren mußte. Ich war nicht im Stande, ein einziges Wort hervorzubringen. „Wollt Ihr uns nicht begleiten," sagte Frau Sigbrit, „so geht nach Hause! grüßt Eure Mutter, und steht nicht da wie Loths Weib, als sie den Untergang Sodoms anstarrte, und in eine

Salzsäule verwandelt wurde.“ Mit diesen Worten folgte sie der Tochter.

Kaum war sie fort, als mir die heißesten Thränen stromweise über die Wangen hinabrannen. Ich fühlte gar wohl, daß ich nie so weit würde gegangen sein, wenn mir nicht Dyveke auf mehr als halbem Wege entgegengekommen wäre. Und sie, die mir mit so großer Wärme entgegengekommen war, mir so dreist und ohne Vorbehalt, selbst in Gegenwart der Mutter, ihre Liebe erklärt hatte, sie verließ mich nun eben so leichtsinnig, wie ein Kind das Spielzeug verläßt, welches kurz vorher seine höchste Freude ausmacht. Dies war die erste bittere Erfahrung, die ich in der Welt machte.

Nachdem ich noch einige Zeit im Zimmer verweilt hatte, eilte ich endlich in den Garten hinaus, wo ich den alten van Claesen fast über den Haufen gerennt hätte; dieser zog sich erschrocken zurück, ohne jedoch, obgleich in beträchtlicher Entfernung, seinen gewöhnlichen Gruß zu versäumen, den ich dieses Mal nur wenig erwiederte. Ich lief auf einen Hügel vor dem Hause, von welchem man weit in den Meerbusen hinaussehen konnte. Hier sah ich die große Jacht, auf welcher sich jetzt Dyveke befand. Sie hatte die An=

ker gelichtet, die Segel beigesetzt, und war schon eine bedeutende Strecke vom Lande entfernt. Ich glaubte auf dem Verdeck noch Dyveke zu sehen, wie sie mit ihrem Hündchen tändelte. Jeder Augenblick erweiterte den Raum, der sie von mir trennte, bis endlich das Schiff, welches mit jeder Secunde kleiner zu werden schien, und mir am Ende kaum so groß vorkam, wie eine schwimmende wilde Ente, hinter den grauen Klippen im Hintergrunde verschwand. Nun faßte ich erst vollkommen den Spott, der dem Verfahren Sigbrits zum Grunde lag, indem sie mich selbst Zeuge sein ließ, wie leicht mein Bild aus Dyvekes Seele zu verdrängen sei. Jetzt begriff ich auch, was es heißt, in der Welt verlassen zu stehen, ohne Hoffnung, mit einer Erinnerung, gleich einem nagenden Bandwurm, von dem wir uns um so weniger befreien können, da er in unserem eigenen Inneren ausgebrütet, und mit den Säften gesäugt ist, die bestimmt waren, unser bestes Herzblut zu werden.

In diesem Augenblicke näherte sich van Claesen, was er sonst nie zu thun pflegte. „Der junge Herr," sagte er, „ist wohl betrübt; ja, ja, Menschen finden sich, und Menschen scheiden, das ist der Welt Lauf. Ich hätte auch nicht geglaubt, mich so schleunig von der Frau Sigbrit trennen zu müssen; sie war eine

kluge und treue Haushälterin. Nun, Gottes Wille geschehe! So, wie es ist, mag es vielleicht besser sein. Frau Sigbrit will sich nun in Bergen niederlassen. Gott gebe ihr Glück, denn sonst wird es meinem Geldbeutel theuer zu stehen kommen." Mit diesen Worten grüßte er auf seine Weise, und entfernte sich, ohne meine Antwort abzuwarten. Er erschien mir in diesem Augenblicke nicht anders, als ein wandelnder Busch, der, mittelst eines Zaubers, von seiner Wurzel losgerissen war, und das Vermögen zu gehen und zu sprechen erhalten hatte, um, durch die Entfaltung seiner phlegmatischen Natur, des verzehrenden Feuers in meiner Brust zu spotten.

Um dieselbe Zeit kam van Claesens Diener vom Strande zurück, und brachte mir einen Gruß von Dyveken, nebst dem Halsbande, welches sie mir schon einmal geschenkt hatte, und welches, wie sie dem Diener bei Uebergebung desselben gesagt hatte, zum Andenken und zum Pfande ihrer Rückkehr dienen sollte. Ein Funke von Hoffnung stieg in meiner Brust auf, doch dauerte diese nur kurz, und bald sah ich die Thorheit derselben ein. Ich betrachtete nun das Halsband mit Erbitterung; endlich warf ich es sogar weit ins Feld hinaus, und faßte den festen Entschluß, nie wieder an Dyveke zu denken.

Mit aller Kraft, die ich zu sammeln im Stande war, widmete ich mich nun meinen Studien, die ich, hauptsächlich in der letzten Zeit während Dyvekes Anwesenheit unter uns, ganz vernachlässigt hatte. Meine Mutter unterstützte mich treulich in Allem, was sie verstand. Nach und nach beruhigte sich mein Gemüth unter diesen Beschäftigungen; aber eine Leere blieb doch zurück, die ich früher in dieser Einsamkeit nicht gefühlt hatte. Ja, unwillkührlich überraschte ich mich oft selbst in tiefen Gedanken an dem Orte, wo ich das Halsband von mir geworfen hatte. Ich war sogar schwach genug, verschiedentlich nach demselben zu suchen, fand es aber nie wieder.

Kurz nach ihrer Ankunft in Bergen schrieb Frau Sigbrit an uns, und forderte das Halsband zurück, welches Dyveke, wie sie vermuthete, mir zum zweiten Male geschickt hätte. Meine Mutter bat mich, wenn ich es hätte, es der Frau Sigbrit wiederzugeben. Nun erzählte ich aufrichtig, wie Alles sich begeben hatte. Dieses schrieb meine Mutter an Frau Sigbrit, welche antwortete, daß ich, wenn mich die Lust anwandelte, anderer Leute Eigenthum fortzuwerfen, mich auch darin finden müßte, es zu bezahlen. Das geschah unverzüglich nach dem von Frau Sigbrit angesetzten Preise, der sicher nicht zu niedrig war.

Ein Jahr war ungefähr seit Dyvekes Abreise verronnen, als mein Vater mir befahl, nach Bergen zurückzukehren, um dort meine Kenntnisse zum gemeinschaftlichen Vortheil anzuwenden. Obgleich ich zum Handelsstande keine sonderliche Neigung spürte, wußte ich doch nichts zu antworten auf die Frage meiner Mutter, welchem anderen Stande ich mich denn gewachsen glaubte. Ueberdies begann ich, nachdem Frau Sigbrit bei uns gewesen war, mich dieses Träumerlebens zu schämen, und dieses Fleißes, der weder mir selbst, noch Anderen nützte. Ich beschloß deshalb, mich für einige Zeit dem Willen meines Vaters zu fügen, zu welcher Nachgiebigkeit wohl die Hoffnung, Dyveke wiederzusehen, mehr beitrug, als mir selbst ahnete. Nicht ohne Wehmuth verließ ich unsere stille Wohnung zwischen den Bergen, und ich erinnere mich noch gar wohl, wie schmerzliche Thränen ich vergoß, als die letzte der grauen Klippen, die das Thal einschlossen, in welchem wir bisher gewohnt hatten, aus unserem Gesichtskreise entschwand. Mir mochte wohl ahnen, daß ich erst nach manchem Wechsel diese Plätze wiedersehen sollte; es schien mir, als ob sich ein Theil von meinem Wesen losrisse, und, von diesen Felsen eingeschlossen, zurückbliebe; ja, durch mein ganzes Leben schwebte es mir vor, als könnte ich erst in diesen Ge-

genden, gleichsam innerhalb eines magischen, von der Geisterwelt beschützten Kreises, ein vollständiges Dasein wieder erlangen.

Diese Wehmuth wurde jedoch etwas gedämpft, durch das jugendliche Haschen nach dem Neuen, um so mehr, da mein Vater uns freundlicher empfing, als ich es erwartet hatte. Doch forderte er mich gleich auf, auf seinem Comptoire zu arbeiten, und das mit einem Eifer, der zum Theil wohl aus seinem Haß gegen den Müssiggang entstehen, theils auch eine Folge der geheimen Mittheilungen meiner Mutter sein mochte. Da ich weder mit fremden Sprachen, noch mit der Rechenkunst unbekannt war, gelang es mir bald, mich in die Handelsangelegenheiten meines Vaters hineinzusetzen, und mir wurde es nun übertragen, den Briefwechsel auf fremde Städte zu besorgen, was nicht so leicht war, da mein Vater, während unserer Abwesenheit, seine Geschäfte bedeutend erweitert hatte. Diese Arbeit führte ich zu meines Vaters Zufriedenheit aus; er wurde deshalb stets freundlicher gegen mich, und ich entdeckte zu meiner Freude, daß die Strenge, welche er dem halberwachsenen Knaben zeigen zu müssen glaubte, nur eine Rinde war, die ein Herz deckte, das milder und menschlicher schlug, als ich bisher geglaubt hatte.

Hiermit will ich nicht behaupten, daß mein Vater nicht mit Leib und Seele ein Kaufmann war; im Gegentheil, er dachte gewöhnlich nur an seine Handelsgeschäfte, und berechnete alle Möglichkeiten, die in dieser Rücksicht eintreffen konnten. Ja, wenn nichts Anderes in Obacht zu nehmen war, pflegte er sich nach der äußersten Spitze der Stadt hinauszubegeben, von wo man eine weite Aussicht über das Meer hat. Hier spähete er mit Aengstlichkeit nach Schiffen, zählte die Tage bis zu ihrem Eintreffen, und überließ sich allen den Leidenschaften, welche Furcht vor Verlust, oder Hoffnung auf Gewinn bei einem Menschen zu erwecken im Stande sind. Doch suchte er nie Vortheil durch Ungerechtigkeit; auch war er nicht abgeneigt, mit kleinen Summen arme Kaufleute zu unterstützen, die er für strebsam hielt. Doch geschah dies nur als Anleihe, und, wenn er auch Aufschub gestattete, forderte er doch ernstlich das Angeliehene zurück. Vornehmen hingegen lieh er, aus Grundsatz, gar nichts; denn, sagte er, was ich einmal besitze, wünsche ich nicht solchen in die Hände zu geben, die es für eine Gnade halten möchten, wenn sie mir mein Eigenthum zurückgäben. Das fürchtete er sich nicht, denen, die es anging, gerade in die Augen zu sagen. So erinnere ich mich, daß einst ein Edelmann, der sonst sehr stolz war, zu meinem Va-

ter ins Comptoir trat. Mein Vater führte ihn in ein Seitenzimmer, und ich hörte ihre Unterredung nicht. Nach Verlauf einiger Zeit aber, trat mein Vater wieder ins Comptoir, wo ich mich allein befand, und sagte: „Kannst Du rathen, was jener Edelmann wollte?"

„Vermuthlich mit Euch über Geldangelegenheiten sprechen," antwortete ich.

„Ganz recht, er wollte eine bedeutende Summe Geldes von mir leihen."

„Was antwortetet Ihr denn?"

„Daß ich nie einem Edelmanne Geld liehe, ihm aber einen guten Rath geben wollte."

„Und welchen Rath gabt Ihr ihm?"

„Ich rieth ihm, sein Glück bei meinem Nachbar, dem Kaufmanne Weberking zu versuchen, denn er sei ein Narr, sagte ich, und leihe gern an Vornehme." Später erfuhren wir, daß Weberking wirklich jenem Edelmanne aus seiner Verlegenheit geholfen hatte.

Ich lernte nun an meinem Vater mehrere Seiten kennen, die ich früher zu bemerken nicht im Stande gewesen war, oder die er mir zu zeigen bisher nicht für gut befunden hatte. Die Leere, welche er wegen der Abwesenheit meiner Mutter empfand, hatte wohl auch Mehreres bei ihm entwickelt, was man vorhin nicht

bemerkt hatte. Damals saß er Abends gewöhnlich zu Hause über seinen Rechnungsbüchern, und sprach mit meiner Mutter nur wenig, mit mir gar nicht. Jetzt hingegen hatte ihn die gar zu große Einsamkeit veranlaßt, mit seines Gleichen Umgang zu suchen. In solchen Fällen entwickelte er eine Lustigkeit und eine Laune, die man von ihm nicht hätte erwarten sollen, wenn man ihn Vormittags wortkarg und stille auf seinem Comptoir hatte sitzen sehen. Da mein Vater, selbst in seinen Vergnügungen, Ordnung liebte, so verabredete er mit mehreren Kaufleuten, zu bestimmten Zeiten zusammenzukommen, und da war denn Kommen und Gehen genau nach dem Glockenschlage festgesetzt. In diesen Zusammenkünften konnte nichts so sehr seine Munterkeit stören, als wenn Jemand außer der festgesetzten Ordnung kam oder ging. Er pflegte dann mit dem Finger auf den Tisch zu klopfen, und zu sagen: „Alles zu seiner Zeit, meine Herren! Wer im Kleinen ungenau ist, wird auch im Großen nachlässig sein." Ging hingegen Alles nach seinem Wunsche, so kam er in gute Laune, sagte viel Treffendes, und erzählte selbst erlebte Ereignisse, die, obgleich in einem gar zu belehrendem Tone vorgebracht, dennoch sowohl Klugheit als Beobachtungsvermögen verriethen. Bisweilen verfiel er freilich in den Fehler, der so

häufig von älteren Leuten begangen wird, deren Gedächtniß ihnen, rücksichtlich des Nächsten, untreu wird, obgleich es ihnen, wenn von dem Längstvergangenen die Rede ist, vortrefflich beisteht. Er wiederholte nämlich gar zu oft dieselben Erzählungen und Bemerkungen. Auch hatte er gewisse Gegenstände, auf die er mit Vorliebe zurückkam, und über welche seine Meinungen so unabweichbar bestimmt waren, daß er jede Einwendung gegen dieselben nicht allein als ungereimt, sondern fast gar als eine persönliche Beleidigung betrachtete. Ja er konnte wohl auch, wenn diese seine Steckenpferde auf die Bahn kamen, ohne daß ihm Jemand widersprach, bei dem bloßen Gedanken an einen möglichen Widerstand, laut werden und sich ereifern; und obgleich seine Freunde, die ihn achteten, und mit seinen Schwächen Nachsicht hatten, ihm gewöhnlich Recht gaben, konnte dies doch nicht immer verhindern, daß heftige Zornesäußerungen gegen Andersdenkende ausbrachen, obgleich, dem Anscheine nach, keine solche zugegen waren.

Ein Gegenstand, den er, so oft sich Gelegenheit darbot, und nicht selten, auch ohne daß sie vorhanden war, abhandelte, und gleichsam von Neuem durchfocht, war seine Meinung über den unbedingten Werth und Vorzug des Handelsstandes vor allen anderen Ständen.

„Der Kaufmann," sagte er, „bildet den eigentlichen Mittelstand, er ist der Mittler, der die übrigen Stände verbindet, das wahre Mark und der Mittelpunct des Reiches. Wenn der Kaufmann seine Vortheile kennt und zu benutzen weiß, so ist er der unabhängigste von allen Menschen. Er braucht bei den Vornehmen weder um Reichthum noch Ehre zu betteln; seinen Reichthum und seine Ehre trägt er hier." Damit schlug er an seine Brust auf die Tasche, in welcher er sein Taschenbuch trug, und bei Gelegenheit wohl auch seine Wechsel und Anweisungen. „Hier trägt er sein Ordensband," fügte er hinzu, „und den goldenen Schlüssel, mit welchem er jede Kammer öffnet. Alle bedürfen seiner, er aber bedarf Niemandes. Mögen die Ritter lange genug ihre Burgen behalten, des Kaufmanns Schiffe pflügen das große Meer, er ist der eigentliche Fürst des Meeres; den Reichthümern schreibt er ihren Weg vor, und beherrscht selbst das wandelbare Glück. Aber das versteht sich, dazu gehören die Klugheit und Mäßigung, die Uebersicht und Entschlossenheit, die nie erlernt, sondern nur da entwickelt werden können, wo sie gegeben sind. Denn nicht allein die Erzeugnisse der Länder, die Güte der Waaren und den Werth des Geldes muß der Kaufmann kennen, sondern vor allen Dingen die Leidenschaften, die Seele

des Menschen; hier gilt es aber, richtig und vorsichtig zu schließen. Ich selbst," fuhr er fort, „bin verschiedentlich in die Nothwendigkeit versetzt worden, einen Theil meines Vermögens Fremden anvertrauen zu müssen, ohne andere Sicherheit, als die, welche ein ehrliches Gesicht giebt, und dennoch täuschte ich mich nie; Gott gebe, daß das auch nie der Fall werden möge! Deshalb giebt es nächst Gott und seinen Heiligen, Keinen, den ich so hoch achte, als einen braven Kaufmann; denn vom Himmel kommt alles Gute, aber, es zur rechten Zeit und an den rechten Ort zu schaffen, es, je nach dem Bedarf, zu vertheilen, für das Beste Aller zu sorgen, indem er zugleich für seine eigne Wohlfahrt sorgt, das vermag nur der Kaufmann, zur großen Ehre für sich selbst, und, das versteht sich, unter dem Beistande des allmächtigen Gottes. Deshalb bücke ich mich nicht tiefer vor dem Lehnsherrn, ja kaum vor dem Bischofe, als vor dem reichen Gerhard Moevinkel, meinem zwanzigjährigen Nachbarn; nicht um seines Reichthums willen, wiewohl der auch nicht zu verachten ist, sondern wegen der Seelenkraft und Klugheit, durch welche er denselben erworben hat." So konnte mein Vater noch lange fortfahren, hauptsächlich, wenn er glaubte, daß Jemand zugegen sei, der seiner Meinung nicht vollkommen bei-

pflichtete. Obgleich ich schon damals fühlte, daß der Staatsmann, der Krieger, ja selbst der Bauer, und hauptsächlich der Geistliche, wenn jeder derselben die Vorzüge seines Standes einseitig hervorheben wollte, ohne die Schattenseiten desselben zu beachten, wohl ein eben so glänzendes Bild seiner Vortrefflichkeit aufstellen könnte, so sah ich doch ein, daß mein Vater, trotz seiner Einseitigkeit, einem würdigen Ziele sein Augenmerk zugewendet hatte. Dies erweckte meine Ehrfurcht vor seinen Gedanken und Handlungen, die ich ohne Vorbehalt an den Tag legte, und wodurch ich mir sein Herz gewann, zugleich mir aber Hindernisse in den Weg legte, einen Stand zu verlassen, zu welchem ich doch im Grunde keine Neigung hatte.

Obgleich mein Vater jeden tüchtigen Kaufmann in hohem Grade achtete, wurde er doch zuweilen heftig und bitter, wenn es ihm schien, daß Jemand Ungeschicklichkeit verrathen hatte, sei es nun in schlecht gegründeten Speculationen, oder im Mangel an Vorsicht und Thätigkeit bei Ausführung seiner Plane. Dies war der Fall mit einem jungen Kaufmanne, der sich einst in unserer Versammlung einfand, und sehr blaß und niedergeschlagen aussah. Mein Vater, der ihn sonst wegen seiner Rechtlichkeit achtete, fragte, was ihm fehlte. Der Kaufmann, welcher es unnöthig hielt,

seinen Zustand zu verbergen, gestand nun, aufrichtiger, als es mit Rücksicht auf seinen Credit rathsam war, daß er einen bedeutenden Verlust erlitten habe. Mein Vater fragte genauer nach den Umständen, und fand; daß Mangel an Kenntniß, ja eine völlig unausführbare Speculation dem Unglücke des jungen Mannes zum Grunde lagen. Nun wurde mein Vater ärgerlich, nahm sein Käppchen ab, und sagte trocken: „Ich wünsche Euch Glück, mein Herr! Ihr habt große Aussichten, das Himmelreich zu erben, denn es steht ja geschrieben, selig sind die Einfältigen und Geistesarmen; auf Erden seid ihr aber ein großer Thor, deshalb sage ich Euch hiemit Lebewohl, und werde mich schon hüten, mich ferner mit Euch in irgend eine Verbindung einzulassen." Nach diesen Worten erhob sich mein Vater heftig, und verließ die Gesellschaft sehr mißvergnügt und vor der bestimmten Zeit, ganz gegen die Gewohnheit, über deren Befolgung er sonst so strenge wachte.

Aber die Rache schien ihm dies Mal auf dem Fuße zu folgen. Um von dem oberen Theile der Stadt, in der Nähe der abgebrannten Kirche St. Olai, nach unserer Wohnung zu gelangen, mußten wir nämlich über eine große Brücke gehen. Mein Vater, von der Unterredung mehr als gewöhnlich aufgeregt, viel-

leicht auch vom Wein, dessen er an diesem Abende mehr genossen hatte, wie er sonst als nüchterner Mann zu thun pflegte, drehete sich auf der Brücke um, und statt, wie er sollte, geradeaus zu gehen, ging er zur Linken, wo ein Ausbau von der großen Brücke weit in die See hinaus läuft. Meine Warnung überhörend, schritt er rasch vorwärts, mit sich selbst redend, bis er nur einen Schritt zu thun hatte, um ins Wasser zu stürzen. Nun war keine Zeit zu verlieren, und ich mußte alle meine Kräfte aufbieten, um ihn von der gefährlichen Stelle zurückzureißen, wo unter seinem nächsten Schritte der Tod lauerte. Als ich ihn zurückhielt, wurde er anfangs bestürzt, als er aber seinen Irrthum einsah, dankte er mir um so herzlicher. „Da seht Ihr, mein Vater,“ sagte ich, „daß auch der Klügste zu Zeiten irren kann.“

„Du hast Recht, mein Sohn,“ antwortete er, „aber ich irrte mich nur zur Nachtzeit, der Andere unternahm seine Dummheiten mit Ueberlegung, am hellen Tage. Glücklich ist indessen der, welcher einen gutgearteten Sohn hat, der ihm unter die Arme greifen kann, wenn Alter oder das hitzige Blut ihn zum Straucheln bringen. Nicht wahr, mein Sohn,“ fuhr er fort, „Du verlässest Deinen alten Vater nicht, noch den Stand, den er für Dich gewählt hat? Thä-

test Du das, Du würdest mich sicherlich vor der Zeit ins Grab legen." Dies sagte er mit so gerührter Stimme, daß ich nicht umhin konnte, ihm feierlich zu geloben, an seiner Seite auszuhalten, so lange er lebte. Mit diesem Versprechen ging er vergnügt nach Hause. Uebrigens muß ich zu meines Vaters Ehre hinzufügen, daß er später jenen unglücklichen Kaufmann unterstützte, obgleich er sich hartnäckig weigerte, ihn zu sehen oder mit ihm zu sprechen.

Der Frau Sigbrit, welche beständig ihre Verbindung mit unserem Hause unterhielt, erwähnte mein Vater stets mit Achtung. „Sie ist die verständigste Frau, die ich gekannt habe," sagte er, „ihre Wirthschaft ist beständig im Zunehmen, sie hat von ihren Kunden eine sichere Einnahme, die bereits ihre Ausgaben übersteigt, und mit jedem Jahre wächst. Wer solchergestalt eine große Haushaltung verwaltet, wird auch zu Wichtigerem tauglich sein."

„Aber sie ist hart gegen ihre Untergebenen," sagte ich.

„Das versteht sich, das ist sie."

„Und sie ist wenig gewissenhaft, rücksichtlich der Mittel, durch welche sie sich bereichert."

„Von den wenig Gewissenhaften kann man oftmals lernen, mein Sohn."

„Was kann man von denen lernen?

„Wachsamkeit kann man zuweilen lernen, Aufmerksamkeit und die Schlauheit und Geistesgegenwart, welche, dem Zorne des Gegners zum Trotz, fast nie ihr Ziel verfehlen; wie viel Gutes könnte der Rechtschaffene nicht wirken, wenn er stets so klug und unverdrossen für sein Ziel kämpfte, wie diese Frau Sigbrit für das ihrige!"

„Ihre Tochter finde ich liebenswürdiger," sagte ich unwillkührlich, und hätte meine Worte, so wie sie über meine Lippen waren, gern gleich wieder zurückgenommen.

„Ihre Tochter ist ein Wetterhahn, mit Deiner Erlaubniß, und die größte Schwäche der Frau Sigbrit ist, daß sie, die sich sonst gegen Andere strenge genug bezeigt, dieser Tochter so unverantwortlich den Zügel schießen läßt."

Da ich nicht wußte, wiefern mein Vater von meinen früheren Verhältnissen zu Dyveken unterrichtet war, hielt ich es für das Richtigste, dieses Gespräch nicht länger fortzusetzen.

In großer Gesellschaft sah ich zum ersten Male Dyveke wieder. Sie stand nun in der üppigsten Blüthe ihres Lebens, und ich erstaunte wirklich über ihre Schönheit. Die vorhin hellen Haare waren dunk-

ler geworden, und die lieblichsten castanienbraunen Locken wogten um ihre Schläfen. Wenn sie lächelte, so leuchteten gleichsam Blitze aus den großen Augen hervor, und verklärten ihr Antlitz mit einem augenblicklichen Glanze. Sie näherte sich mir mit einer Vertraulichkeit, die jungen Mädchen in diesen Gegenden sonst nicht eigen ist.

„Erinnert Ihr Euch noch der kleinen Dyveke," fragte sie, „die Euch auf Eurer Wanderung in die Berge begleitete?"

„Ich hätte Euch kaum wiedererkannt," entgegnete ich.

„Wie so, habe ich mich denn so sehr zu meinem Nachtheil verändert?"

„Nein, im Gegentheil," antwortete ich, und mein Blick muß mehr gesagt haben als meine Zunge, denn sie wurde noch freundlicher als vorhin. Endlich holte sie einen Stuhl, und setzte sich, ohne auf die übrige Gesellschaft zu achten, an meine Seite. „Ihr seid bereits vierzehn Tage in der Stadt gewesen," fuhr sie fort, „und seid noch nicht zu uns gekommen, das ist nicht hübsch; vergißt man bei Euch so bald seine alten Freunde?"

„Es war nicht meine Schuld," begann ich, „Ihr wißt selbst, Jungfer Dyveke. —" Weiter kam ich

nicht, denn die Thür öffnete sich, und ein junger zierlich gekleideter, und, wie es schien, mit seiner Person sehr zufriedener Herr trat ein. Er näherte sich Dyveken gleich, und redete sie überaus bekannt an, ohne mich zu beachten, noch zu begrüßen. Dyveke sprach eben so freundlich mit ihm, wie vorhin mit mir. Endlich ging er, und ich näherte mich wieder.

„Wer war der junge Herr?“ fragte ich.

„Nicht wahr, er hat die feinste Haut und das schönste Haar von der Welt?“ entgegnete Dyveke.

Als sie bemerkte, daß ihre Antwort eben keinen vortheilhaften Eindruck auf mich machte, schlug sie die Augen nieder, und begann von der Freude zu sprechen, die sie an der Einsamkeit fände, und wie betrübt es sei, daß ihre Mutter sie von derselben ausschlösse. Nun näherte sich Frau Sigbrit und sagte: „Glaubt Ihr nicht, sie würde sich zwischen Euern Bergen zu Tode langweilen?“ Darauf wurde eine Harfe gebracht. Dyveke präludirte, und forderte die Uebrigen zum Tanzen auf. Nicht lange jedoch, so überließ sie ihren Platz bei der Harfe einer Anderen, und mischte sich nun selbst unter die Reihen der Tanzenden. Hier entwickelte sie eine Fertigkeit, wie ich sie noch nicht kannte, und die sie wohl in der späteren Zeit erworben hatte. Ihr schlanker Körper bewegte sich in den zier-

lichsten Biegungen, die kleinen Füße berührten nur mit den äußersten Spitzen den Fußboden, während ihre Augen von dem wunderbaren Leben glänzten, wie ich es oben beschrieb, so daß man wirklich hätte glauben sollen, eine Luftelfe bewege sich halb flatternd über der Erde, oder eine Wassernymphe schwebe vor dem Winde über die leichten Wogen dahin.

Da kam ein schwarzer Hund ins Zimmer. Kaum wurde Dyveke seiner ansichtig, als sie einen lauten Schrei ausstieß, die Reihe der Tanzenden verließ, auf einen Stuhl sprang, weinte und rief, das häßliche Thier, welches eigens komme, um sie zu beißen, solle augenblicklich fortgeschafft werden. Dies geschah, aber nun war Dyveke verstimmt, und erklärte, sie wolle nicht mehr tanzen. Ich merkte überhaupt, daß sie allenthalben das Privilegium hatte, sich aufzuführen, wie sie wollte; denn ein Kreis der vornehmsten Jünglinge umgab und vergötterte sie, und die jungen Mädchen blickten zu ihr empor, wie zu einer wunderbaren Fee, die auszuführen vermochte, was sie kaum im Traume zu wünschen wagten. Die Aelteren hingegen betrachteten sie mit Mißfallen, welches jedoch augenblicklich schwand, wenn sie mit ihrer einschmeichelnden Stimme Jemand von ihnen anredete.

Folgenden Tages, als ich gedankenvoll in einer

Fenstervertiefung unseres Hauses lehnte, kam mein Vater, ohne mich zu sehen.

„Sie soll ihn nicht haben," sagte er, „die leichtsinnige Dirne soll nimmermehr meinen Sohn haben, wenn sie auch doppelt so wohlhabend wäre, als sie wahrscheinlicherweise werden wird."

Nun wurde er meiner ansichtig, und sagte halb freundlich, halb verlegen: „Ei, sieh da, guten Morgen, mein Sohn, bist Du hier?"

„Wie Sie sehen, mein Vater."

„Hast Du meine Worte vernommen?" fragte er, und verstummte plötzlich.

„Das habe ich," war meine Antwort.

„Sie ist leichtsinnig und eitel," sagte mein Vater.

„Das ist sie; sie bemüht sich gar zu sehr, Allen zu gefallen, um dem Einzelnen gefährlich zu werden."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und Dyveke trat ein, in einer schwarzen Morgentracht, und mit einem weißen Halskragen, ganz wie in früheren Zeiten. Sie grüßte uns Beide freundlich, und sagte, sie sei gekommen, um meine Mutter und mich zu besuchen. Mein Vater entfernte sich sogleich, wie er sagte, um meine Mutter zu holen, eigentlich aber, um Dyvekes Gesellschaft zu meiden. Kaum waren wir allein, als Dyveke mich mit einem eignen Lä-

cheln betrachtete, und sagte: „Ich bin leichtsinnig und eitel, nicht wahr?"

„Wie so?" fragte ich verlegen.

„Ich bemühe mich gar zu sehr, Allen zu gefallen, um dem Einzelnen gefährlich zu werden."

„Dyveke hat gelauert," sagte ich. Sie lachte, ergriff meiner Mutter Laute, die in einem Winkel stand, und spielte den Anfang eines meiner alten Lieblingslieder. Bald hörte sie indessen auf, und nun standen wir stumm vor einander, denn wir wollten des Vergangenen nicht erwähnen, und hatten über die Gegenwart nichts zu sagen. In dieser Lage, die mir bald peinlich wurde, fiel es mir ein zu fragen, ob sie noch den schönen Hund habe, den sie einst so sehr liebte.

„Der ist fort," antwortete sie, „er war nicht schön, es war ein dummes Geschöpf, ich habe ihn einer Freundin gegeben. Nun habe ich ein weit niedlicheres Thier, wollt Ihr es sehen?" Damit eilte sie, die Thür zu öffnen, aber ehe sie mir zeigen konnte, was sie wollte, trat meine Mutter ein, und Dyveke vergaß nun ihren Vorsatz.

Was Dyveke mir dies Mal zu zeigen wünschte, war, wie ich später erfuhr, eine weiße Ziege, die sie sehr liebte, und die ihr beständig auf dem Fuße folgte.

Sie fütterte dieselbe mit ihren weißen Händen, und diese allein hatte ohne Umstände Zutritt zu Frau Sigbrits Zimmern, während sie von Anderen forderte, daß sie, nach holländischer Sitte, ihre Schuhe draußen stehen ließen. Diese Ziege schlief in Dyvekes Gemach, und so wie sie gewohnt war, auf die hervorragenden Klippen zu springen, so sprang sie nun auf Stühle und Tische, doch gewöhnlich so behende, daß sie keinen Schaden anrichtete. Oft ereignete es sich auch, wenn man an Sigbrits Hause vorüberging, und die schöne Holländerin zu erschauen hoffte, daß man statt ihrer nur die Ziege erblickte, mit ihrem Barte und ihren Hörnern, wie sie neugierig von dem offenen Fenster hinabstarrte; doch hörte man zugleich oft drinnen Dyvekes gedämpftes Lachen. Die Ziege war launig wie ihre Herrin, zuweilen war sie freundlich, und zu anderen Zeiten stieß sie mit den Hörnern; hauptsächlich schien sie gewissen Menschen ihren Zorn zugewandt zu haben; so war sie mir eben nicht sonderlich gut, sondern stellte sich bei jeder Gelegenheit auf die Hinterbeine und zeigte mir ihre Hörner. Bisweilen verschonte sie nicht einmal Dyveke selbst, die dann böse wurde und sie mit ihren kleinen Händen schlug. Dieser Liebling begleitete Dyveke nicht allein durch die Stadt, sondern drängte sich an ihrer Seite manch-

mal in die Gesellschaften ein, zu denen sie eingeladen war. Da erklärte sie dann oft, daß, wenn sie bleiben sollte, die Ziege auch bleiben müsse, und wirklich hatte sie sich zu verschiedenen Malen entfernt, wenn jene fortgewiesen worden. Da nun die Meisten das schöne Mädchen zu sehen wünschten, und die Gesellschaft durch ihr Fortgehen allen Reiz verlor, so fügte man sich bisweilen darin, um ihretwillen, dieses Thier mit zu haben. Sah man übrigens die lebensfrische, schöne Holländerin, von der behenden, schneeweißen Ziege begleitet, zwischen den steifen, schwarzgekleideten Kaufleuten, den plumpen Handwerkern und den stillen Frauen mit ihren Regentüchern, durch Bergens Straßen gehen, so erschien sie wie ein Wesen aus einem anderen Jahrhundert, das launig und satyrisch auf das gegenwärtige Geschlecht hinabblickte; ja wenn ich jetzt daran denke, so will es mich bedünken, als ob eine der alten heidnischen Nymphen, die ich in Gesellschaft von gehörnten Waldgöttern abgebildet gesehen habe, zum Leben erwacht wäre, um mit ausgelassenem Leichtsinn der strengeren, obgleich anständigeren Sitten unserer Zeit zu spotten.

Einst begegnete mir Dyveke auf der Straße, faßte meinen Arm und bat mich, sie in die Kirche zu begleiten, um die Messe zu hören.

„Aber,“ wandte ich ein, „Ihr wißt wohl, daß nur Verlobte oder Verheirathete so mit einander gehen.“

„Das ist herrlich,“ rief sie aus, und klatschte in die kleinen Hände, „nun wird die ganze Stadt glauben, daß wir verlobt sind.“

Damit hüpfte sie an meinem Arme an der staunenden Menge vorüber. In der Kirche wurde sie plötzlich ernst, Thränen standen in den schönen Augen, ihre Seele schien von den Tönen der Orgel hingerissen, und ich glaube in der That, daß sie sich in diesem Augenblicke so zerknirscht fühlte, wie eine büßende Magdalena.

„Ich bin unglücklich,“ sagte sie, als wir die Kirche verließen, „ich habe tausend Fehler, ich weiß, daß ich leichtsinnig und launenvoll bin, aber gebt nur Acht, ich will nun gesetzt und ernst werden, ich will nicht mehr in diese Gesellschaften gehen, in denen ich mich gewöhnlich doch langweile, meine Kleidung soll einfach sein, denn das steht mir im Grunde doch am besten, ich will ein anderer Mensch werden, will häuslich und stille leben.“

„Wie lange?“ fragte ich.

„Ach, Ihr seid wie die Anderen,“ sagte sie heftig; „Ihr verläumdet, zerreißt, verfolgt mich, und

was habe ich denn verbrochen? Weil ich anders bin wie Ihr, weil ich in Gesellschaften nicht stumm da sitze, oder Alles was gesprochen wird, nur mit ja und nein beantworte, weil ich nicht bis zu den Fingerspitzen erröthe, wenn mich ein Herr anredet, deshalb mögt Ihr mich nicht leiden; aber ich bin besser, als Ihr Alle, ich beleidige Keinen, ich sage nur geradezu, was ich denke, ich bin freundlich gegen jeden, von Keinem rede ich Uebles, und will nur Erlaubniß haben, nach meinem Wunsche zu leben."

„Habt Ihr denn gar keine Fehler? Eben sagtet Ihr doch — —"

„Habe ich Fehler, so ist das nicht meine Schuld. Weshalb ließ mich meine Mutter immer meinen Willen haben, und so verzogen aufwachsen, wie ich es bin?" Hier weinte sie heftig und sagte: „Ach, ich habe gar keinen Freund, gar keine Freundin, von denen ich Rath und Hülfe holen könnte."

„Bei Gott, Dyveke, ich hülfe Euch gern, wenn es in meiner Macht stände," sagte ich mitleidig, „aber nehmt Euch doch in Acht, die Vorübergehenden werden auf Euch aufmerksam."

„Was kümmern mich die Vorübergehenden?" antwortete sie, „was kümmere ich mich um Eure Hülfe? Ihr seid ein treuloser Mensch."

Mit diesen Worten eilte sie fort, unter Strömen von Thränen, und so schnell, daß ich ihr nicht folgen konnte.

Den Tag nach diesem Auftritt ging ich zur Frau Sigbrit, welche, nach genauerer Bekanntschaft mit den Vermögensumständen meines Vaters, nichts gegen meine Besuche zu haben schien. Dyveke kam mir freundlich entgegen, und schien ganz vergessen zu haben, was gestern vorgefallen war. Dies Mal hatte sie ein schönes Kind bei sich, welches sie auf das Wunderbarste ausgeschmückt hatte, und mit dem sie spielte, während die Ziege, ihr früherer Liebling, verlassen im Hofe umherging und meckerte, wie aus Sehnsucht nach ihrer verlorenen Herrlichkeit. Unterdessen überhäufte Dyveke das Kind mit den zärtlichsten Liebkosungen. „Ein solches Kind kann man wohl lieben,“ sagte sie, „sieh nur, wie reizend es ist, und wie schön gekleidet; aber diese alten Damen mit ihren Mänteln und ihrem verlegenen Staat, diese Kaufleute, deren Gesichter aussehen wie unquittirte Rechnungen, die hasse ich, sie sind mir widerlich, und ich kenne kein größeres Vergnügen, als ihnen zum Trotz zu thun, was, wie ich weiß, ihnen nicht lieb ist.“

„Aber sie sind doch oft sehr achtbar.“

„O ja, so achtbar wie eine Reihe Zahlen um die Brust einer Mumie; was mich betrifft, so könnte ich

nie Einen lieben, der in einem so achtbaren langen Mantel einherschritte, als den Ihr da tragt."

„Dyveke," sagte ich, „lernt doch einmal die Kleidung von der Person unterscheiden." Nun wendete sich Dyveke, deren Aufmerksamkeit selten zwei Minuten lang auf einen und denselben Gegenstand gerichtet war, an das kleine Mädchen, um mit demselben zu spielen. Das Kind, mit anderen Dingen beschäftigt, weigerte sich. Dyveke wollte es zwingen, und die Folge war, daß es zu schreien begann. Da zog Dyveke es in einen Winkel des Zimmers, wo es stehen sollte, bis es artig würde. Als es darüber nur noch heftiger schrie, wurde Dyveke aufgebracht, und riß es fort, um es zu schlagen. Plötzlich jedoch veränderte sie ihre Gedanken, begann wieder mit dem Kinde zu hätscheln und ihm zu schmeicheln, bis es schwieg, worauf sie es mit ihren Liebkosungen fast zu ersticken drohete. „Es ist, als sähe ich mich selbst," sagte sie, „so eigensinnig war auch ich gewiß, als ich so klein war, und nun ihre Gebehrden in der Ecke da," fügte sie hinzu, „nichts amüsirt mich mehr, als die Gebehrden eines Kindes, wenn es gestraft wird."

„Ihr liebt also das Kind nicht, sondern nur seine Gebehrden."

„Seht nur, ist das nicht eine schöne Stickerei?" sagte Dyveke.

„Sehr schön, aber wann vollendet Ihr sie?"

„Vielleicht nie. Nicht wahr," fügte sie hinzu, „Ihr seid mir nicht mehr böse wegen gestern?" — Ich versicherte sie meiner innigsten Ergebenheit, und nun schieden wir sehr freundlich.

Durch solch wunderliches Betragen gegen mich, wie gegen Andere, zog sich Dyveke das Mißfallen der Aelteren und Besonneneren zu. Sie hatte sich damals sicher nichts Wesentliches vorzuwerfen, sondern sündigte nur gegen Sitte und Gebrauch, und gegen dasjenige, was nach einstimmiger Annahme für ziemlich gelten sollte, wodurch sie indessen ihrem Rufe eben so sehr schadete, als wenn sie schon wirkliche Unsittlichkeiten begangen hätte.

Um diese Zeit entstand eine Schlägerei zwischen den deutschen Gesellen und den Bürgern Bergens, welche bald in offene Fehde ausartete. Der eigentliche Grund lag wohl in dem Neid, mit welchem die Eingebornen die deutschen Kaufleute betrachteten, und in dem Uebermuthe, mit welchem diese ihre Privilegien ausübten; zum Ausbruch kam sie aber erst durch einen Umstand, den ich nun beschreiben werde. Es war vom Herzoge

Christian, Stadthalter in Norwegen, eine hohe Abgabe auf die gegärbten Häute gelegt, welche von fremden Ländern eingeführt wurden, in der Absicht, den inländischen Gärbereien aufzuhelfen. Da legte sich am Strande ein Schiff vor Anker, dicht bei einem Packhause, das einem lübeckschen Kaufmanne gehörte. Dieses Schiff war vorgeblich mit Korn beladen, führte aber heimlich auch einige Partieen gegärbter Häute mit, welche der Schiffer, um den hohen Zoll nicht zu entrichten, in Säcke von derselben Beschaffenheit, wie die Kornsäcke gelegt hatte. Mehrere Kaufleute wurden unter der Hand hiervon in Kenntniß gesetzt, und kamen an Bord, um wegen der Häute zu unterhandeln, von denen denn einige zur Ansicht aufs Verdeck gebracht wurden. Einige am Strande stehende Bürgerfrauen, welche es bemerkten, begannen sogleich auf den Schiffer zu schimpfen, und liefen fort unter der Drohung, das Gesehene beim Lehnsherrn angeben zu wollen. Nur eine derselben blieb zurück, um Acht zu geben, daß während der Abwesenheit der Uebrigen die Häute nicht auf die Seite gebracht würden. Während sich dieses ereignete, saß der Bursche des Schreibers in dem nahegelegenen Packhause, und beobachtete das Betragen der Weiber. Als sie fort waren, blieb er noch eine Weile sitzen, anscheinend gleichgültig, die

Beine aus der Packhausluke hinausgehängt, und ein Liedchen vor sich hinpfeiffend. Endlich aber rief er dem Schiffer zu, daß er gleich die Kornsäcke, über welche zwischen ihnen der Handel abgeschlossen sei, ins Magazin könne hinaufschaffen lassen. Der Schiffer, wohl wissend, daß zwischen ihnen kein solcher Handel abgeschlossen worden, verstand sogleich den Wink, und ließ eiligst alle Säcke, in denen sich gegärbte Häute befanden, aufs Verdeck bringen. Da es fast zwei Stunden dauerte, ehe die Weiber wieder kamen, so wurde der ganze, eben nicht große Vorrath mittelst einer Winde aufgewunden und gerade vor den Augen der Wache haltenden Frau ins Magazin niedergelegt. Endlich kamen die anderen Weiber zurück, begleitet von vielen Bürgern und einigen Leuten des Lehnsherrn, welche die Zoll-Aufsicht führten. Diese fanden jedoch unter dem Verwahrsam des Schiffers nur ein paar Häute, die er zum eignen Bedarf mitzuhaben vorgab. Jetzt gingen indessen der Wache habenden Frau die Augen auf, und sie erzählte, was vorgefallen war. Die Bürger verlangten hierauf unter lautem Geschrei in das Packhaus des Lübeckers zu dringen, aber der Bursche antwortete, was im Packhause sei, gehöre seinem Herrn, und darum hätten sich weder der Lehnsherr noch die Bürger zu kümmern. Nichtsdestoweniger

suchten Letztere mit Gewalt ins Packhaus zu dringen, und begannen die Thür einzuschlagen. Als dies die in der Nähe befindlichen deutschen Gesellen sahen, eilten sie schnell herbei mit großen Messern, Dolchen und allerlei Waffen, und es entstand nun eine Schlägerei, die sicher mit Mord und Blutvergießen geendet haben würde, wenn nicht die Ankunft des Lehnsherrn diesem vorgebeugt hätte. Er befahl seinen Leuten, ihr Vorhaben aufzugeben, weil, was einmal im Packhause sei, nach alter Sitte nicht mehr untersucht werden könne. Hiemit war denn für dieses Mal der Streit beendigt.

Die Bürger waren jedoch über den Ausspruch des Lehnsherrn mißvergnügt, und dieses Mißvergnügen wurde noch vermehrt durch ein anderes Ereigniß, welches in denselben Tagen eintrat. Es waren damals nur wenige Musikanten in Bergen, und so ereignete es sich, daß einige Lübecker zu eben der Zeit einen Ball veranstaltet hatten, als ein eingeborner Bürger, ihnen gerade gegenüber, seine Hochzeit feierte. Dieser Letztere hatte zuerst die besten Musikanten bestellt, weshalb die Lübecker keine gute Musik bekommen konnten. Hierüber erzürnt, brachen sie Abends ins Brauthaus ein, und holten mit Gewalt die Musikanten heraus, die nun die ganze Nacht für sie spielen mußten, wäh-

rend die Bürger, die an Mannszahl den Lübeckern nicht gewachsen waren, sich behelfen mußten, so gut sie konnten. Ja, als die Lübecker später in der Nacht sich berauscht hatten, ließen sie es hierbei nicht bewenden, sondern kehrten in großer Anzahl nach dem Brauthause zurück, bemächtigten sich aller Eßwaaren, jagten die Gäste fort, und führten die Braut mit Gewalt zu ihrem Balle hinüber, wo sie die ganze Nacht mit ihnen tanzen mußte, und überdies auch noch auf mehrerlei Weise gemißhandelt wurde.

Kaum war dies den anderen Bürgern zu Ohren gekommen, als sie sich in große Haufen zusammenrotteten, um sich zu rächen, und da sie kurz darauf mit einigen deutschen Gesellen in einem Wirthshause zusammentrafen, überfielen sie dieselben mit Knitteln, und ließen nicht ab, bis die Deutschen auf dem Platze liegen blieben. Ein Paar derselben starben gleich, die Anderen wurden nur mit Mühe gerettet. Als nun ihre Gefährten dies hörten, bewaffneten sie sich mit langen Messern, und überfielen die eingebornen Bürger auf Straßen und in Gäßchen, wo sie ihrer nur ansichtig wurden. So entstand Schlägerei und offene Fehde, doch neigte sich der Vortheil meistens auf Seiten der Deutschen, die besser bewaffnet waren, und nicht selten fand man Morgens drei bis vier Bürger durch Messerstiche in

die Brust ermordet. Keiner konnte nun mehr Abends sicher auf der Straße gehen, und der Lehnsherr selbst hatte nicht Leute genug, um den Friedensstörern Einhalt zu thun.

Als diese Unruhen eine Zeit lang gedauert hatten, und ihrer noch kein Ende zu sehen war, erließ der Lehnsherr endlich ein Schreiben, in welchem er Alle zur Ruhe ermahnte, mit dem Hinzufügen, daß Herzog Christian, damals Statthalter in Norwegen, der bereits vorläufig seinen Kanzler, den Bischof Valkendorff, nach Bergen geschickt hatte, selbst bald nachfolgen werde, und daß dann Jedem sein Recht widerfahren solle. Ueber den jungen Herzog vernahm man viele Gerüchte. Man sagte, daß seine Erziehung nicht so gewesen wäre, wie sie ein solcher Herr wohl hätte erwarten dürfen, was denn zur Folge gehabt, daß er, von Natur kühn und heftig in seinen Leidenschaften, sich schon früh manche Ausschweifungen habe zu Schulden kommen lassen. So erzählte man, er habe, noch kaum erwachsen, die Gewohnheit gehabt, die Schildwachen auf seines Vaters Schlosse zu bestechen, damit sie ihn Nachts aus- und einließen, um welche Zeit er dann oft mit Personen in Gesellschaft gesehen wurde, die sich eben nicht sonderlich für ihn paßten. Als sein Vater dieses endlich erfuhr und ihm drohete, wenn er

seine Aufführung nicht ändern würde, so konnte er, obgleich er ehrerbietig zuzuhören schien, sich doch nicht enthalten, in Gegenwart Mehrerer, nach seinem Vater die Zunge auszustrecken, als dieser ihm den Rücken kehrte. Gegen seinen Lehrer, den Meister Conrad von Brandenburg, betrug er sich auch nicht sehr ziemlich, vielmehr unterhielt er sich, wenn dieser ihm Latein lehren wollte, mit Nußknacken, und warf ihm dann die Schaalen ins Gesicht. Als sein Vater ihn deswegen zurechtsetzte, antwortete er, Meister Conrad gäbe ihm in der lateinischen Sprache nur Schaalen zu knacken, ohne ihn die Kerne schmecken zu lassen, deshalb wolle er das Vergeltungsrecht üben, und ihm mit gleicher Münze bezahlen. Ja, dem Verlauten nach, trotzte er bisweilen dem Könige gerade ins Angesicht. So ereignete es sich einst, daß er an einem regnigten Tage von der Jagd heimkehrte, nachdem sich sein Vater bereits mit dem Hofe zur Tafel begeben hatte. Hungrig, wie er war, bedachte er sich nicht lange, sondern ging mit triefenden Kleidern hinauf, ohne einmal seinen Hut abzunehmen, dessen Krempen vom Regen durchnäßt, und schwer auf seine vom Winde durchwühlten Locken hinabfielen, und so setzte er sich, zur großen Bestürzung des Hofes, seinem Vater gerade gegenüber, an die Seite eines vornehmen ausländischen

Herrn. König Hans, ein sanftmüthiger Mann, stellte sich, so lange die Tafel dauerte, als merke er nichts; nach aufgehobener Tafel aber nahm er seinen Sohn auf die Seite, und hielt ihm allen Ernstes das Unziemliche in seinem Betragen vor. Der Herzog antwortete nichts, aber von diesem Augenblicke an war er lange Zeit nicht zu vermögen, bei Tafel zu erscheinen, und als er sich endlich auf ausdrücklichen Befehl des Königs einfand, hatte er sich mit großem Kostenaufwande eine Kleidung von Gold und Sammet verfertigen lassen, welche zierlicher war, als sie der König selbst bei den feierlichsten Gelegenheiten trug; in dieser erschien er nun jeden Tag, bis endlich diese Laune wieder von einer anderen verdrängt wurde. Aehnliche Auftritte, die zwar von Mangel an Disciplin zeugen, keineswegs aber von Mangel an Witz oder Erfindungsvermögen, sollen während des Jugendlebens dieses Herzogs nicht selten gewesen sein; überhaupt war sein Leichtsinn damals oft mit launigem Spott über dasjenige, was er für unwesentlich hielt, gepaart; und dieser Spott zeigte zwar seine unbändige und trotzige Natur, zugleich aber seinen derben und kühnen Geist, welcher, unter einer besseren Leitung, Christian den Zweiten vielleicht zu einem hohen Range unter den Regenten Europa's hätte erheben können, so aber ihn

verleitete, ohne Zügel seinen Leidenschaften zu folgen, was denn zuletzt Verbrechen erzeugte, die seinen Untergang herbeiführten.

Ueber den Aufenthalt des Herzogs in Norwegen erzählte man sich ebenfalls viel. Man leugnete nicht, daß er sich als ein streitbarer Herr gezeigt, und gegen die Aufrührer Kraft entwickelt habe; aber man machte ihm zugleich den Vorwurf der Grausamkeit und Treulosigkeit, hauptsächlich gegen den Bischof Carl von Hammer, den er unverschuldet ins Gefängniß geworfen und so hart behandelt haben soll, daß der Bischof den Tod davon hatte. Die meisten Geistlichen redeten deshalb übel vom Könige, wohingegen die Armen und die Bauern, die in ihm einen treuen Beschützer fanden, ihm ergeben waren.

Ich erinnere mich noch einer Fabel, die mein Vater bei dieser Gelegenheit erzählte, und deren Zweck wohl war, uns bei Beurtheilung der Männer, deren der Ruf auf verschiedene Weise erwähnt, Vorsicht zu lehren.

„Es war ein Mal," so erzählte er, „ein Bär, der nie ein Pferd gesehen hatte; dieser begab sich deshalb auf die Wanderschaft, um die Eigenschaften des Pferdes kennen zu lernen. Das erste Thier, dem er begegnete, war ein Löwe, dem er sogleich den Zweck sei-

ner Reise mittheilte. „„Ich kenne das Pferd nur wenig,““ antwortete der Löwe, „„doch weiß ich, daß es bei dem bloßen Laut meiner Stimme von Todesfurcht ergriffen wird; es hat keine Klauen zur Vertheidigung, feige ist es und muthlos, und sucht sein Heil nur in der Flucht.““ Der Bär ging weiter und kam zu einem Hirsche. „„Das Pferd ist der schnellste Renner,““ sagte der Hirsch, „„es holt selbst mich ein, der ich doch schneller laufe, als die meisten Thiere; verwegen ist es und raubgierig; wenn ich seinen Trab höre und sein Wiehern, so weiß ich, daß dem Tode schwerlich zu entrinnen ist.““ Der Bär ging weiter, und kam zu einem Adler, der auf einer Felsspitze saß. „„Das Pferd ist langsam,““ sagte der Adler, „„es hat keine Flügel zum Fluge; wenn ich mich vom Felsen viele tausend Ellen weit über die Ebenen dahin schwinge, hat es kaum zwanzig durchlaufen.““ Der Bär ging weiter, und kam zum Elephanten. „„Das Pferd ist ein kleines Thier,““ sagte der Elephant, „„ich kann es unter meinen Füßen zertreten, und allein mein Rüssel ist so lang, wie sein ganzer Körper.““ Der Bär ging weiter, und begegnete der Bremse. „„Das Pferd ist ein ungeheures Thier,““ sagte diese, „„meine Nachkommen leben zu Tausenden in seinen Eingeweiden, und nie fehlt es ihnen an Platz.““

Endlich kam der Bär zum Menschen. „„Das Pferd ist das edelste, muthigste Thier,““ sagte der Mensch, „„im Kampfe kennt es keine Furcht, es achtet weder Rang noch glänzende Kleider, sondern trägt nur denjenigen, dessen Kraft es anerkennt.““ Nachdem der Bär diese Urtheile vernommen hatte, kehrte er in seine Höhle zurück, ungefähr eben so klug, als vor dem Antritt seiner Wanderschaft."

„Was Königskinder betrifft," sagte mein Vater ein anderes Mal, „so sind diese oft übel daran. Wer viel hat, braucht nur wenig zu erwerben, deshalb verfallen sie oft in Müssiggang, und, um die Zeit zu vertreiben, wird manches Spiel gewagt, das sie später bereuen müssen. Lernen sie nicht bei Zeiten, für ihre Pflichten zu leben, so wird Lebensüberdruß sie mehr als Andere verfolgen, denn mit ernsten Dingen mögen sie sich nicht beschäftigen, und des Scherzes werden sie bald satt."

Der Herbst, der sich im höchsten Norden oft in seltener Pracht zeigt, nahete sich jetzt seinem Ende. Rund um die Stadt waren die großen Berge mit gelbem und braunrothem Laube bekränzt, welches an die Blüthen des Frühlings erinnerte, gleichwie der Greis am Rande des Grabes an das neugeborne Kind erinnert. Da

ward uns plötzlich, an einem stillen, wolkenfreien Morgen, die Nachricht, daß der Herzog noch vor Abend zu erwarten sei. Selbst derjenige, welcher gesehen hat, mit welchem Jubel die mächtigen Lehnsherren zum ersten Male in diesen fernen Gegenden begrüßt werden, kann sich doch kaum einen Begriff machen von dem Eifer, mit welchem Jedermann sich bemühte, zum feierlichen Empfange des Herzogs das Seinige beizutragen. Diejenigen, welche Tags vorher nur mit Schwertern und Dolchen einander entgegengetreten waren, gingen nun freundlich neben einander, und schienen, in Erwartung der hohen Feste, ihren Zwist vergessen zu haben. Vom frühen Morgen an war die Brücke, an welcher der Herzog landen sollte, mit Menschen angefüllt. Die sogenannte deutsche Brücke und die Strandstraße, welche auf beiden Seiten den Hafen einschließen, wimmelten von Fußgängern und Reitern, die entweder zum Schlosse hinauseilten, oder zu dem äußersten Ende der Stadt, Nornäs genannt, von wo man eine weite Aussicht ins Meer hat. Alle Fenster in der Nähe der Brücke, so wie die der angrenzenden Häuser, waren mit geputzten Frauen angefüllt, während Handwerkslehrlinge auf den Dächern saßen oder standen, und sich an den hohen Schornsteinen festhielten. Von Fenster zu Fenster liefen große, herabhän-

gende Blumengewinde, welche, von dem Landungsplatze bis zum Rathhause, auf beiden Seiten der Straßen, durch welche der Herzog gehen sollte, zusammenhängende Ketten bildeten. Am Eingange des Rathhauses war der Platz gar mit Sammet belegt; hier stand eine Schaar junger Mädchen, welche vor des Herzogs Füßen Blumen streuen sollten. Kaum war Alles in Ordnung, als vom äußersten Nornäs her, aus einer Kanone, die den Namen „das Meerweib" führte, plötzlich ein Schuß gehört wurde. Dieser antwortete eine andere Kanone vom Schlosse, die noch heutiges Tages da liegt, und ihrer ungeheuren Länge wegen, der Lindwurm genannt wird. Ihr Getöse drang weit zwischen die Berge hinein, und nun wußten selbst die abgelegensten Bewohner der Stadt, daß der Herzog in der Nähe sei. Es dauerte nicht lange, bis am fernen Horizonte eine Reihe Böte auf dem glatten Meeresspiegel sichtbar wurde. Nun entfaltete sich auf dem höchsten Thurme der Festung die große Flagge, gleich darauf erblickte man auf den vielen Schiffen, die auf der Rhede oder im Hafen lagen, und von den fernsten Ländern gekommen waren, andere verschiedene Flaggen und Wimpel. Ein mächtiges Freudengeschrei, das immer näher kam, und nur auf Augenblicke von dem Donner des Geschützes übertäubt wurde, ließ sich jetzt

vernehmen. Unterdessen stießen zwei Segelböte vom Lande, in welchen sich Musikanten befanden, deren Instrumente jedoch Anfangs, wegen des Freudengeschreis, nicht zu hören waren. Darauf folgten der Lehnsherr und der Erzbischof, mit den vornehmsten Geistlichen und den Rathsherren, in verschiedenen Böten. Alle diese ruderten Anfangs in einem großen Halbkreise um den Herzog und dessen Begleiter; endlich näherten sie sich diesen, und begleiteten sie unter voller Musik zum Landungsplatze. Kaum war der Herzog ans Land gestiegen, als sich am Ufer ein noch stärkeres Freudengeschrei erhob. Dann und wann hörte man nun wieder die Kanonen, die Musik ertönte, von den hohen Thürmen läuteten die Glocken, und so ging es fort, bis der Prinz zum Rathhause gelangt war, wo ihn die Bürger mit einem Gastmahle zu empfangen wünschten.

Ich war damals nicht zufrieden mit einem Platze in einem der nahe gelegenen Fenster, sondern drängte mich durch die Volksmenge, und war einer der Nächsten, als der Herzog landete. Nach dem, was man von seinem Jugendleben erzählte, hatte ich mir ein wunderliches Bild von ihm entworfen. Ich stellte mir ihn vor, wie einen lustigen, halberwachsenen Burschen, nachlässig gekleidet, der nur den Einflüsterungen seiner

Launen folgte, und mit allen Ceremonien, welcher Art sie auch sein mochten, Spott triebe. Aber dieses Bild entsprach bei weitem nicht der Wirklichkeit. Mit Anstand und großer Würde trat der Herzog ans Land. Schon damals war er muskelstark und breitschulterig, ja, obgleich nicht viel über Mittelgröße, schien doch der kräftige Körperbau seinem Aussehn etwas Gigantisches zu verleihen. Er trug einen sammetnen Mantel und einen breiten Hut, ebenfalls von Sammet, dessen weiße, herabhängende Federn vergebens aus seinem, von Natur schon finstern und durch die umwallenden schwarzen Locken noch verdüsterten Antlitze, die Schatten zu verscheuchen strebten. Die mächtigen Leidenschaften, welche beständig in seiner Seele arbeiteten, hatten schon damals fast das Gepräge der Jugend von seinem Antlitze verscheucht, ja, in gewissen Augenblicken gaben sie demselben sogar einen Anstrich von Wildheit, die er jedoch, dem Aeußern nach, gewöhnlich zu mäßigen wußte. Dies Mal sah er nichtsdestoweniger auf seine Weise freundlich aus, und ertrug es geduldig, daß die herandrängende Menge ihm fast den Weg versperrte, auf welchem er sich mit seinem Gefolge langsam vorwärts arbeitete. Indessen sah ich, wie er, durch einen befehlenden Wink mit der Hand, den Lehnsherrn, der ihn anreden wollte, unter das übrige Gefolge zurück-

wies. Den Bürgermeister hingegen und mehrere Rathsherren rief er selbst hervor und unterhielt sich lange mit ihnen. Alle Bürger, selbst die geringsten, die ihm auf seinem Wege ihr Lebehoch entgegenriefen, grüßte er freundlich; wenn sich hingegen die Lübecker oder die übrigen deutschen Kaufleute, die an ihren fremden Trachten kenntlich waren, hervordrängten, so gab er seiner Umgebung einen ungeduldigen Wink, daß sie unverzüglich zurückgewiesen werden sollten. Ja, zu der Frau Sigbrit, die, gleich mir, nicht damit zufrieden gewesen war, den Zug aus der Ferne anzusehen, sondern sich, mit ihrer gewöhnlichen Neugierde, ganz vorne hindrängte, und an ihrer holländischen Tracht kenntlich war, sagte er sogar laut, sie möge ihrer Wege gehen. Aber Frau Sigbrit antwortete eben so laut, daß sie, als eine angesehene Bürgersfrau, wohl dasselbe Recht habe, als jeder aufgelaufene Handwerksjunge, und blieb ganz ruhig auf ihrem Platze stehen, denselben sogar gegen die Leute des Lehnsherrn verfechtend, die sie zurückweisen wollten, und, so viel ich sehen konnte, behielt sie ihn auch, dem Befehle des Herzogs zum Trotz. Solchergestalt war das erste Zusammentreffen zwischen Christian und der Frau Sigbrit, die später so vertraut mit einander wurden, durchaus nicht freundschaftlich. Als

der Herzog endlich auf dem Platze vor dem Rathhause angelangt war, traten ihm die jungen Mädchen entgegen. Unter diesen zeichnete sich hauptsächlich die sechszehnjährige Dyveke aus, als die Schönste von Allen, und schon damals wollte es mich bedünken, als sprüheten die Augen des Herzogs, bei ihrem Anblick, von einem ungewöhnlichen Feuer. Dyveke merkte es gar wohl, wenigstens schlug sie die Augen nieder, die feine Röthe ihrer Wangen ging in den dunkelsten Purpur über, und zum ersten Male in ihrem Leben vielleicht wurde sie von einer wirklichen Verlegenheit befangen, die in dem Grade ihre Liebenswürdigkeit erhöhete, daß man wohl bemerkte, wie nur ein bescheideneres Aeußere fehle, um ihre Liebenswürdigkeit zu vollenden. Später wurde diese ihre sichtliche Verlegenheit auch als ein Kunstgriff von ihrer Seite ausgelegt; aber dem war nicht so; denn dieses Mal war leicht zwischen Kunst und Natur zu unterscheiden. Dieser Auftritt mit Dyveke dauerte indessen kaum den zehnten Theil der Zeit, die ich hier gebrauche, ihn zu beschreiben; denn kaum hatten die jungen Mädchen ihre Blumen gestreut, so trat der älteste Bürgermeister auf, und hielt eine lange Rede, von der ich nur wenig hörte, da die Stimme des Redners schwach war. Doch konnte ich verstehen, daß er den Herzog höchlich be-

lobte; die Rede endete mit der Versicherung, daß der gemeine Mann und die armen Bürger der Stadt sich durch des Herzogs Fürsorge in großem Emporkommen befänden, und daß die nordischen Reiche zuvor nie einen Prinzen besessen hätten, von dem sie so viel erwarten konnten. Der Herzog antwortete in wenigen, deutlichen Worten, daß der Wohlstand der Stadt und die Verhältnisse der Bürger ihm vor Allem am Herzen lägen, daß er stets Gerechtigkeit handhaben, und die Armen gegen die Reichen, die Bürger gegen den Druck der Ausländer beschützen wolle. Darauf trat er ins Rathhaus und wir sahen ihn an diesem Tage nicht mehr.

Wenn sich Jemand wundern sollte, daß ich dies so ausführlich erzählte, so muß ich ihn bitten, sich zu erinnern, daß Bilder aus der Kindheit und der ersten Jugend sich am lebhaftesten der Seele einprägen. Ich bin deshalb oft besser im Stande, mich der unbedeutendsten Züge aus jener Zeit zu erinnern, als wichtigerer Begebenheiten aus meinem späteren Alter. Ueberdies glaube ich, daß, wer solche Schauspiele in ihrer größten Pracht und Frische sehen will, dieselben nicht in großen Städten suchen muß, noch an Höfen, wo Feste ein alltägliches Spiel werden, und deshalb mit Kälte beschlossen und unter langer Weile genossen werden, sondern vielmehr an entlegenen Orten, wo der-

gleichen Schauspiele selten sind, wo aber dennoch Reichthum genug vorhanden ist, um sie im Großen auszuführen; denn hier wird der Reiz der Neuheit die ganze Stadt hinreißen, und die Freude sich wie durch einen Zauberschlag Allen mittheilen.

Den anderen Tag hörten wir viele Gerüchte. In Betreff der Urheber der Unruhen wurden sogleich strenge Untersuchungen angestellt, und mehrere deutsche Gesellen ins Gefängniß geworfen. Gegen die Deutschen schien der Herzog überhaupt nicht günstig gestimmt zu sein. Einzelne aus seinem Gefolge sprachen überdies davon, daß die Privilegien der Lübecker eingeschränkt werden müßten, und um dieselbe Zeit wurden aus der umliegenden Gegend Kriegsvölker in Bergen versammelt. Dies erregte großes Entsetzen unter den Handelnden. Mehrere Kaufleute waren schon darauf bedacht, ihr Vermögen fortzuschaffen, und alle Handelsgeschäfte stockten. Nun sahen die anderen Bürger ein, daß es ihnen und der Stadt zum größten Nachtheil gereichen würde, wenn sich die reichen Lübecker entfernten, und der Handel mit den Hansestädten vermindert würde. Deshalb kamen sie selbst beim Herzoge mit Gesuchen ein, er möge doch, die Verhältnisse der Stadt erwägend, Gnade vor Recht ergehen lassen. Ebenfalls stellte ihm der Rath vor, daß eine harte Behandlung

der Deutschen den Untergang der Stadt zur Folge haben werde. Dies vermochte ihn wohl, seine früheren Plane abzuändern und hier größere Nachsicht zu zeigen, als er sonst gewohnt war. Keiner verlor das Leben, nur die größten Unruhestifter wurden zu Gefängniß auf längere Zeit verurtheilt; die Uebrigen kamen auf freien Fuß, ja die Deutschen erhielten sogar Bestätigung ihrer Privilegien, wogegen für künftige Unordnungen strenge Strafen festgesetzt wurden. Einer der Hauptgründe zu dieser ungewöhnlichen Milde war wohl der, daß der Herzog selbst Geld nöthig hatte, und bei den reichen Kaufleuten eine Anleihe zu veranstalten wünschte, worauf sich diese, unter den obwaltenden Umständen, auch bereitwillig einließen.

Unser Handlungshaus mußte nebst mehreren zu dieser Anleihe beitragen; ich wurde deshalb verschiedentlich nach dem Schlosse geschickt, um mit dem Kanzler des Herzogs über diese Angelegenheit Rücksprache zu halten. Zum ersten Male erhielt ich zwei Tage nach Ankunft des Herzogs, als dieser seine strengen Plane gegen die Unruhestifter noch nicht aufgegeben hatte, den Befehl, mich bei jenem einzufinden. Alles hatte demnach ein sehr bedrohliches Ansehn; im Schloßhofe hielten Reuter mit gezogenen Säbeln; die meisten saßen schweigend und ernst auf ihren Rossen, doch hörte ich

einen derselben sagen: „Das ist ein Lübecker, der muß entweder den Hals oder den Beutel strecken, bevor der Herzog abreiset." Als ich in die Gemächer trat, erblickte ich Thürwächter mit goldenen Stäben, welche die Thüren öffneten; neben diesen standen Reihen von Lanzenknechten, mit raubgierigen Gesichtern, die sich auf ihre Waffen stützten, und man merkte gar wohl, daß man zu einem gestrengen Herrn gehe, der das Schwert nicht vergeblich tragen werde.

Selbigen Tages war ich Zeuge eines Auftritts, der mir gar zu merkwürdig scheint, als daß ich ihn hier übergehen sollte. Ich wurde in ein Vorgemach geführt, neben den eignen Zimmern des Herzogs, deren Thür halb angelehnt stand, so daß ich hineinsehen konnte. Als ich einige Zeit gewartet hatte, trat der Herzog in das Nebenzimmer mit dem Pater Anton, der das Vertrauen des Kanzlers gewonnen, und den dieser seinem Herrn empfohlen hatte. Der Herzog schien an der Weise, wie man ihn in Bergen empfangen hatte, Gefallen zu finden, und wendete sich an den Mönch mit den Worten:

„Wie scheinen Dir unsere künftigen Unterthanen in dieser Stadt gegen uns gestimmt zu sein?"

„Großmächtigster Herr Prinz," entgegnete der Mönch, „sie scheinen so gegen Euch gestimmt zu sein, wie sie

gestimmt waren, als Euer Gnaden Vater, König Hans, und Euer Großvater, König Christian, vor Alters durch die Städte zogen, denn auch vor ihren Füßen breiteten sie Sammet, auch zu ihnen sprachen sie große Worte, die nun vergessen sind, obgleich sie damals gar herrlich klangen und wohl aufgenommen wurden; denn solches ist das Loos der Mächtigen zu allen Zeiten; von denen aber, welche die Macht verloren haben, spricht die Welt entweder nur wenig, oder Uebles."

Diese Worte, die ich später als eine Prophezeihung zu betrachten lernte, klangen damals dem Herzoge unangenehm in die Ohren, sein Auge verfinsterte sich, er biß sich in die Lippen und sagte: „Ich hätte nicht gedacht, daß ein so demüthiger Diener des Wortes sich vermessen würde, über die Ergebenheit des Volkes gegen seinen rechtmäßigen Herrn zu zürnen; aber ich merke, daß Dir doch der geistliche Hochmuth im Blute steckt. Du kannst nicht leiden, daß diejenigen, welche besser sind als Du, der Auszeichnung genießen, die ihnen zukommt." Der Mönch wollte antworten, aber in diesem Augenblicke merkte der Herzog, daß die Thür zu dem angrenzenden Zimmer offen sei. „Gehe nur," fügte er hinzu, „denn was Uns betrifft, so glauben Wir nach wie vor, daß die Armen im Volke Ursache

haben, mit Uns zufrieden zu sein, und daß, was hier geschehen ist, aus einem dankbaren Herzen entsprang." Der Mönch ging; aber von dem Tage an hatte der Herzog es nicht gut auf ihn, sondern rechnete ihn zu seinen geheimen Feinden.

Nachdem der Herzog einige Zeit in der Stadt gewesen war, und die ernsten Geschäfte beendigt hatte, beschloß er, zu seinem eignen Vergnügen einen Ball zu veranstalten, zu welchem ein großer Theil der Bürger der Stadt eingeladen wurde. Da dieser Ball rücksichtlich seiner Folgen in der Geschichte der Reiche merkwürdig geworden ist, so muß es mir erlaubt sein, einen Augenblick bei demselben zu verweilen. Er war sehr zahlreich, alle die angesehensten Bürger waren zugegen, die Frauen waren mit großer Pracht gekleidet, und eine suchte durch ihren Putz die andere zu übertreffen und zu verdunkeln. Jede strebte so viel möglich die Augen des Herzogs auf sich zu lenken, aber Keiner glückte dies besser, als der jungen Dyveke, die in der That auch, was äußere Schönheit anbetraf, vor Allen den Vorzug verdiente. Mir gefiel sie indessen an dem Abende weniger, als sonst. Es schien mir gar, als ob Frau Sigbrit, die eben nicht den fein-

sten Geschmack besaß, und der es selten erlaubt wurde, bei solchen Gelegenheiten zu schalten, an diesem Abende einen mehr als billigen Einfluß auf die Wahl von Dyveke's Putz gehabt habe. Ihre Kleidung war nicht nur glänzend, sondern gleichsam darauf angelegt, so viel es die Wohlanständigkeit erlaubte, ihre Reize zur Schau zu stellen, ja Hals und Schultern schienen mir gar mehr entblößt, als es die strengste Sittlichkeit erlaubte. Unter Jungen und Alten war auch ein beständiges Flüstern, wo sie ging, und mehr als ein schöner Mund verzog sich zu einem spöttischen, verächtlichen Lächeln, wenn ihre schlanke Gestalt im Tanze vorüberschwebte; selbst die Herren, welche sie sonst umgaben, hatten sich jetzt, vielleicht, um dem Herzoge nicht zuwider zu sein, zurückgezogen. Dieser hingegen unterhielt sich um so besser mit ihr. Statt, wie es sonst der Anstand gebot, den Ball mit einer der vornehmsten Damen zu eröffnen, wendete er sich gleich an das junge Mädchen, welches Dyveken zunächst stand. Kaum hatte er mit dieser den ersten Tanz beendigt, als er Dyveke selbst aufforderte, und von diesem Augenblicke an die ganze Nacht hindurch nur mit ihr tanzte. Als ein Mal der Kanzler Walkendorff, der sonst des Prinzen Vertrauen besaß, die Bemerkung machte, daß mehrere der Vornehmsten

sich gekränkt fühlten, weil Seine Gnaden sie so ganz übergehe, antwortete er so laut, daß Alle, die ihm zunächst standen, es hörten: „Die Frau des Lehnsmannes erlaubt wohl, daß der Herzog zu seiner Tänzerin wählt, wen er will.“ Darauf ergriff er wieder Dyveke's Hand, und eilte mit ihr in die Reihen der Tanzenden zurück. Dyveke's Seele, die sich gewöhnlich in ihren Augen abspiegelte, schien mir an jenem Abende gleichsam von einer höheren Macht beherrscht und hingerissen, gegen welche der bloße Versuch des Widerstandes unmöglich war. Gleichwie der Magnet auf das Eisen wirkt, oder ein mächtiger Zauberer auf einen ihm untergeordneten Geist, so wirkte der Herzog auf sie, und alle Besonnenheit schien verschwunden. Doch bemerkte ich ein paar Mal eine flüchtige Röthe auf ihren Wangen, wenn sie an mir vorübereilte. Der Herzog bemerkte dieselbe ebenfalls, und flüsterte ihr einige Worte ins Ohr. „Ach,“ antwortete sie laut, „ich habe mich als Kind ein halbes Jahr bei ihm und seiner Mutter auf dem Lande gelangweilt, das ist das Ganze; übrigens ist er entfernt mit uns verwandt.

„Das ist weit hinaus,“ nahm Frau Sigbrit das Wort, die neben ihnen saß, „auch habe ich nie, weder bei ihm, noch bei seiner Mutter, irgend ein Gefühl der Verwandtschaft gespürt.“

Wenn der Herzog zuweilen Dyveke's Hand losließ, so geschah dies, um sich der Frau Sigbrit zu nähern, mit welcher er viel sprach, doch so leise, daß Niemand als sie es hören konnte. Frau Sigbrit saß übrigens wider Gewohnheit den Abend ganz einsylbig da, und sah sich nur bisweilen mit einem listigen und triumphirenden Blicke um; sie schien sich recht von Herzen über das allgemeine Mißvergnügen zu freuen, welches das Benehmen des Herzogs erweckte. Jedes spöttische Gesicht, das sich an ihr vorüberbewegte, schien ihre Zufriedenheit zu erhöhen, und obgleich sie Kraft genug besaß, selbst mit Aufopferung und Selbstbeherrschung vorbereitet zu haben, was sie für das Glück ihrer Tochter hielt, so hatte sie doch nicht Herrschaft genug über sich selbst, um unter der Maske der Gleichgültigkeit ihre Freude zu verbergen, als sie so über alle Erwartung ihr Ziel erreicht sah.

Als ein Mal der Herzog mit Frau Sigbrit redete, ereignete es sich, daß ich in Dyveke's Nähe zu stehen kam. Halb verlegen sagte sie ein paar Worte, worauf ich kurz antwortete; in demselben Augenblick stand der Herzog an unserer Seite.

„Ihr seid ein Verwandter von Dyveke?" fragte er.

„Ja, Euer Gnaden," nahm Dyveke das Wort, „und er wünscht nichts sehnlicher," fügte sie dreist

hinzu, „als sein Leben dem Dienste Euer Gnaden weihen zu dürfen.“

„Soll ich Euch brauchen und beschützen,“ antwortete der Herzog, „so muß ich Euch kennen, und wissen, wozu Ihr taugt; etwas Müßiges beschütze ich nicht.“

„Er spricht und schreibt Holländisch, Französisch und Deutsch mit Fertigkeit,“ sagte D y v e k e.

„Seid Ihr ein Holländer?“ fragte der Herzog.

„Meine Mutter ist aus Holland, mein Vater in Lübeck geboren.“

„Von Lübeck weht ein böser Wind,“ sagte der Prinz, „noch nie habe ich von der Seite etwas Gutes, weder für mich, noch für das Land gespürt.“

„Wir betrachten uns auch nicht als Lübecker, sondern als Norweger; ich selbst bin hier in Bergen geboren.“

„Seid Ihr von bürgerlicher Herkunft?“

„Ja, Euer Gnaden, doch meine Mutter,“ fügte ich hinzu, „ist eine Verwandte des Herrn v o n Y s s e l s t e i n in Holland.“

Bei dieser Antwort verfinsterte sich des Herzogs Blick, und wäre es damals wirklich mein Wunsch gewesen, in seine Dienste zu treten, so hätte ich Ursache gehabt, meine Worte zu bereuen.

„Ja, ja,“ entgegnete er, „ich kenne Eure Eitelkeit, Ihr thörigten Bürger, Ihr wollt lieber der Schwanz

des Adels sein, und den Staub von seinen Füßen lecken, als seines Gleichen werden, indem Ihr die Gerechtsame des Standes behauptet, zu welchem Ihr geboren wurdet." Damit drehete er sich um und ging.

„Ihr seid ein Unbesonnener," sagte Dyveke heftig, „und habt selbst Euer Glück verscherzt."

„Mein Glück ist kaum auf dem Wege zu finden, wo Ihr das Eurige sucht, Dyveke."

„Wer weiß, wie weit Ihr es gebracht hättet," fuhr sie fort, „denn jetzt ist der Vortheil nicht auf der Seite des Adels, sondern auf der unsrigen."

In diesem Augenblick kam Sigbrit eifrig herbei und sagte: „Stehe doch nicht da bei ihm! der Herzog will Dich sprechen. Was Euch betrifft," fügte sie hinzu, nachdem ihre Tochter sich entfernt hatte, „so ist die Zeit jetzt vorüber, da Ihr Euch Dyveken nahen konntet; geht Eurer Wege!"

„O, ich weiß es gar wohl," antwortete ich, „sie hat jetzt eine vornehmere Bekanntschaft, sie ist auch, die Wahrheit zu sagen, für mich zu wankelmüthig."

„Was meint Ihr damit?"

Ein bitteres Gefühl nagte in meiner Brust, und ich konnte nicht umhin zu antworten: „Sie fand einst Gefallen an meiner geringen Person, aber ich wurde von einem Schooßhündchen verdrängt, das

Schooßhündchen von einem andern Spielzeuge, und nun verdrängt der Herzog uns Alle."

„Da seht Ihr doch, daß sie Einsicht genug besaß, um immer das Schlechtere gegen das Bessere zu vertauschen," sagte Frau Sigbrit kalt. „Geht nach Hause," fügte sie hinzu, „und schlaft Euren Liebesrausch aus. Dyveke war nicht für Euch geschaffen."

Ich fühlte mich von ihren Worten tief gekränkt, und um so tiefer, da ich mich von der Leidenschaft meiner Jugend völlig geheilt glaubte, doch suchte ich vergeblich nach passenden Worten, um meinen Unmuth auszudrücken, und schwieg deshalb lange. Als indessen Frau Sigbrit mit ihrem spöttischen Lächeln noch stehen blieb, und mich betrachtete, indem sie meine Antwort zu erwarten schien, so sagte ich: „Ihr habt ein unartiges Kind erzogen, Frau Sigbrit, und werdet selbst die Folgen davon erleben; Unart sagt man, hat einen langen Schweif."

„Ja, und Muthlosigkeit, verbunden mit unzeitigem Aufschub, bekommt eine lange Nase," entgegnete Frau Sigbrit und entfernte sich; ich aber verließ mißvergnügt und verstimmt den Ball.

Als ich nach Hause kam, fühlte ich mich von einer Leidenschaft bestürmt, die ich vor einigen Stunden noch nicht für möglich gehalten hatte. Mit Erbitterung

dachte ich an den Herzog; Dyveke glaubte ich zu hassen, tausend Mal wiederholte ich mir, daß ich sie verachte, und konnte doch nicht unterlassen, an sie zu denken. Bisweilen verließ ich heftig mein Lager, auf das ich mich unentkleidet geworfen hatte, und fluchte der Frau Sigbrit, als der schändlichsten Kupplerin, die, so schien es mir, um eignen Vortheiles willen ihre Tochter verkauft hatte. Was mich überdies in meinem innersten Herzen kränkte, war die Plumpheit, mit welcher Frau Sigbrit eines Verhältnisses erwähnte, das nicht einmal so stattgefunden hatte. Denn wie starken Eindruck auch Dyveke auf mich gemacht hatte, war ich mir doch bewußt, nach meiner Rückkehr nach Bergen nie daran gedacht zu haben, mein Schicksal an das ihrige zu knüpfen; und hätte ich dieses selbst gewollt, so fand ich es doch sowohl unverschämt als herzlos von der Frau Sigbrit, so den geheimsten Winkel meiner Seele beleuchten zu wollen, um, mit rücksichtsloser Zudringlichkeit, mir das zu sagen, dessen ich mir selbst kaum bewußt war. Wie könnte man von einer Frau Sigbrit Anderes erwarten?" sagte ich endlich laut: „Hast Du sie nicht so gesehen, so lange Du sie kanntest? Sie bleibt sich selbst gleich, und hat ihre niedrige Sinnesart nie verheimlicht." Indessen fühlte ich doch, daß solche Menschen, die ohne Herz

und ohne feines Gefühl, aus bloßer Neugier die Geheimnisse Anderer zu erspähen streben, oft mehr entdecken, als man sie möchte wissen lassen, und ich merkte nun nur gar zu wohl, daß Dyveke für mich ein gefährlicher Umgang gewesen sei.

Erst gegen Tagesanbruch fiel ich in einen unruhigen Schlummer. Da kam es mir im Traume vor, als ertöne die Tanzmusik wieder vor meinen Ohren. Ich glaubte nun, mich im Ballsaale zu befinden, und sah die tanzenden Paare an mir vorüberschweben; endlich kamen auch der Herzog und Dyveke, und es schien mir, daß ihr Tanz wilder und unziemlicher war, als der der Uebrigen. Ich trat in ein Seitengemach, um nicht Zeuge davon zu sein, aber kaum war ich da, als Dyveke wieder aus einem dunkeln Winkel im Hintergrunde hervortrat. Sie schien mir kleiner, ungefähr als da sie ein vierzehnjähriges Mädchen war; die hellgelben Locken fielen wieder, wie damals, über ihre Schultern hinab. Sie blieb vor mir stehen und betrachtete mich mit einem so trübsinnigen Blicke, daß ich ihn nie habe vergessen können, und oft habe ich sie später in meinen Träumen wieder mit diesem Blicke gesehen. Sie sprach kein Wort, aber es war, als wollte sie mich bitten, sie aus einem großen ihr bevorstehenden Unglücke zu erretten. Plötzlich kam es

mir vor, als sei ich lange fort gewesen und erst kürzlich zurückgekehrt; da stand Frau Sigbrit vor mir. „Guten Tag," sagte sie freundlich, „Ihr wollt wohl Dyveke sehen? Kommt, ich will sie Euch zeigen." Nun führte sie mich durch mehrere prachtvolle Zimmer, endlich kamen wir in eins, welches größer war, als die andern, und wo sich im Hintergrunde ein Alkoven befand, verborgen von einem großen herabhängenden Vorhange. Sigbrit zog den Vorhang zur Seite, und ich sah eine blasse Menschengestalt, die auf einer Ruhebank ausgestreckt lag, und mich mit gebrochenen Glasaugen anstarrte.

„Dyveke," rief ich, „nein, das bist Du nicht!"

„Ich bin es," antwortete die Glasäugige.

„Seht Ihr denn nicht, daß sie todt ist?" sagte Frau Sigbrit, und schlug ein gellendes Gelächter auf, welches ein mächtiges Echo, tausendfach verdoppelt, aus allen Winkeln zurücksandte, so daß ich darüber aufwachte. Dieses Echo schien selbst nach meinem Erwachen fortzudauern; entsetzt sprang ich auf, aber bald bemerkte ich, daß das, was mir als Gelächter vorgekommen war, nichts sei, als das Gerassel der vom Balle zurückkehrenden Wagen.

In diesen Augenblicken dachte die wirkliche Dyveke doch nur wenig an mich und meine Träume. Der finstere Engel ihres Lebens trat ihr entgegen, mit

allen irdischen Gütern in seiner Hand; er bot ihr die Schätze eines Königreichs, wenn sie ihm folgen wollte, und sie widerstand der Versuchung nicht. Den anderen Morgen hörten wir, daß weder Sigbrit noch Dyveke die Nacht vom Schlosse zurückgekehrt seien. Wir konnten demnach nicht mehr über das Verhältniß in Zweifel sein, in welchem Letztere jetzt stand. Kurz darauf reisete der Herzog. Dyveke und deren Mutter folgten ihm bald, ohne von irgend Jemandem ihrer früheren Freunde Abschied zu nehmen. Daß die Mutter wohl hätte Lust haben können, vor ihren früheren Freunden mit des Herzogs Gunst und Geschenken zu prahlen, daran zweifle ich nicht; aber wahrscheinlich hatte Dyveke, als eine der Bedingungen für ihre Nachgiebigkeit, festgesetzt, daß solches nicht geschehen dürfe, und daran that sie wohl; denn die ganze Stadt war voll von Erbitterung gegen sie, und obgleich ihre Aufführung sicherlich Tadel verdiente, trieb man doch diesen Tadel so weit, daß er eher persönlichem Hasse glich, als einem edlen Unwillen über das Schlechte. Selbst mein Vater, der bisher die Frau Sigbrit vertheidigt, erwähnte ihrer von diesem Augenblicke an nur mit Verachtung. Früher hatte Dyveke noch Freunde, jetzt besaß sie keine mehr. Ihre anerkanntesten Eigenschaften wurden in den Schatten gestellt, alle ihre Reize

und ihre Liebenswürdigkeit waren vergessen, ja man leugnete nun gar, daß sie schön sei. Man erwähnte ihrer, die hier doch sicher die Verführte und Getäuschte war, als einer niedrigen Verführerin und listigen Buhlerin; und zur selben Zeit, da man in ihrer Handlungsweise, ja in den unüberlegtesten Ausdrücken, geheime Plane entdecken wollte, beschuldigte man sie doch der Thorheit, und nannte sie eine Zusammensetzung von Leichtsinn und Zügellosigkeit. Ja wenn man Leute der Sigbrit und ihrer Tochter erwähnen hörte, sollte man glauben, daß diese allein allen Zwist unter den Bürgern gestiftet hätten, bloß um den Herzog in die Stadt und in ihr Netz zu locken. Ich lernte hieraus zum ersten Male, wie man sich, durch Bitterkeit und unbillige Urtheile, über die sogenannten Glückskinder eine Art Rache zu verschaffen strebt. Später habe ich dies oft bestätigt gefunden; und gleich wie der Tod oft versöhnend wirkt, so daß die Fehler des Verstorbenen mit ihm begraben scheinen, während man sich mit gerührtem Herzen seiner guten Eigenschaften erinnert, so wirkt ein unerwartetes zeitliches Glück umgekehrt; man sieht dann nur das Schlechte, und übertreibt es, während man demjenigen, was diesem als Gegengewicht dienen könnte, hartnäckig die Augen verschließt.

Zweite Abtheilung.

Die nächstfolgende Zeit verstrich sehr stille, und erst mehrere Jahre nach Dyvekes Abreise ereigneten sich die Begebenheiten, die ich jetzt erzählen will. Meines Vaters Packhaus lag am Strande, nahe bei der Rhede der Stadt. Hier stand er einst und sprach mit einem seiner Freunde über die Nachlässigkeit der Obrigkeit, da eine Menge Baumaterialien und Steine, die mitten auf den Weg geworfen waren, ihm fast den Weg nach seinem Packhause versperrten. Er hielt damals gerade einen Stock in der Hand, dessen Ende mit einer scharfen eisernen Spitze versehen war. In seinem Eifer wollte er mit dem Stock gegen einen Stein stoßen, der ihm zur Seite lag; da er aber etwas kurzsichtig war, fehlte er, und stieß den Stock in seinen eignen Fuß; die scharfe Spitze drang durch den Stiefel und verletzte ihn gefährlich. Dennoch ging er nach Hause, obgleich nicht ohne Mühe, und erlaubte nicht, daß ein Arzt gerufen wurde, denn Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß die damaligen Aerzte einen Kranken

mehr als eine Beute behandelten, die ihnen in die Hände fiel, denn als einen Unglücklichen, der ihrer Hülfe bedurfte. Ueberdies fuhr er, meiner Mutter und meiner Bitten nicht achtend, fort, auszugehen und seine Geschäfte zu besorgen, so lange er noch konnte. Doch dauerte dies nicht lange, denn das Bein schwoll an, und die Krankheit nahm bald eine so gefährliche Wendung, daß alle Hülfe vergeblich war. So wurde dieses dem Anscheine nach unbedeutende Ereigniß binnen Kurzem die Ursache zu meines Vaters Tode.

Meine Mutter, die schon lange schwächlich gewesen war, nahm sich diesen Todesfall sehr zu Herzen, obgleich sie ihren Kummer nicht im Aeußeren zur Schau stellte; aber sie wurde stiller und blässer, und ihre Kräfte nahmen merklich ab. In dieser Zeit besuchte uns Pater Anton häufig, und sie wurde frömmer und ruhiger jedes Mal, wenn sie ihn sah. Endlich, sechs Monate nach ihres Eheherrn Tode, folgte sie ihm ins Grab, wahrscheinlich weil eine frühere Krankheit bereits ihren Lebensfaden zernagt hatte. In ihrer Sterbestunde rief sie mich an ihr Bett, und sagte: Mein Sohn, Du hast bis zum letzten Augenblick treulich bei Deinem Vater ausgehalten, obgleich dies nicht der Trieb Deines Herzens war; nun sind Deine Bande gelöset; wir hinterlassen Dir so viel, und Du

hast eine so gute Erziehung genossen, daß Du Dir an jeglichem Orte wirst forthelfen können; deshalb folge der Neigung Deines Herzens; nur um zwei Theile bitte ich Dich: Lasse Dich nie für immer an einem Orte außerhalb Deines Vaterlandes nieder, und lasse Dich nie, unter irgend einem Vorwande, von einem Mächtigen zu schlechten Handlungen mißbrauchen.“ Dies versprach ich ihr unter heißen Thränen. Darauf legte sie die Hand auf meinen Kopf, segnete mich, und starb.

Ich fühlte mich nun wieder in der Welt ganz verlassen. Es schien mir, als sei mir kein anderes Geschäft mehr übrig, als die Thür des Hauses zu verschließen, und meinen Aeltern ins Grab zu folgen. Noch hörte ich das gewohnte Treiben und Lärmen vor den Fenstern, wie in meiner Kindheit, die Comptoirdiener kamen und gingen, Packen und Tonnen wurden aufgewunden, einige Schiffe näherten sich, andere lichteten die Anker und segelten fort, und die kleinen Böte folgten ihnen, wie ein einsames Junge dem schwimmenden Schwane folgt. Ein solches kleines Boot, ein solches einsames Junge, hingeschleudert ins wilde Meer, schien ich mir nun selbst zu sein, aber das Schiff, der Mutterschwan, dessen Führung ich folgen sollte, war fort, und schwamm

fern in ungekannten Gewässern, die ich nicht erreichen konnte.

Den Abend nach meiner Mutter Begräbnisse, als ich in trübe Gedanken versunken saß, trat Pater Anton in mein Kämmerlein. Ich merkte seine Gegenwart erst, als er mich anredete.

„Guten Abend, mein Sohn,“ sagte er, „es ist nicht gut, daß Du beständig hier allein sitzest.“

„Ach,“ antwortete ich, „ob in Gesellschaft, oder auf meinem Kämmerlein, ich bin nun doch allein.“

„Der Tag wird kommen, mein Sohn, da wir Alle die Stunde segnen werden, in welcher wir von dem Stachel des Kummers verletzt wurden, ja selbst das Wort des Herrn ist ein verletzender Stachel für diejenigen, welche Seligkeit suchen, wo sie nicht zu finden ist.“

„Weshalb werden wir doch so unglücklich, mein Vater?“

„Das ist die alte Klage, mein Sohn, und doch, bei wie Vielen habe ich nicht in der Krankheit das Leben des Geistes aufgehen, wie Viele habe ich nicht in der Armuth das einzig Nothwendige lernen sehen!“

„Aber wie viele Herzen erfüllt nicht der Kummer mit Bitterkeit! wie Viele gehen nicht in ihrer Armuth zu Grunde!“

„Wer in Armuth und Kummer zu Grunde geht, würde sich wohl noch weit weniger in Reichthum und Freude gerettet haben. Keiner geht zu Grunde, den der ewige Gott hält; hier oder jenseits kann die Saat reifen, und es ist gewißlich wahr, daß das körperliche Elend nicht das schlimmste ist."

„Ich habe nichts mehr, wofür ich leben möchte," sagte ich, „meinen Vater, meine Mutter und die Geliebte meiner Jugend habe ich verloren; doch mit solchen weltlichen Gefühlen hast Du wohl kein Mitleid?"

„Glaube das nicht, mein Sohn, diese Gefühle sind mir nicht ganz fremd."

„Hast Du auch geliebt, mein Vater?"

„Ein Weib nie," antwortete er, „aber von meiner frühen Jugend an wurde ich von einer Sehnsucht getrieben, die wohl alle Menschen zuweilen fühlen, und die der Herr in unser Herz gelegt hat, um uns sich näher zu bringen. Ein fernes, ein herrliches Land schwebte vor meinen Augen, die Abendröthe und die Nacht haben zu meinem Herzen geredet, die Wolken im Westen, der Abendstern über dem stillen, spiegelklaren Meere ließen mir nie Ruhe, ja ich kann sagen, daß ich in meiner Jugend, aus Liebe zu etwas Besserem, selten zur Ruhe gekommen bin."

„Ach," rief ich aus, so ging es auch mir, im-

mer wenn ich in die Berge ging, immer, wenn ich in der Ferne Licht erblickte, oder das Brausen des Wasserfalls hörte."

„Ja, ja, das ist der Finger des Herrn, der selbst in den harten Stein uns seine Schrift eingräbt; das ist das Auge des Herrn, das uns durch das rinnende Wasser entgegen leuchtet; aber nicht selten betet der Mensch das Wasser und den Stein an, statt des Geistes, der sich in ihnen offenbart."

„Wohin führte Dich denn diese Sehnsucht?"

„Mein Sohn, hier ist nicht der Ort, von meinem Leben zu reden, nur so viel will ich sagen: dieses Sehnen des Herzens wird meist im Unglück geweckt, hauptsächlich, wenn sich der heftige Schmerz in stille Wehmuth umwandelt; da ist es, als hörten wir in unserer fernen Heimath die Glocken läuten; wohl dem, der dann nicht müßig dem herrlichen Klange lauscht, sondern forteilt auf dem Wege, der dahin führt."

„Zeige Du mir den Weg, mein Vater!"

„Was brauche ich ihn Dir zu zeigen? Du kennst ja das Wort dessen, der uns Alle leitet, gehe hinaus in die Welt, handle, und tröste Deine Brüder in seinem Namen, so verirrst Du Dich nicht."

In diesem Tone sprach Pater Anton noch lange mit mir, ich bat ihn, wiederzukommen, er versprach

es, und hielt ehrlich sein Wort. Ich fand in ihm einen zweiten Vater, und Lust zur Thätigkeit erwachte wieder in meiner Brust.

„Ich habe oft Mitleid gefühlt,“ sagte er einst, als wir vom ewigen Leben sprachen, „wenn ich merkte, worauf die meisten Menschen nach dem Tode hoffen. Könnten sinnliche Freuden Seligkeit erwerben, so müßten sie diese ja schon hier verleihen, wo sie eher das Gegentheil geben; denn oftmals sah ich einen kostbaren Mantel und einen schönen Körper eine unheilbare Herzenswunde bedecken, und in goldenen Gemächern hörte ich oft die tiefsten Seufzer.„

„Was soll denn der Mensch thun? Soll ich meine Habe den Armen schenken?“

„In unserer Zeit kommt es weniger darauf an, sein Gut zu verschenken, als sein Gesicht zu schärfen und gegen Vorurtheile zu kämpfen; als Christus mehrere tausend Mann gespeist hatte, sagte er doch noch, das vergängliche Brod sei nichts, gegen das ewige.“

So redete Pater Anton oft mit einer Kraft und einer Ueberzeugung, die ich schwerlich wiedergeben kann. Zuweilen lag in seinen Worten etwas, woraus man schließen dürfte, daß die neue Lehre, die einige Jahre später in Deutschland aufkam, an ihm einen Vorläufer hatte; doch äußerte er sich noch mit Vorsicht, und

zum Theil mit Ehrfurcht vor dem Bestehenden. Er ermunterte mich auch sehr zur Thätigkeit, und sah selbst mehrere Papiere mit mir durch. Als ich erklärte, daß ich meinen Handel aufgeben wollte, schien er nichts dagegen einzuwenden zu haben, doch trieb er mich an, überall selbst nachzusehen. Ich machte nun ein paar Reisen nach Lübeck, um meine Geschäfte in Ordnung zu bringen. Endlich hatte ich nach Verlauf eines Jahres mein Vermögen so weit aus dem Handel gezogen, daß ich eine bedeutende Summe in baarem Gelde besaß, die mich zu einem wohlhabenden Manne machte, und welche ich in Lübeck sicher unterbrachte. Ein anderer Theil meines Eigenthums blieb, unter billigen Bedingungen, in unserem früheren Hause stehen, welches ein treuer und geschickter Handlungsdiener nun in seinem eignen Namen übernahm. Meine Mutter hatte in ihrem Testamente ein paar Legate zu einer Stiftung für den Unterhalt und die Erziehung armer Kinder vermacht. Diese Legate vergrößerte ich bedeutend, und Pater Anton übernahm es, für geschickte Lehrer zu sorgen, ja er unterrichtete auch selbst in jener Stiftung, so lange er in Bergen blieb. Nachdem ich dieses eingerichtet hatte, war ich frei, und konnte reisen, wohin ich wollte. Da ich nach der Hauptstadt zu reisen wünschte, um dort ein Geschäft zu übernehmen, zu

meiner eignen Ausbildung, und Anderen zum Nutzen, so gab mir Pater Anton ein Empfehlungsschreiben mit an den Kanzler Valkendorff, der sein Gönner war, und auf seine Geistesgaben, wie auf seinen redlichen Willen großen Werth setzte.

Im April des Jahres funfzehnhundert und vierzehn kam ich in der Hauptstadt Dänemarks und Norwegens an, kurz nachdem Herzog Christian den Thron bestiegen hatte. Als ich mehrere Tage damit zugebracht hatte, mich in der ansehnlichen und fremden Stadt umzusehen, ging ich endlich hin, um Pater Antons Schreiben an den Kanzler, den Bischof Valkendorff, abzugeben, der noch großen Einfluß bei dem jungen Könige hatte, und auf dem alten Markte einen prächtigen Palast bewohnte. Der Kanzler hatte damals vollauf zu thun, da er, wie ich hörte, das Haupt der Gesandtschaft war, welche die Prinzessin Elisabeth, des Königs angetrauete Braut, von den Niederlanden abholen sollte. Die Diener wollten mich deshalb abweisen, aber durch Hülfe von Bitten und Geschenken erhielt ich Erlaubniß, zu bleiben. Man wies mich nun in ein großes Zimmer, in welchem mehrere stattliche Männer, sowohl geistlichen als weltlichen Standes, warteten, um mit dem Kanzler zu sprechen. Es

wunderte mich, das prächtige Zimmer, in welchem wir uns befanden, mit den verschiedensten Gemälden eines oft sehr weltlichen Inhalts behangen zu sehen; doch lernte ich später einsehen, daß sie mit großer Kunst gemalt seien. Es hingen da auch mehrere Bildnisse, deren Züge zwar weniger glatt waren, als ich sie sonst auf solchen Bildern zu sehen gewohnt war, aber tiefer und bedeutungsvoller, und es schien mir, daß man, ohne die Männer, welche diese Bildnisse vorstellten, gekannt zu haben, überzeugt sein konnte, daß sie der Person, welche sie darstellten, gleichen müßten. Was hauptsächlich meine Aufmerksamkeit auf sich zog, war ein großes Gemälde König Christians, welches mitten im Zimmer hing. Ich erkannte ihn gleich, wunderte mich aber, zu sehen, daß der Maler auf einen bedeutenden Vorzug Verzicht geleistet, indem er den König im stärksten Licht gezeichnet hatte, fast ohne Schatten hineinzubringen, und dennoch weilte über dem Antlitze und in dem zu Boden starrenden Auge etwas Düsteres, welches davon zeugte, daß der Schatten hier aus der Seele komme, und von keinem äußeren Lichte verdrängt werden könne.

Während ich so die Gemälde anstarrte, bildete ich ohne Zweifel einen starken Gegensatz zu der übrigen Gesellschaft, von welcher die Meisten nur mit ihren

eignen Angelegenheiten beschäftigt waren. Durch dieses mein Benehmen zog ich mir die Aufmerksamkeit eines jungen Mannes zu, der zwar nicht vornehmer schien, aber doch feiner gekleidet war, als die übrigen Anwesenden. Seine Züge waren regelmäßig, aber so glatt, daß sie, wenn ich mich des Ausdruckes bedienen darf, während der Betrachtung entschlüpften, wie ein Aal aus der Hand, die ihn festhalten will. Seine Bewegungen waren lebhaft, aber sein Antlitz war blaß und seine Augen waren todt, wie nach einer durchwachten Nacht. Er näherte sich mir höflich, und begann von dem Kanzler zu sprechen mit einem Lobe, in welchem jedoch verborgener Tadel zu liegen schien.

„Euch gefällt, wie ich sehe, die Gemäldesammlung des edlen Kanzlers," bemerkte er, „ja, ja, der Bischof Walkendorff ist ein Mann, der das Weltliche schätzt, wie das Geistliche; er ist kein frommer, unwissender Klosterbruder, der vor Jedem zurückbebt; er trägt seine Kappe nicht auf Mönchsweise; im Gegentheil —"

„Reiset der Kanzler bald?" unterbrach ich ihn.

„Nun ja, er wallfahrtet eben nicht um Christi willen nach Jerusalem," entgegnete jener, „er wählt eine andere Partie, und wallfahrtet lieber nach schönen Jungfrauen, versteht sich aber, nur um seinem Herrn zu

dienen; in Bergen ist er ja auch schon einmal in ähnlichem Auftrage gewesen.“ Dies sagte er mit einem Blick und mit einem Lächeln, die das höchste Wohlwollen für den Kanzler auszudrücken schienen.

„Ich kenne den Bischof Valkendorff noch nicht,“ sagte ich.

„Ihr seid ja doch aus Norwegen, wo er sich lange aufgehalten hat.“

„Woher wißt Ihr das?“

„Eure Sprache verräth Euch; von welcher Provinz Norwegens seid Ihr?“

„Von Bergen.“

„Ei, da kennt Ihr vermuthlich die schöne Dyveke, an welcher der König und der Kanzler so großes Gefallen finden?“

„Findet auch das Volk Gefallen an ihr?“

„Darnach wird nicht gefragt,“ sagte er, „ein wohlzugerittenes Pferd merkt nur auf den Zügel, den es im Munde trägt, und läuft, wohin der Reiter will; hätte das Pferd einen eignen Willen, so läge der Reiter in dem ersten besten Graben.“

„Ihr redet gut, mein Herr, aber, nehmt es mir nicht übel, daß ich es gerade heraussage, es kommt mir doch vor, als ob sich in Eurem Munde eine Schlange unter Nesseln bewege.“

„Nur Dyvekes Name war in meinem Munde,“ entgegnete er.

„Ich spreche nicht von Dyveken, sondern von der Zunge, die sie so zweideutig anpries.

„Ich wünschte, daß Dyvekes Zunge mich anpriese,“ sagte er, denn die ist es ja doch, die hier zu Lande auf der Wagschaale den Ausschlag thut. In diesem Augenblick wurde die Thür geöffnet, und ein Diener winkte mir, zu dem Kanzler hineinzutreten.

Vornehme Personen sind nicht nur gewohnt, daß Alle sie ehrerbietig anhören, sondern selbst, daß höhere Geistesgaben sich in ihrer Gegenwart auf eine niedrere Stufe stellen, daß Männer, die im Stande wären, das Merkwürdigste zu erzählen, doch verstummen, wenn sie auftreten, oder, was noch schlimmer ist, aus Furchtsamkeit ihre gewohnte Fertigkeit verlieren, und sich weniger glücklich ausdrücken. Dadurch werden die mächtigen Herren oft übermüthig, und bilden sich ein, daß die Sicherheit und Ungezwungenheit, womit sie auftreten, weit über die in ihrer Gegenwart unbeholfenen Talente erhaben sei, welche, gleich gar zu plumpen, in ihren Scheiden festgerosteten Schwertern, nur dazu dienlich scheinen, daß man sie auf die Särge ihrer Vorfahren niederlege. Solchergestalt trägt die Schwäche der edelsten Menschen dazu bei, der vorneh-

men Welt Verachtung gegen Menschenwerth einzuflößen, wogegen die minder Begabten, die mit Kühnheit auftreten, oft reichlich belohnt werden; und die Machthaber überzeugen sich immer fester, daß nur unechte Perlen Aufmerksamkeit verdienen, weil sie nicht, gleich den echten, eine Auster zum Baumeister haben können.

Ich selbst mag wohl zu jenen minder begabten Personen gehören, denen zum Ersatz für die wichtigen Talente, welche ihnen abgehen, eine desto größere Dreistigkeit mitgegeben ist. Wohl möglich auch, daß das Bewußtsein meiner Unabhängigkeit dazu beitrug, jene Verbrecherangst zu entfernen, die sich oft so zermalmend auf den Gesichtern derer abmalt, deren ganze Zukunft von der Wendung abhängt, welche die Unterredung weniger Minuten mit einem mächtigen Manne nehmen wird. Diese wenigen Worte mögen als Einleitung zu dem Folgenden dienen. Ich mußte durch zwei andere Zimmer gehen, um zu dem Kanzler zu gelangen. Er empfing mich in einem kleinen Kabinet, das ebenfalls voll von Gemälden hing, aber diese waren alle, wie mir ein flüchtiger Blick zeigte, Familienportraits. Alle hatten einige, und die mehrsten viele Aehnlichkeit mit dem Kanzler selbst; ja es kam mir vor, als habe sich dieser in den verschiedensten Ver-

kleidungen malen lassen, bald als Ritter, mit Schild und Schwert, bald zu Rosse im Jagdkleide, mit Falken und Hunden, bald im Hofstaat, den Marschallsstab in der Hand, bis er sich mir endlich in dem geistlichen Kleide leibhaft darstellte. Er war groß und sehr wohlgestaltet, doch gaben ihm die gar zu große Adlernase und seine fast kahle Stirn das Aussehn eines Mannes, der sich dem Greisenalter nähert, während ein freundliches Lächeln den gebietrischen Ausdruck milderte, den lange Uebung im Befehlen seinem Auge mitgetheilt hatte.

„Wer seid Ihr?“ fragte er, sobald er meiner ansichtig wurde.

„Ich bin ein Kaufmann von Bergen, hochwürdiger Herr, mein Name ist Wilhelm Zabern.“

„Was wollt Ihr?“ habt Ihr etwas von mir zu fordern?“

„Hochwürdiger Herr, ich komme nicht um Geldes willen.“

„Weshalb kommt denn ein Kaufmann, wenn nicht um Geldes willen?“

„Ich bitte Euch, diesen Brief zu lesen.“

Er nahm gleich den Brief, öffnete ihn und las.

„Ihr sucht eine Anstellung?“ sagte er.

„Ja, Herr!“

„Pater Anton lobt Euch,“ fuhr er fort, „doch jetzt habe ich nur wenig Zeit, meldet Euch bei mir nach meiner Rückkehr von Brüssel, ich will Euch nicht vergessen.“

„Hochwürdiger Herr, es würde etwas langwierig werden, zu warten, bis Ihr zurückkehrtet.“

„Ungeduldiger, was wünscht Ihr denn?“

„Eine Empfehlung an den König.“

„Was versteht Ihr?“

„Mehrere Sprachen, auch verstehe ich Rechnungen zu führen.“

„Sagt mir einmal, da Ihr von Bergen seid, kennt Ihr die Frau Sigbrit nicht?“

„Sie ist meine Verwandte.“

„Eure Verwandte? Weshalb geht Ihr denn nicht zu ihr? Sie hat großen Einfluß.“

„Ich wünsche nicht, mich durch Unrecht hervorzudrängen, noch auf krummen Wegen ans Ziel zu gelangen, hochwürdiger Herr.“

„Junger Mann,“ sagte er lächelnd, „da, fürchte ich, werdet Ihr nie recht weit kommen; doch, denke ich, soll es Euch nicht gereuen, Euch an mich, statt an die Sigbrit gewendet zu haben. Ich lade Euch ein, morgen Mittag an meiner Tafel zu speisen, dann wollen wir weiter sprechen.“

Er ertheilte mir nun seinen Segen, und deutete freundlich auf einen Ausgang des Zimmers, durch welchen ich mich entfernte.

Kurz darauf, als ich am Eingange zu meiner Wohnung stand, erblickte ich einen prächtigen vierspännigen Wagen, der schnell durch die Straße fuhr, in der ich wohnte. Die mehrsten Fußgänger blieben stehen und betrachteten den Wagen, während sich von allen Seiten eine unterdrückte Aeußerung des Mißvergnügens vernehmen ließ. Als der Wagen an meiner Wohnung vorüber kam, beugte sich eine prächtig gekleidete Dame heraus und grüßte mich freundlich. „Wer war das?" fragte ich einen der Nebenstehenden, indem ich wieder grüßte.

„Ei! Ihr müßt sie doch wohl kennen, da sie Euch grüßt," entgegnete der Gefragte.

„Es war doch nicht Dyveke?" fuhr ich fort.

„Freilich war sie es, sie ist bekannt genug," sagte er und ging.

Die Ursache, weshalb ich Dyveke nicht erkannt hatte, war, daß sie, seitdem ich sie nicht gesehen, etwas voller geworden war als vorhin; dagegen schien sie mir nicht mehr so frisch und blühend, obgleich sie noch sehr schön war; aber sie glich jetzt einer gar zu

stark aufgesprungenen Rose, deren Farbenpracht in der Sonne geschwächt ist; als ich sie das letzte Mal sah, war sie dagegen einer halbgeöffneten Rosenknospe zu vergleichen. Ich hatte mich indessen nicht lange den Betrachtungen überlassen, welche ihr Wiedersehn in mir erweckten, als sich ein Diener näherte, und mich fragte, ob ich Wilhelm Zabern heiße. Auf meine bejahende Antwort sagte er, daß er abgesandt sei, mich zum folgenden Mittage zur Frau Sigbrit einzuladen, die über wichtige Dinge mit mir zu sprechen habe. Ich hatte indessen schon vor meiner Ankunft fest beschlossen, Dyvekes Gesellschaft zu meiden, weshalb es mir fast lieb war, die Einladung aus dem Grunde abzulehnen, weil ich Befehl habe, den folgenden Mittag beim Kanzler zu erscheinen. Da Valkendorff nicht der Frau Sigbrit Freund war, und ich selbst später keinen Besuch bei Dyveke abstattete, so hat sie sich wahrscheinlich durch meine Zurückhaltung beleidigt gefühlt, wenigstens versuchte sie in langer Zeit nicht, unsere frühere Bekanntschaft zu erneuern.

Obgleich ich solchergestalt Dyvekes Einladung abgelehnt hatte, trieb mich doch ein geheimes Gefühl in meiner Brust, das stärker war als jeder Entschluß, mich auf das Genaueste nach ihren Verhältnissen zu erkundigen. Man wußte nur wenig zu antworten.

Jeder war auf sie erbittert, aber Keiner kannte sie persönlich. Sie kam nicht viel aus, sagte man, doch lebte sie in Pracht und Herrlichkeit mit ihrer Mutter, in einem Hause von Quadersteinen, welches der König auf dem großen Platze in der Nähe der Heiligengeist-Kirche für sie habe bauen lassen. Dieses Haus hatte ich schon früher bemerkt, und als der Abend einbrach, kam ich auf den Einfall, mich in meinen Mantel zu hüllen, und nach dem erwähnten Platze zu gehen, wo ich so Platz nahm, daß kein Licht auf mich fallen konnte. Es war spät, die nächsten Gebäude lagen im tiefsten Dunkel, und nur ein Zimmer in Dyvekes Hause war schwach erleuchtet. Ich glaubte zwei Schatten zu sehen, die sich an der gegenüber befindlichen Wand des Zimmers abmalten. Nach einiger Zeit hörte ich eine wohlbekannte Stimme, begleitet von einzelnen, vollstimmigen Accorden einer Harfe, deren Töne sich besonders kräftig und wohlklingend erhoben. „Die Harfe hatte sie nicht, als sie in Bergen war,“ sagte ich zu mir selbst, „aber da hatte sie auch kein prächtiges Haus, keinen Wagen mit vier Pferden, und vor Allem keinen König zum Liebhaber, von dessen Hand solche Gaben ausströmen können. In diesem Augenblicke wurde in dem erleuchteten Zimmer ein Fenster geöffnet, ich trat unwillkührlich tiefer ins Dunkel

zurück, obgleich es schon nicht möglich war, daß mich, wo ich früher stand, Jemand sehen konnte. Eine weibliche Gestalt lehnte sich zum Fenster hinaus, und schien sich nach allen Seiten hin umzusehen.

„Glaubst Du denn nicht, daß er kommt?“ sagte sie halbflüsternd, aber es war so stille, daß mir kein Wort entging. Ich hörte ebenfalls, daß Frau Sigbrit ihr antwortete, aber die Worte konnte ich dies Mal nicht verstehen. „Solltest Du es sein, von dem sie spricht?“ sagte ich zu mir selbst, und fühlte eine heimliche Zufriedenheit darüber, daß ich ihr die Kälte gezeigt hatte, die ihre Aufführung verdiente. In diesem Augenblick hörte ich die festen Fußtritte eines Mannes, der sich schnellen Schrittes näherte. Bald wurde eine Gestalt sichtbar, die, so viel ich bei der schwachen Beleuchtung aus Dyvekes Fenster sehen konnte, von Kopf bis Fuß in einen großen Mantel gehüllt war, deren Haupt von einem breiten Hute mit wehenden Federn bedeckt wurde. Der Unbekannte schlug mit dem Thürklöpfel drei Mal an Dyvekes Hausthür; diese öffnete sich leise, er trat ein, und die Thür fiel hinter ihm wieder ins Schloß. Ich konnte nun nicht mehr zweifeln, daß Dyvekes Worte vorher nicht mir gegolten hatten, sondern dem Unbekannten, der, nach Gang und Gestalt zu urtheilen, kein anderer war, als

der König selbst. Höchst ärgerlich über diesen Auftritt, welchen mit anzusehen ich mich selbst ausgesetzt hatte, und der, durch einen durch ausüberflüssigen Beweis, bestätigte, was ich schon längst gewußt hatte, ging ich nach Hause. Am Ende des Platzes konnte ich jedoch nicht umhin, mich umzukehren, und noch ein Mal auf das große steinerne Gebäude zurückzublicken. Aus Dyvekes Zimmer war nun das Licht verschwunden, und der ganze Platz lag fast unsichtbar in der tiefsten Finsterniß.

Den andern Tag fand ich mich zur bestimmten Zeit beim Kanzler ein. Die Gesellschaft war nicht groß, und bestand aus mehreren Geistlichen, einigen Edelleuten und anderen zum Gefolge des Kanzlers gehörigen Personen. Das Tischgespräch war durchgängig weder lebhaft noch allgemein. Ich saß zwischen zwei Prälaten, die mich mit keinem Worte anredeten, und überhaupt schien es, als vermieden die meisten mit Fleiß laut auszusprechen, was sie dachten. Der Kanzler suchte jedoch bisweilen der Unterhaltung eine ungezwungenere Wendung zu geben. So sprach er mit mir von meiner Vaterstadt, von des Königs Aufenthalte daselbst, von dem prächtigen Empfange, der diesem dort geworden; dann berührte er auch seine übrigen Reisen in beiden Reichen. Alles dieses wußte er mit passenden Bemerkungen zu begleiten, und endigte

zuletzt mit einer lustigen Erzählung, wie ein Mönch in Ribe auf eine eigne Weise dem Könige seinen Segen gegeben habe. Der Mönch hatte nämlich zuerst den König mit dessen Gefolge überall im Kloster umhergeführt; endlich trat er zum Abschiede vor, und sagte: „Gott behüte Euer Gnaden und uns Alle, doch vor Allen den Bischof Erich, der mein Vorgesetzter ist, und mit dem ich so oft im Chor gesungen habe."

Der König fragte: „Bin ich denn nicht eben so gut, wie der Bischof?"

„Behüte Gott, Herr," entgegnete der Mönch, „gottlos würde es sein, dergleichen zu denken." Der König lachte darüber und ging.

Nach dieser Erzählung, die mit vielem Beifall aufgenommen wurde, sprach man von der Nachsicht des Königs mit den Unwissenden und Armen im Volke; die meisten rühmten ihn deshalb, obgleich ihnen der Ruhm nicht recht vom Herzen zu kommen schien.

Endlich nahm ich das Wort und sagte: „In Norwegen glauben wir nicht so sehr an die Nachsicht des Königs, nachdem er den Bischof Carl von Hammer so hart behandelte."

Nach diesen Worten entstand ein allgemeines Schweigen, endlich sagte der Kanzler: „Man muß mächtige Männer nicht nach losen Gerüchten beurtheilen."

„War denn der Bischof schuldig?“ fragte ich.

„Vermuthlich,“ antwortete der Kanzler, und wendete sich schnell mit einer Frage an seinen Nachbar. Nun wurde es wieder stille, und als die Mahlzeit zu Ende war, verließ der Bischof seinen Sitz, und hob die Tafel auf.

Der Kanzler rief mich nun in eine Fenstervertiefung. „Ihr seid gar zu aufrichtig, mein junger Freund,“ sagte er, „das ist nicht der Weg, um im Dienste der Könige Glück zu machen.“ Bedenkt, daß wenn bei Hofe Drei beisammen sind, die Zwei sicher ihren Vortheil oder ihre Freude daran finden, jedes gesprochene Wort höhern Orts anzubringen. Was Ihr vom Könige und seiner nächsten Umgebung denkt, ist ein Geheimniß, das Euch nützen soll, aber keinem Anderen; denn wäret Ihr auch vor Gott unschuldig, wie eine Taube, so müßt Ihr doch vor der Welt stumm und verschlagen sein, wie eine Schlange.“ Ich dankte dem Kanzler für seine Ermahnung, die, das fühlte ich, wohl gemeint sei, obgleich sie von den Rathschlägen, die ich vom Pater Anton zu empfangen gewohnt war, etwas abwich.

„Ich kann Euch dem Könige zwar empfehlen, ehe ich reise,“ fuhr der Kanzler fort, „aber ich will Euch selbst zu bestimmen überlassen, ob Ihr nicht einen siche-

reren Weg gehen wollt. Ich selbst bedarf eines Mannes, der fremde Sprachen mit Fertigkeit schreibt und spricht; wollt Ihr mich also als mein Handschreiber nach Brüssel begleiten, so kann ich Euch später mit desto ruhigerem Gewissen dem Könige empfehlen; denn ich zweifle nicht, daß Ihr, bei näherer Bekanntschaft, die guten Gedanken, die ich von Euch hege, rechtfertigen werdet."

Da ich nach dem letzten Wiedersehen Dyvekes gern auf einige Zeit verreisen wollte, so ging ich bereitwillig auf des Kanzlers Vorschlag ein.

„Es ist gut," sagte er, „wir sind also einig; künftig arbeitet Ihr jeden Vormittag einige Stunden mit mir, esset an meinem eignen Tische, und holt jeden Monat Euer Gehalt bei meinem Haushofmeister."

Ich versicherte, daß ich mich in seinem Dienste nur zu Geschäften brauchbar zu machen wünsche, und kein Gehalt verlange.

„Ich nehme keinen Diener an, ohne ihm Gehalt zu geben," sagte der Kanzler und ging. So wurde ich denn in das Haus dieses mächtigen Mannes aufgenommen, und erhielt Befehl, mich bereit zu halten, um ihn jeden Augenblick nach Brüssel begleiten zu können.

Beim Kanzler traf ich oft den jungen Mann, mit dem ich im Bildersaale gesprochen hatte. Sein Name war Faaborg, er war Schreiber bei dem Schloßherrn Torben Oxe, und hatte deshalb, theils im Namen des Königs, theils des Schloßherrn, viel mit dem Kanzler zu besprechen. Er war sehr höflich gegen mich, wünschte sich selbst Glück zu meiner Anstellung, die ihm Gelegenheit gäbe, seine Bekanntschaft mit mir fortzusetzen, und versicherte, daß er vom ersten Augenblick unseres Zusammentreffens an meiner Gesellschaft Gefallen gefunden habe; ja endlich stattete er mir mehrere Besuche in meiner Wohnung ab. Obgleich er mir nicht ganz gefiel, war er doch in seinem Wesen so einschmeichelnd, daß ich ihn nicht gut zurückstoßen konnte. Er ließ mir keine Ruhe, ehe ich meine Kleidung gänzlich nach der herrschenden Mode umgeändert hatte; er übernahm es, mich in Führung der Waffen zu unterrichten, worin er sehr geübt war. Uebrigens merkte ich, daß er sich oft in Geldverlegenheit befand, was er auch nicht zu verbergen suchte. Im Gegentheil pflegte er mir ganze Stunden lang zu erzählen, wie er es anfinge, seine Creditoren hinters Licht zu führen. Er sagte mir geradezu, daß er mehreren derselben auf mich Anschlag gäbe, als auf einen reichen Mann, der ihm sowohl helfen könne als wolle. Ja,

als ich ihm einst einen Gegenbesuch abstattete, fand ich in seinem Vorgemach eine Versammlung von Menschen, denen er mich gleich als seinen guten Freund, den Kaufmann Zabern von Bergen vorstellte.

„Ja, ja," antwortete einer der Anwesenden, „ich habe den Kaufmann Zabern wohl gekannt, sein Name galt hier, wie in Lübeck und Amsterdam, so gut wie baares Geld."

„Aber darf ich fragen, kann mein Herr sich legitimiren?" fragte ein Anderer.

„Ja," entgegnete der Erste, „er sieht seinem Vater so ähnlich, daß man nicht irren kann."

„Ist der Herr einziger Erbe des Hauses?" fragte ein Dritter.

„Und will er caviren?" fügte ein Vierter hinzu.

„Ei, welche plumpe Fragen!" sagte Faaborg, „meint Ihr denn, daß er hier um nichts und wieder nichts kommt?" Mit diesen Worten führte er mich in ein Seitenzimmer, ehe ich recht wußte, was ich antworten sollte.

„Aber Faaborg," fragte ich, „raset Ihr?"

„Wartet einen Augenblick," unterbrach er mich, und ging hinaus. Kurz darauf kehrte er lachend zurück, und sagte: „Mein alter Creditor hatte Recht. Euer Name ist wirklich so gut, wie baares Geld; er

hat es selbst bewiesen, indem er mir auf denselben noch zweihundert Gulden lieh."

„Aber Faaborg, Ihr mißbraucht meinen Namen."

„Das ist Eure eigne Schuld, weshalb führt Ihr einen Namen, der so leicht zum Mißbrauch versucht?"

„Ich will selbst mit dem Manne sprechen," sagte ich.

„Ja, seht wo Ihr ihn findet," antwortete Faaborg ruhig, „sie sind Alle fort."

„Aber wenn er zu mir kömmt, sage ich die Wahrheit."

„Das steht Euch frei, aber ich will wohl dafür sorgen, daß er nicht kommt." Dabei mußte ich mich beruhigen und ging endlich fort, ziemlich bedenklich wegen meiner neuen Bekanntschaft.

„Einige Tage darauf kam Faaborg in einem prächtigen Wagen zu mir gefahren, und ließ sich unter dem Namen des Schloßherrn selbst anmelden. Da ich verwundert hinaustrat, um den mächtigen und vornehmen Mann zu empfangen, hüpfte mir Faaborg entgegen, mit Band und Stern, und in einem glänzenden, mit Gold verbrämten Anzuge.

„Gebt Euch keine Mühe, mein junger Freund," sagte er, „ich habe Euch nur ein paar Worte zu

sagen." Darauf eilte er ins Zimmer, und warf sich laut lachend auf einen Stuhl.

„Was dünkt Euch?" fragte er, „nehme ich mich nicht gut aus als Schloßherr?"

„Faaborg, wie wagt Ihr's?"

„Ei," unterbrach er mich, „der Schloßherr ist mit dem Könige in Viborg, sein Wagen steht unter meiner Aufsicht, seine zurückgebliebenen Diener sind Betrüger, denen ich so oft durch die Finger gesehen habe, daß ich sie um meinen kleinen Finger wickeln kann."

„Wenn aber Jemand Euch erkennt?"

„Ich sehe gut in die Ferne, und werde mich schon in Acht nehmen."

„Und wenn Euch Jemand begegnet, der von der Abwesenheit des Schloßherrn unterrichtet ist?"

„So glaubt der, dem ich begegne, daß der Wagen an einen Fremden verliehen ist. Das Drolligste ist übrigens, daß Leute mich in Straßen und Gassen anhalten, und mir zu Füßen fallen, daß ich ihnen zu Aemtern verhelfen soll. Wittwen und Kinder knien auf meinem Wege, und ich verbreite Glück und Segen um mich her, denn ich gebe ihnen allen die besten Versprechungen. Es würde mir auch nicht schwer fallen, auf meines Herrn Namen bedeutende Summen

zu leihen, aber darauf lasse ich mich natürlicherweise nicht ein," sagte er, und betrachtete mich mit einem Lächeln.

„Daran thut Ihr wohl, denn dergleichen würde ein schlimmes Ende nehmen, Faaborg."

„Ihr wollt mich doch nicht verrathen?"

„Ich weiß ja nichts, was ich verrathen könnte."

„Zabern," fuhr er fort, „ich bin ein armer Teufel, aber Ihr seid reich; auf meines Herrn Namen will ich kein Geld leihen, wie Ihr wohl begreifen könnt, leihet Ihr mir auf mein ehrliches Angesicht zweihundert Gulden, Ihr erzeigt mir einen Gefallen dadurch."

„Können die Euch helfen, so will ich sie Euch nicht vorenthalten," sagte ich, und gab ihm die zweihundert Gulden. Er umarmte mich, nannte mich seinen besten Freund, und schwur, sie mir ehestens wiederzugeben. Darauf hüpfte er lustig zum Zimmer hinaus, stieg in den Wagen, winkte mir herablassend mit der Hand, und fuhr fort.

Bald darauf besuchte er mich wieder zu Wagen, was er mehrmals wiederholte.

„Faaborg," sagte ich endlich, „verzeiht, daß ich mich in Eure Angelegenheiten mische, aber Ihr sagt selbst, daß Ihr in Schulden seid, und erlaubt Euch doch eine tägliche Ausgabe, die unnöthig ist, da Ihr,

so gut wie wir Anderen, Eure Freunde zu Fuß besuchen könnt.“

„Das versteht sich,“ antwortete er, „aber ein solcher Wagen ist nicht so leicht los zu werden, als zu bekommen. Ich miethete ihn auf Veranlassung eines kleinen Abentheuers, bei welchem er mir von Wichtigkeit war. Später bedachte ich, daß ich, so lange ich ihn benutzte, keine Miethe für denselben zu bezahlen brauchte, und nun rollt er hinter mir her, wie ein wandelndes Gefängniß, und legt auf meine Person Beschlag; je länger ich ihn habe, desto unmöglicher wird es mir, ihn zu bezahlen, und wenn mich nicht ein guter Freund erlöset, muß ich Zeitlebens in demselben herumrollen.“

„Das wäre ein hartes Schicksal,“ sagte ich, „und wenn Ihr es erlaubt, will ich versuchen, Euch von demselben zu befreien.“

„Ihr seid mein Rettungsengel,“ antwortete er. Ich machte nun seine Schuld an den Fuhrmann ab, und dieser fuhr fort. „Da Ihr Euch so freundlich meiner verfallenen Angelegenheiten annehmt,“ sagte Faaborg, „wollt Ihr mich denn nicht auch von einem Gefangenwärter erlösen, der eben so schlimm ist, wie jenes fahrende Gefängniß?“

„Erklärt Euch deutlicher.“

„Habt Ihr nicht jenen Kerl bemerkt, der mir beständig auf den Fersen folgt, wo ich gehe, als wäre er an meine Schritte gefesselt? Jetzt steht er im Gange neben Eurem Zimmer.“

„Das ist ja Euer Diener,“ sagte ich.

„Nein, er ist weit eher mein befehlender Herr; er hat mir Geld geliehen, deshalb kann ich ihn nicht fortjagen; er thut nun nichts, als alle meine Schritte zu bewachen; es geht mir mit ihm, wie mit dem Wagen, sein Lohn wächst mit jedem Tage, und je länger er mich hütet, desto schwieriger wird es mir, ihn los zu werden.“

„Faaborg,“ sagte ich, „auch diese Forderung will ich bezahlen, aber dann hoffe ich, werdet Ihr einmal vernünftig werden, und Eure Ausgaben nach Eurer Einnahme einrichten, sonst werden Euch Eure Bekannte mit dem besten Willen nicht lange helfen können.“

„Ihr habt Recht,“ sagte er, „ich habe wie ein unbesonnener Mensch gehandelt; aber ich bin jetzt eben ernstlich darauf bedacht, mich zu bessern.“ Ich machte denn auch diese Schuld ab. Faaborg zeichnete es an und versprach mir dieses mit dem Uebrigen wiederzubezahlen.

Unterdessen fand ich mich jeden Tag bei dem Kanzler ein, ja weil die Zeit kurz, und viele Briefe zu schreiben waren, mußte ich oft zu Hause arbeiten. Als ich so einst saß und schrieb, kam Faaborg.

„Ihr seid toll," sagte er, indem er einen Blick auf meine Arbeit warf. „Weshalb wollt Ihr länger sklaven, als es nöthig thut? Keiner dankt es Euch. Wenn Ihr Glück machen wollt, müßt Ihr doch einen anderen Weg einschlagen."

„Welchen Weg soll ich denn einschlagen?"

„Das will ich Euch sagen, wenn Ihr es nicht wißt: Denkt weniger an des Kanzlers Geschäfte und mehr an den Kanzler selbst. Sucht ihm zu schmeicheln, nicht plump und offenbar, sondern im Vorbeigehen, mit hingeworfenen Worten, die wie gegen Euren Willen, Eurem Munde entschlüpfen. Sprecht, als hänge das Heil des Landes davon ab, daß er sich vor Schnupfen und Zahnschmerzen in Acht nehme. Zieht ihm, wenn Ihr könnt, sowohl geistig als leiblich die Nachtmütze tief über den Kopf hinab, und nennt es ein vermessenes Beginnen, wenn er sie nur über das eine Ohr hinaufzuschieben wagt. Haltet Euch übrigens für nichts zu gut, sondern seid Unterhändler, wann und wo Ihr könnt, dann werdet Ihr es bald so weit bringen, daß er Euch eben so wenig entbehren

kann, wie ein Sybarit das Kissen, auf welchem sein verweichlichtes Haupt ausruht.„

„Ihr fühlt nicht, wie unwürdig der Weg ist, den Ihr mir zeigt, Herr Faaborg.“

„Wie unwürdig er ist, so betrat ihn doch Euer Kanzler, um sich beim Könige einzuschmeicheln.“

„Das ist nicht wahr.“

„Ach! Ihr kennt nur wenig den Lauf der Welt. Die Geistlichen sind gerade die ärgsten, und unter uns gesagt, sie treiben die Kriecherei so schamlos, daß mir selbst dabei ekelt; denn wenn's einmal schlimm sein soll, so ziehe ich doch die gesprenkelte Schlange der schwarzen vor; sie kriechen freilich Beide, aber erstere hat doch wenigstens die bunten Farben voraus.“

Eines Tags begegnete ich Faaborg, als er aus einem bekannten Hause trat, wo Viele mit Würfeln und anderen Glücksspielen ihr Vermögen zugesetzt hatten.

„Hütet Euch doch,“ sagte ich, „Ihr verderbt Euch selbst, durch das Leben, welches Ihr führt.“

„Nein, ich verderbe nur Andere,“ sagte er, „die obendrein meine Feinde sind; denn, gewinne ich, so werden meine Gegenspieler ruinirt, die meine augenblicklichen Feinde sind, verliere ich, so geht's über meine Creditoren her, und das sind meine beständigen Feinde.“

„Ihr lebt also nur, um zu spielen?"

„Ich spiele vielmehr, um zu leben; alle andere Einnahmequellen sind mir verstopft, nur diese habe ich übrig behalten."

„Das ist eine unsichere Einnahme."

„Nicht so unsicher, wie Ihr denkt; es giebt Beschwörungsformeln, durch welche man sich die Gunst der Frau Fortuna erzwingt; soll ich Euch darin unterrichten?

„Bemüht Euch nicht, Faaborg."

„Wie Ihr wollt, aber Ihr lernt schwerlich die Welt kennen, wenn Ihr es verschmäht, die Schule derselben durchzugehen."

„Es ist doch ein Unterschied zwischen der Welt und einem Spielhause."

„Der Unterschied ist nicht so groß, denn die Welt ist selbst das größte Spielhaus; nur der echte Spieler kennt die mannigfachen Verbindungen und Abwechselungen des Lebens, nur er versteht die Zukunft zu errathen und den Augenblick in der Flucht zu ergreifen; erst wenn ich mit einem Manne spiele, lerne ich, wozu er taugt, ja oft hat mir die bloße Art, die Karten zu halten und die Würfel zu werfen, gezeigt, was in einem Menschen wohnte."

„Ginge es nach Eurem Kopfe, so müßte man Gesandte und Staatsmänner auf den Spielhäusern wählen."

„Wenigstens muß Keiner dazu gewählt werden, dem Talent fürs Spiel abgeht; aber sagt mir einmal, kennt Ihr die Menschen, die nie zu einem Posten im Leben gewählt werden müssen, wo es auf mehr ankommt, als auf Grübelei?“

„Von welchen sprecht Ihr?“

„Von jenen Menschenbildern,“ antwortete er, „von jenen müßigen Umhertreibern, die nichts thun, als die Spielenden betrachten, die, gleich Einsiedlern, sich vom Leben abgesondert haben, die, gleich Schatten, im Lande der Lebenden umherwanken, ohne That, ohne Plan, ohne Leidenschaft. Diese sind mit dem Stempel, nicht des Unglücks, sondern was noch ärger ist, der Vernichtung bezeichnet, denn Fortuna kennt sie nicht, und sie kennen nicht jene; nur die Langeweile kennen sie, diese durchdringt ihre Seele, und steckt jeden an, der sich ihnen nähert.“

„So hütet Euch vor Ansteckung,“ sagte ich, „denn ich selbst bin eben einer jener Zuschauer, welche Fortuna nie gekannt hat.“

„Das braucht Ihr mir nicht zu sagen,“ antwortete er, „das habe ich längst gewußt; aber Ihr seid noch jung, und könnt Euch bessern, und wer weiß, wie weit Ihr es dann bringen könnt.“

„Verlaßt Euch darauf nicht,“ sagte ich, denn,

wie weit ich es auch bringen mag, ein Spieler werde ich doch kaum."

„Ein desto größerer Thor seid Ihr," entgegnete er und ging.

Ein anderes Mal sagte er: „Es ist Schade, Zabern, daß Ihr so alt und doch noch kein Mann seid."

„Was wollt Ihr damit sagen?"

„Der ist kein Mann," antwortete er, „der die weibliche Welt nicht kennt. Es thut mir leid um Euch, mein Freund! denn Ihr lebt wie ein Einsiedler mitten in Eurer blühenden Jugend."

„Wie meint Ihr das?"

„Wie ich das meine? Auf hundert Schritte will ich den Mann erkennen, der nicht die Gunst der Weiber genossen hat. Verlegenheit und Blödigkeit hängen sich mit bleiernem Gewicht an seine Füße, während sicherer Anstand und liebenswürdige Dreistigkeit dem Lieblinge der Weiber folgen. Selbst dem Unbedeutenden theilen sie Glanz mit, während die herrlichste Natur, ohne ihre Gunst, hinwelkt, wie eine Blume ohne Sonnenschein."

„Dem mag so sein," sagte ich, „aber die Gunst eines edlen Weibes wird dadurch nicht erworben, daß man nach derselben strebt; die Weiber sind launenvoll, wie das Glück."

„Darin habt Ihr Recht, Zabern, aber Ihr wißt, daß das Glück und ich gute Freunde sind.“

„Das weiß ich noch nicht so ganz gewiß.“

„Hört, Zabern, mit Euren Vorzügen könnt Ihr glücklicher werden als ich, denn ich bin nicht eingebildet, und kann wohl sehen, daß Euer Aeußeres hübscher ist, als das meinige. Wenn Ihr es deshalb wünschet, so will ich Euch heute Abend in die liebenswürdigste Gesellschaft führen, wo Ihr sicher diejenige finden werdet, die Eure Erziehung vollenden kann.“

„Faaborg, Euer Leichtsinn ist unverzeihlich, und, wenn Ihr so fortfahrt, sehe ich mich bald gezwungen, mir Eure Besuche zu verbitten.“

„Hört, Zabern, Ihr seid ein ungereimter Mensch, der Gefahren sieht, wo keine sind. Was zum Teufel könnte es mir nützen, Euch in schlechte Gesellschaft zu führen? Im Gegentheil, es ist mein größter Vortheil, daß Ihr je eher je lieber canonisirt werdet; denn ich undandere wilde Burschen können wohl eines Heiligen bedürfen, der unser Freund ist, und uns im Himmel mit Wärme das Wort reden kann.“

„Alles dieses sagte er in einem Tone, daß man nicht wußte, ob es Ernst oder Scherz sei; eigentlich hielt er sich zwischen beiden in der Mitte, und konnte sich demnach zurückziehen, wie es ihm einfiel, bald auf

die eine, bald auf die andere Seite, und seinen Worten eine Deutung geben, wie Vorsicht und eigner Vortheil es erheischten.

„Ich will Euch etwas erzählen," sagte er einst, „was Ihr schwerlich selbst entdeckt hättet, denn Euer Geist schaut nur einwärts gegen die eigne Brust, und die Menschen, bei denen dies der Fall ist, wissen ja fast nie, was außer ihnen vorgeht. Alle Personen, mit denen Ihr verkehrt, vom Kanzler an, bis zu dem geringsten Edelmanne in seinem Gefolge, sind des Königs geheime Feinde. Hauptsächlich haben sie den Plan entworfen, die Frau Sigbrit um ihren Einfluß zu bringen; doch wäre es möglich, daß diese sie alle überlistete. Glaubt übrigens nicht, daß sie mich in ihr Geheimniß eingeweiht haben," fuhr er fort, „weit entfernt, aber ich habe es gleichwohl gemerkt, und sie sollen gezwungen werden, mich darin einzuweihen, ich will auch meinen Antheil von der Beute haben; oder ich stehe für meine Verschwiegenheit nicht ein."

Aus diesen verschiedenen Aeußerungen lernte ich bald einsehen, daß Faaborg nicht nur ein leichtsinniger, sondern ein im hohen Grade verderbter Mensch sei. Ich war deshalb ernstlich darauf bedacht, mich von ihm zurückzuziehen, was indessen wegen der Geschmeidigkeit,

mit welcher er jeder ernsten Erklärung auszuweichen wußte, nicht so leicht war. Indessen lösete sich der Knoten auf eine Zeitlang von selbst. Eines Tags kam er zu mir, wie es schien, in übler Laune. Er hatte seine gewöhnliche Munterkeit verloren, und warf sich in einen Sessel, wo er lange saß, ohne ein Wort zu sprechen.

„Hört, Zabern," sagte er endlich, „ich will Euch noch etwas fragen: Habt Ihr von einem Manne reden gehört, der einen Pfeil ausschoß, den er wiederzufinden wünschte, und lange vergebens suchte? Endlich gerieth er auf den Einfall, in derselben Richtung, wie der frühern, wieder einen anderen Pfeil abzuschießen, und als er nun diesen suchte, fand er sie Beide."

„Was meint Ihr damit?" fragte ich.

„Ihr habt mir zweihundert Gulden geliehen, Zabern, das war der erste Pfeil, schießt nun einen neuen Pfeil in derselben Richtung ab, und leiht mir wieder zweihundert, so kann es sein, daß Ihr Alles auf einmal wiederbekommt."

„Wohlan," entgegnete ich, „ich will es noch ein Mal versuchen."

„Wollt Ihr?" sagte er, „Ihr seid ein ehrlicher Kerl, und ich schwöre Euch, daß Ihr mich nicht wiedersehen sollt, ehe ich Euch entweder Alles, oder doch

einen Theil zurückbezahlen kann, denn es wird mir vielleicht gelegener sein, terminweise zu bezahlen; dagegen habt Ihr ja wohl nichts?"

„Durchaus nicht," antwortete ich.

Damit ging er und hielt insofern Wort, als ich ihn nicht wiedersah vor meiner Rückkehr von Brüssel.

Endlich kam die zu unserer Abreise bestimmte Zeit heran. Mehrere Schiffe wurden zu derselben ausgerüstet, doch geschahen die Zubereitungen insgeheim, da man von Seiten Schwedens, welches sich zu der Zeit im vollen Aufstande gegen König Christian befand, Hindernisse befürchtete. Es war auch von einem grausamen Seeräuber an den holländischen Küsten die Rede, der ein großer Dänenfeind sei und fünfhundert streitbare Männer befehligte. Wir schifften uns deshalb um die Mitte des Sommers in aller Stille ein, und segelten mit Seitenwind durch's Kattegat. Die wichtigsten Gesandtschaftsherren waren, außer dem Kanzler, Herr Henrik Göe, Herr Hans Bilde und Niels Hendrikssen, deren jeder sein Schiff und seine Diener hatte. Ich befand mich mit dem Kanzler auf dem größten Schiffe, einem in jeder Rücksicht wohlgetakelten Dreimaster. Da ich seit meiner frühesten Jugend an die See gewöhnt war, hatte ich keine Krank-

heit zu bestehen; der Kanzler hingegen, dessen Natur sich nie an die Bewegungen eines Schiffes gewöhnen konnte, befand sich sehr übel. Ich hatte bisher mehrere Monate lang gewissenhaft unter ihm gearbeitet, auch war er mit meiner Arbeit nicht unzufrieden; aber selbst fleißig, forderte er auch Fleiß von Anderen, und bezeigte ihnen dafür kein besonderes Wohlwollen. Jetzt hingegen hatte ich Gelegenheit, mich seiner eignen Person anzunehmen; ich unterstützte ihn, wenn er ging, ich half ihm sein Lager einrichten, sorgte dafür, daß er schnell bekam, was er für nothwendig oder angenehm hielt, und dadurch gelang es mir, mich in seiner Gunst fester zu setzen, als durch irgend eine meiner früheren Bestrebungen. Da fielen mir Faaborgs Worte ein, über die Weise, wie man am sichersten zu Ehre und Ansehen gelangen könne, aber ich war doch mit mir selbst einig, daß jene Worte sich zur Wirklichkeit verhielten, wie ein verzerrtes Bild, welches, wenn es auch in einzelnen Zügen an die Wahrheit erinnert, diese doch auf eine häßliche und übertriebene Weise darstellt. Als wir in die Nordsee hinauskamen, ging der Wind nach Süden, und wir mußten nun so nahe wie möglich an den Wind segeln, wodurch das Schiff heftige Stöße bekam. Endlich ging der Wind in einen starken Sturm über, so daß wir in der Nacht vom neun

und zwanzigsten Juni nahe daran waren, unter der Nordküste von Holland Schiffbruch zu leiden. Das Focksegel litt großen Schaden, der Besanmast wurde über Bord gerissen, wogegen das Großsegel und die übrigen Segel, welche zuvor gerafft waren, gerettet wurden. Morgens kam ein Lootse an Bord, der es übernahm, das Schiff in den Texel zu führen. Hier langten wir auch an, zur großen Freude für uns Alle, und hauptsächlich für den Kanzler, der bald hergestellt wurde, als er wieder die Landluft einathmete.

Während wir im Texel lagen, mußte ich dem Kanzler meine Jugendgeschichte erzählen. Aufmerksam hörte er Allem zu, hauptsächlich dem, was in meiner Erzählung Dyveke betraf, und schien in dieser Rücksicht etwas auf dem Herzen zu haben, welches mir anzuvertrauen, er damals jedoch noch nicht für gut fand. Dagegen verhehlte er nicht seine Zufriedenheit über meine Verwandtschaft mit einer angesehenen Familie in den Niederlanden. Es ist wahrscheinlich, daß dieser unbedeutende Vorzug, der mir bei dem Könige sogar geschadet hatte, viel dazu beitrug, mir die Gunst des stolzen Kanzlers zu erwerben, und er befahl ausdrücklich seinen Dienern, zwischen mir und den jungen Edelleuten in seinem Gefolge keinen Unterschied zu machen.

Die anderen Schiffe sammelten sich nach und nach in demselben Hafen, wo wir lagen; sie waren nur wenig beschädigt, und das Nothwendigste wurde schnell ausgebessert. Man erzählte uns, daß der erwähnte Seeräuber, welcher sich der lange Peter nannte, vor dem Sturme mit vier wohlbewaffneten Schiffen am Texel vorübergesegelt sei. Es war demnach ein Glück, daß der starke Sturm ihn verhindert hatte, sich uns zu nähern, wenigstens war dadurch viel Blutvergießen erspart worden. Da er nach Norden gesegelt war, meinte der Kanzler, daß wir den ersten günstigen Augenblick zur Abreise benutzen müßten, ehe er zurück käme. Nachdem sich der Sturm gelegt hatte, begaben wir uns also auf den Weg, obgleich das neue Besansegel noch nicht fertig war. Der Wind war indessen günstig, und wir segelten schnell ohne dasselbe mit Hülfe der anderen Segel fort, bis wir an die Mündung der Schelde gelangten. Nun waren wir in Sicherheit, und steuerten den Strom hinauf bis Antwerpen, wo wir die Boten des Erzherzogs vorfanden, die unserer warteten, und in deren Gefolge wir bald in Brüssel anlangten.

Kurz nach unserer Ankunft wurden wir der Prinzessin Elisabeth vorgestellt, welche ausdrücklich verlangt hatte, ihre künftigen Landsleute zu sehen. Ihre Gestalt war wohlgebildet, ihr Antlitz regelmäßig, aber so

blaß, daß sie, wenn sie sich nicht bewegte, wie ein in Marmor ausgehauenes Bild erschien. Was aber hauptsächlich nicht allein auf mich, sondern auf Jeden, der sie sah, Eindruck machte, war der Ausdruck von Sanftmuth und Trübsinn, der sich in jedem ihrer Züge abmalte. Es schien mir später, als hätte man in ihnen die Sorgen lesen können, die ihrer warteten, und die Ergebenheit in den Willen der Vorsehung, mit welcher sie dieselben trug. Um ihren feingeformten Mund schwebte ein halbes Lächeln, das mit einem zurückgedrängten Schmerze zu kämpfen schien, der damals wahrscheinlich aus dem Gedanken an die Trennung von dem geliebten Vaterlande entsprang; doch ist es gewiß, daß dieser Ausdruck des Kummers später nie verschwand, noch vermindert wurde.

Zu Jedem sprach sie ein paar freundliche Worte, die jedoch den Meisten übersetzt werden mußten, da sie die dänische Sprache nicht verstand. Bei mir weilte sie am längsten, da mich der Kanzler als einen Niederländer von mütterlicher Seite vorgestellt hatte, der ihre Sprache vollkommen verstände. Sie befragte mich nach Dänemark, nach seinen Sitten, die sie nur aus Beschreibungen kannte, welche oft von der Wahrheit abweichen. Sie freute sich, zu hören, daß unser Sommer milde sei, und daß die schönsten Blumen bei uns

so gut gediehen, wie in den Niederlanden. Endlich bat sie mich, daß ich, als ihr halber Landsmann, sie in einer kleinen Verlegenheit unterstützen möchte.

„Mit Leib und Seele," antwortete ich. — Der Kanzler, welcher in der Nähe stand, und meine Antwort hörte, wendete sich um, und blickte mich freundlich an.

„Nun wohl" sagte sie mit einem Lächeln, „so sagt mir, wie die Worte auf Dänisch heißen: ich hoffe, daß wir nähere Bekanntschaft machen werden, wenn ich erst die Sprache meines neuen Vaterlandes verstehe." Ich übersetzte ihr dieses, und sie wiederholte die Worte mehrere Male, bis sie dieselben völlig im Gedächtnisse hatte. Darauf sprach sie mit den Uebrigen, und stellte sich endlich mitten ins Zimmer, verbeugte sich freundlich, und wiederholte jene Worte, während sich über ihre Wangen eine leichte Röthe ausbreitete. Die fremde Aussprache und die unsichere Stimme, vor Allem aber die Freundlichkeit, mit welcher sie dieselben begleitete, verlieh diesen ihren Worten eine eigne Zauberkraft, und obgleich ich oft gelächelt habe, wenn ich vornehme Personen durch solche Kunstgriffe Herzen fesseln sah, so freute es mich doch dieses Mal, denn nach Allem, was ich hörte, verdiente sie wirklich die Liebe, nach der sie rang.

Als wir nach Hause kamen, fragte mich der Kanzler, wie mir unsere künftige Königin gefiele.

„Besser, als ich sagen kann," antwortete ich.

„Du gelobtest ihr," fuhr er fort, „ihr mit Leib und Seele beizustehen, ist das wirklich Dein Wille?"

„Ja, gewißlich, hochwürdiger Herr."

„Du kannst ihr vielleicht besser beistehen, als wir Alle."

„Wie das?"

„Deiner Erzählung nach, warst Du Dyvekes Jugendfreund."

„Das war ich."

„Dyveke ist der Stein des Anstoßes, der dieser Prinzessin im Wege liegt; so lange sie in des Königs Nähe bleibt, ist kein Glück für Elisabeth zu hoffen; ja was schlimmer ist, so lange die Liebe zu Dyveke fortdauert, so lange herrscht Sigbrit, und so lange ist auch für unser armes Land kein Glück zu hoffen."

„Da Ihr es sagt, muß dem wohl so sein, hochwürdiger Herr."

„Mein Sohn, ich hoffe gewiß, Dich dem Könige so zu empfehlen, daß er Dich unter die Vertraueten in der Nähe seiner Person aufnimmt; dadurch wirst Du Gelegenheit finden, Dyveke zu sehen, wenn Du dann — glaube nicht, daß ich Dir etwas Böses ra-

then will — wenn Du dann im Stande bist, ihr Herz wiederzugewinnen, und sie zu vermögen, Dir zu folgen, so wird Dir der Bruder der Königin Elisabeth hier einen Wohnsitz schenken, Dänemarks Adel wird Dich segnen, als seinen Befreier, und Du errettest ein unglückliches und gar zu hinreißendes Wesen vom geistigen, vielleicht gar vom körperlichen Untergange."

„Ihr meint, ich solle Dyveke ehelichen?"

„Mein Sohn, lasse kein Vorurtheil Dich blenden. Weshalb sollte es Dir zuwider sein, Dein Leben an der Seite eines schönen und liebenswürdigen Weibes zu verleben, das Du einst liebtest, und welches durch Dich dem Verderben entrissen wird? Weshalb sollte es Dir zuwider sein, das Wohlwollen der Königin, den Schutz des mächtigen Erzherzogs, und die Dankbarkeit des dänischen Adels, ja des ganzen Volkes zu erwerben?"

„Verzeiht, hochwürdiger Herr, ich kann Dyveke nicht ehelichen."

„Ist sie Dir nicht mehr lieb?" fragte der Kanzler.

„Ich würde mein Leben aufopfern, um sie dem Verderben zu entreißen," antwortete ich.

„Aber Deine Vorurtheile willst Du nicht aufopfern?"

„Das ist kein Vorurtheil, daß der Mann sich eine unbefleckte Gattin suchen soll, nicht zu gedenken, daß Dyveke selbst nie ihren Sinn von dem Könige abwendet."

„Mein Sohn," sagte der Kanzler, „weshalb sollte ich Dir mißtrauen, der Du Dich stets redlich und offenherzig beweisest, da ich doch in Andere habe Vertrauen setzen müssen, auf welche man sich vielleicht weniger verlassen kann, als auf Dich. Schwöre indessen bei Deinem Heilande, nicht zu verrathen, was ich Dir anvertraue."

„Ich schwöre."

„Willst Du Deinen Eid über dem Gekreuzigten bestätigen?" fragte er, und zog einen Vorhang zur Seite, der das Bild des Erlösers verbarg.

Meine Neugierde war gespannt, und in meiner Seele lag wohl der Wunsch verborgen, dem Uebel vorzubeugen, das Dyveke begegnen könnte, weshalb ich den geforderten Eid leistete.

„Mein Sohn," sagte er mit leiser Stimme, „wir sind dreihundert Edelleute, die auf Christi Kreuz geschworen, und durch das heilige Sacrament besiegelt haben, daß wir nicht ruhen wollen, ehe wir, zum Besten des Landes, die verderbliche Sigbrit entfernt haben. Ich selbst bin nicht bereitwilliger, zur Ehre

Christi das geistliche Schwert gegen die Ungläubigen zu schwingen, als, zum Nutzen des Landes und des Adels, das weltliche gegen dieses herrschsüchtige Weib. Wenn nicht, durch Dich oder einen Anderen, dieses Band auf eine milde Weise zerschnitten wird, so sehen wir uns gezwungen, zu härteren Mitteln zu greifen; aber ich glaube sicher, daß dieses nicht nöthig ist, ich glaube fest, daß Du das erwählte Werkzeug bist, durch welches Ruhe und Friede zu uns zurückkehren sollen, und Du wirst dann in dem Reichsrathe Dänemarks so viele Beschützer finden, als er Mitglieder zählt."

„Aber betrachtet Ihr nicht Sigbrit mit gar zu gehässigen Blicken, hochwürdiger Herr? Ich weiß zwar, daß sie herrschsüchtig ist, aber —"

„Wenn Du Sigbrit kennst, so weißt Du auch, mit welchem Hasse sie jeden verfolgt, der sich nicht vor ihr beugt. König Christians Schwert ist schon halb aus der Scheide gezogen, und bedroht seine ergebensten Diener, das ist Sigbrits Schuld; der Adel ist von der Macht entfernt, die ihm zukommt, das Volk wird mit Steuern belastet, Sigbrits böse Rathschläge sind die Ursache hierzu. Sie ist eine Gottlose, die mit dem Heiligen Spott treibt, und Alles nach eignem Vortheil berechnet; sie glaubt nicht an Gott, noch an Christum, nur an ihre teuflischen Künste glaubt sie, denn sie ist

eine Zauberin, die mit dem Bösen Gemeinschaft hat, was nicht schwer zu beweisen sein sollte."

„Hochwürdiger Herr, was Ihr da sagt, soll in meinem Herzen verwahrt sein, wie in einem doppelten Marmorsarge, verborgen in einem Grabgewölbe, zu dem der Schlüssel verloren ist; aber Dyveke entführen mit Macht oder List, und sie heirathen, selbst mit ihrem Willen, das kann und will ich nicht."

„Mein Sohn, thue mir doch den Gefallen, sie zu sehen und ihren Umgang zu suchen; wer weiß?"

„Das wird sicherlich vergeblich sein, hoher Herr."

„Nun," sagte er halb leise, wie zu sich selbst, „so muß Faaborg daran, ich hätte ihr doch ein besseres Schicksal gewünscht."

„Hütet Euch vor Faaborg, Herr, ihm ist sicher nicht zu trauen."

„Er ist doch ein Mann, der für seinen Zweck etwas wagt," sagte der Kanzler. Dies war die einzige Unterredung der Art, die ich vor meiner Heimkehr mit ihm hatte.

Da es in der dem Kanzler angewiesenen Wohnung an Platz fehlte, hatte ich mir ein Zimmer in der Stadt gemiethet. Hier sah ich einst von meinem Fenster aus zwei sehr wohlgestaltete Frauen in das gegenüberliegende

Haus gehen. Beide waren verschleiert; die eine schien, dem Gange nach, älter, die andere hingegen schien mir sehr jung. Letztere, ihren Schleier zur Seite schlagend, blickte sich um, bevor sie ins Haus trat, und aus dem schönsten Gesichte, das ich je gesehen zu haben mich erinnere, funkelten mir ein Paar dunkle Augen entgegen. Nicht einmal Dyveke, in dem Glanze ihrer ersten Jugend, konnte mit ihr verglichen werden. Sie weilte nur ein paar Secunden, und das edle Gesicht sah mit einer Art von Trotz umher; aber kaum bemerkte sie meinen stutzenden Blick, als sie schnell den Schleier fallen ließ, und in der Thür des Hauses verschwand.

Nur noch einmal glückte es mir, sie in ihrem Fenster zu sehen. Da entdeckte ich, daß ihr reiches Haar, das sich in schönen Locken und dunklem Geflechte um ihren Kopf schlang, von derselben Farbe sei, als ihre Augen. Kaum bemerkte sie wieder, daß mein Blick auf ihr weile, als sie die großen Vorhänge vor die Fenster hinabgleiten ließ, so daß ich nichts mehr sehen konnte. Doch bildete ich mir ein, bisweilen ihre Stimme zu hören, wenigstens tönten oft Lieder von ihren Fenstern her, die, zu meinem Erstaunen, in meiner eignen Sprache gedichtet waren. *) Alle athme-

*) Die scandinavischen Sprachen waren damals wohl nur wenig verschieden.

ten sie die flammendste Vaterlandsliebe; sie weilten entweder in fernen Heldenzeiten, oder sie klagten über die tiefe Erniedrigung des geliebten Landes; bisweilen waren sie mit dunklen Prophezeihungen von einem künftigen Befreier untermischt. Alles dieses wurde bald mit klagender Wehmuth gesungen, bald mit jubelnder Siegeshoffnung, immer aber mit Feuer und innigem Gefühl.

„Wer sind die Frauen, die uns gerade gegenüber wohnen?" fragte ich meinen Wirth.

„Ei, die sind ja von Eurem eignen Lande," antwortete er, „sie kommen vom höchsten Norden, wie Ihr selbst, Ihr solltet sie deshalb, als Landsmann, besuchen."

„Das wünsche ich auch," antwortete ich, und schrieb ihnen ein paar Zeilen, worin ich um die Erlaubniß bat, sie besuchen zu dürfen. — Die ältere Dame gab dem Boten die mündliche Antwort, daß sie durchaus keine Besuche annähmen; ja, den folgenden Morgen hörte ich keine Lieder mehr, und ein paar Tage darauf erzählte mir mein Wirth, daß sie ihre frühere Wohnung verlassen hätten, und in eine Straße gezogen wären, die er mir nicht zu nennen wußte.

Ich habe in meiner Kindheit eine Erzählung gehört von einem, der ein Erlenmädchen belauschte, das

aus seinem Berge hervorkam. Sie verschwand, aber ihr Bild blieb wie eingedrückt in seiner Seele, so daß er es von Stund an, so lange er lebte, an seiner Seite sah; weder in der Einsamkeit, noch in Gesellschaft verließ es ihn, selbst Nachts sah er das Bild vor seinem Lager, und es erweckte in ihm eine solche Sehnsucht, daß er endlich dahinschmachtete, und vor Kummer starb. Etwas Aehnliches fühlte ich in den ersten Tagen, nachdem ich die schöne Unbekannte gesehen hatte; ihr Bild wollte nicht von mir weichen, und selbst der Gedanke an Dyveke, der mich früher mehr beschäftigt hatte, als ich selbst wünschte, trat nun in den Hintergrund meiner Seele zurück, bis endlich die Unmöglichkeit sie wiederzusehen, und der Leichtsinn, welcher der Jugend eigen ist, ihr Bild entfernte, so daß sie endlich mir nicht mehr wie eine prächtig strahlende Sonne erglänzte, sondern nur wie ein weit entfernter Stern leuchtete, der zwar herrlich scheint, aber für andere unbekannte Welten, und den man, so lange man lebt, als einen lichten, aber fernen Traum, oder wie ein Mährchen von unerreichbaren Schätzen, zu betrachten sich begnügt.

Wie staunte ich indessen, als mich der Kanzler ein paar Tage nach dieser Begebenheit heimlich fragte, ob ich nicht zwei Frauen bemerkt habe, die mir früher

gerade gegenüber wohnten? Seiner Beschreibung nach konnte ich nicht bezweifeln, wen er meinte; ich erzählte ihm daher mein kurzes unbefriedigendes Abentheuer.

„Wißt Ihr,“ sagte er, „daß diese Frauen gefährlich sind, und daß wir uns ihrer Personen versichern müssen? Sie sind Aufrührer von Schweden, abgesandt, um eine Anleihe zu veranstalten, die ohne Zweifel zur Fortsetzung des Krieges gegen ihren und unseren rechtmäßigen König angewendet werden soll. Die Geheimhaltung der Vorbereitungen zu unserer Reise, und ihre darauf beruhende Unwissenheit von unserer Ankunft, sind Ursache, daß sie noch hier sind. Der Erzherzog hat mir indessen Hoffnung gemacht, sie auszuliefern.“

„Sollen sie denn nach Dänemark ins Gefängniß geführt werden?“

„Natürlicherweise.“

„Was wird dann ihr Schicksal?“

„Das hängt vom Könige ab.“

„Der König ist strenge.“

„Das ist er; einem lebenslänglichen Gefängnisse können sie wohl kaum entgehen.“

„O, mein edler Herr, ist es nicht Strafe genug, wenn wir sie unverrichteter Sache zurücksenden? Es

würde unritterlich und grausam sein, an Frauen andere Rache zu üben."

„Wenn Frauen ihre weiblichen Beschäftigungen aufgeben und wie Männer handeln, so müssen sie sich darin finden, das Schicksal dieser zu theilen."

„Hochwürdiger Herr!"

„Mein Sohn, ich kann hier nicht anders handeln; der König würde mich als einen Verräther betrachten, wenn ich sie freiwillig meinen Händen entschlüpfen ließe."

„Ist denn gar keine Rettung für sie?"

„Ich kann sie nicht retten."

„Aber der Erzherzog, die Prinzessin?"

„Ja, die haben freilich die Macht, doch muß ich, als König Christians Gesandter, hoffen, daß sie dieselbe nicht zu Schritten benutzen werden, die der König mißbilligt."

Dieser Wink war mir hinreichend; ich eilte unverzüglich zur Prinzessin, und erbat mir eine Unterredung von wenigen Augenblicken, die mir sogleich zugestanden wurde. Ich schilderte ihr die Lage der Unglücklichen, und wie grausam es sein würde, Frauen, deren Verbrechen, selbst wenn es zu beweisen wäre, sich nur darauf gründete, daß sie von Anderen verleitet und gemißbraucht worden, strenge zu strafen. Die Prin-

zessin hörte mich freundlich an; endlich sagte sie: „Ihr solltet mich von Allen am wenigsten überreden, meine Laufbahn damit zu beginnen, gegen den Willen meines Gemahls zu handeln."

Dieses sagte sie indessen so freundlich, daß es, statt mir den Muth zu rauben, diesen vielmehr erhöhete. Ich fuhr fort, ihr die Jüngere zu beschreiben, und den Eindruck, welchen sie bei Jedem hinterließ, der sie sah. „Ihre Schönheit darf uns nicht bestechen," sagte die Prinzessin ernst, „indessen habt Ihr Recht; sie sind verlassen, und es steht mir wohl an, mein künftiges Leben mit Milde und Schonung zu beginnen. Wartet hier einen Augenblick," fuhr sie fort; darauf ging sie hinein und schrieb, wie ich vermuthete, ein paar Zeilen an ihren Bruder. Sie klingelte nun, und einer ihrer Hofleute kam mit einem Billet heraus, das an den Erzherzog gesandt wurde. Nach einer Stunde kam Antwort; sie trat herein, und reichte mir ein versiegeltes Papier. „Hier ist ihre Reiseerlaubniß unterzeichnet," sagte sie, „es ist am besten, daß es uns Beiden unbekannt bleibt, welchen Personen wir diesen Dienst geleistet haben, um so schuldloser wird unsere Handlung scheinen. Geht selbst, bringt ihnen diesen Brief, und sagt ihnen, daß sie gleich reisen müssen."

Ich dankte ihr so warm, als es mir die Ehrfurcht erlaubte, die sie mir einflößte, und eilte zum Kanzler, wo ich über die neue Wohnung der schwedischen Frauen Auskunft erhielt; hier angelangt, ließ ich mich als Abgesandter des Kanzlers melden. Sie ließen mir antworten, daß der Kanzler ihnen durchaus nichts könne zu sagen haben. — Ich antwortete wieder, daß es eine Sache von Wichtigkeit beträfe, auf der ihre eigne Wohlfahrt beruhete, und nun wurde mir endlich angedeutet, zu warten. Nach Verlauf kurzer Zeit trat die ältere Dame ins Zimmer; ihr Wesen war stolz, würdevoll und fast herrisch; sie glich ihrer früheren Begleiterin so viel, daß man sehen konnte, sie seien aus einem Geschlecht.

„Was wollt Ihr?“ fragte sie.

„Euch bitten, so schnell als möglich fortzureisen,“ antwortete ich, „eine große Gefahr schwebt über Euern Häuptern, doch hat die freundliche Hand der Prinzessin Elisabeth diese entfernt; hier bringe ich Euch die Erlaubniß zu Eurer Abreise.“

Sie nahm den Brief, öffnete ihn, und las.

„Ich sehe hieraus,“ sagte sie, „daß man uns erlaubt, unverrichteter Sache abzureisen; das ist eine große Gnade.“

„Größer als Ihr denkt; oder zieht Ihr es vielleicht

vor, in eins der Gefängnisse König Christians eingesperrt zu werden?"

„König Christian hat nichts über ein freies Volk zu gebieten," antwortete sie, und eine starke Röthe breitete sich über ihre stolzen Wangen aus.

„Ihr vergeßt, daß dieses freie Volk mit einem Eide an Dänemarks Thron gebunden ist."

„Für ihre unbesonnenen Gelübde haben unsere Väter mit Knechtschaft gebüßt. Wir legten Christian von Dänemark nie einen Eid ab; wir haben im Gegentheil geschworen, lieber unser Leben, als unsere Freiheit zu opfern."

„Was Ihr Freiheit nennt, das nennt der König Aufruhr."

„Hier, in dem Lande eines fremden Herrn, hat er keine Macht."

„Ihr vergeßt, daß der fremde Herr nun sein Schwager wird."

„Recht," sagte sie, „das ist eine alte Geschichte: die Tyrannen reichen einander die Hände, um die Freiheit, ihren gemeinschaftlichen Feind, zu unterdrücken; wir müssen also reisen, aber entfernt Euch nun, und verschont mich wenigstens vor dem Anblick eines der Handlanger der Despoten."

„Ich bin kein Handlanger eines Despoten, ich bin

ein freier Bürger, wie Ihr, freiwillig kam ich, um Euch zu warnen, und könnte deshalb wohl auf einen freundlicheren Empfang Anspruch machen."

„Geht, junger Mann," sagte sie, „ich kann Euch für den Beweis, welchen Ihr mir bringt, daß Euer Herrscher seine ungerechte Hand auch über dieses Land ausstreckt, keinen Dank sagen."

Ich nahm Abschied und ging, fühlte aber recht bitter, wie unbillig man wird, wenn man sich einseitig von Haß und Vorurtheil leiten läßt, sei es auch im Kampf für eine gute Sache.

Bald darauf erhielt ich Befehl, nach Hause zu reisen, um mehrere wichtige Papiere in des Königs Hände zu überliefern. Wohl möglich auch, daß der Kanzler seinen Plan noch nicht aufgegeben hatte, und mich deshalb so bald als möglich in Dyveke's Nähe wünschte. Als ich ankam, war der König verreiset, und wurde erst nach mehreren Tagen zurück erwartet. Es wurde mir deshalb vom Reichsrathe, an welchen ich auch Briefe hatte, angedeutet, die Rückkehr des Königs in der Hauptstadt zu erwarten. Ich kam nach Kopenhagen einige Tage vor der katholischen Fastenzeit, gegen das Ende des Winters, da diejenigen, welche sonst in ihren Häusern eingeschlossen saßen, gewohnt waren, in

wunderlichen Verkleidungen durch die Straßen zu eilen. Die Menge war in beständiger Bewegung, alle Handwerksgesellen und Lehrlinge hatten Freiheit; die Bauern ritten oder fuhren um die Wette durch die Straßen; Andere zogen in Procession umher, mit Trommeln und Pfeifen, und ihren Schutzheiligen an der Spitze; die Bäckerzunft gab einen großen Kringel zum Besten; die Schlächter zogen mit einem Ochsen umher, mit Band und Tannenkränzen geschmückt, der zuletzt geschlachtet und unter das Volk vertheilt wurde. Selbst die Geizigsten gaben um diese Zeit ihre Sparsamkeit auf, die ganze Stadt machte nur eine Gesellschaft aus, die sich nicht in einem einzelnen Hause versammelte, sondern auf Straßen und in Gassen. Fremde redeten einander an, wie Bekannte; so lange dieses Fest dauerte, bestand eine Art Gleichheit unter allen Ständen, und der arme Leibeigne hätte Erlaubniß, mit dem stolzesten Edelmanne seinen Scherz zu treiben. Indessen wurde diese Freiheit wohl zuweilen gemißbraucht; verbotene Liebe machte sich dieselbe zu Nutzen, und Rache fand unter der Verkleidung einen Schlupfwinkel für die verderblichsten Plane. Vielleicht war dies die Ursache, weshalb man jetzt, nachdem die Verkündigung des gereinigten Evangeliums ihren Anfang genommen, dieses Fest nebst anderen papistischen Gebräuchen abgeschafft

hat; doch sieht man noch bedeutende Ueberbleibsel davon; denn das Volk kann wohl dahin geleitet werden, die Thorheit gewisser vorgefaßter Meinungen einzusehen, aber Jahrhunderte müssen schwinden, ehe es die Freiheit ganz aufgiebt, an welche es von Alters her gewohnt gewesen ist.

Einige Tage vor Beginn der Fasten begegnete mir, als ich durch eine abgelegene Straße ging, ein Aufzug von Schulknaben, welche die Freiheit dieser Zeit zu allerlei erlaubter und unerlaubter Lustigkeit benutzten. In den Haufen dieser fanden sich oft Erwachsene, die nicht selten ein wildes Leben führten, und sich vom Singen vor den Thüren, vom Betteln und nicht selten vom Stehlen nährten. Hierzu war auch ihre Kleidung vortrefflich eingerichtet. Auf dem Kopfe trugen sie gefutterte Mützen, in denen sich geheime Taschen befanden, zur Aufbewahrung von Geld und Kostbarkeiten; den übrigen Theil ihres Körpers bedeckte ein großer Mantel, in welchem sich in älteren Zeiten nur ein Loch befand, aus dem die rechte Hand hervorgesteckt werden konnte; später aber wurden diese Mäntel mit zwei Oeffnungen versehen, eine für jeden Arm. Diese Menschen waren äußerst zudringlich, und suchten oft durch Drohungen zu erzwingen, was sie im Guten nicht erlangen konnten. Dies war hauptsächlich um diese Zeit

der Fall, da Jeder ein Recht zu haben glaubte, den Weg einzuschlagen, den ihm Einfall und Laune bezeichneten; doch wurden bisweilen wohl von Anderen, unter dem Namen Jener, Gewaltthätigkeiten verübt, deren Verantwortung man ihnen mit Unbilligkeit aufbürden würde.

Für mich war es ein wirkliches Unglück, ihnen an diesem Orte zu begegnen, wo ich gänzlich verlassen war, und außerdem unbewaffnet. Kaum wurden sie meiner ansichtig, als sie sich gleich reißenden Wölfen über mich her stürzten. Unter dem Schein des Bettelns durchsuchten sie alle meine Taschen, und nahmen mir mit Gewalt mein Geld, so daß ich mich ungefähr mit demjenigen, der in Räuberhände fällt, in gleicher Lage befand. Als sie mir genommen hatten, was sie für gut fanden, sagte endlich Einer, der ihr Anführer zu sein schien: „Ich hoffe, Ihr werdet es nicht übel nehmen, Zabern, daß wir uns der Gerechtsame bedienen, die uns diese Tracht verleiht."

„Faaborg," sagte ich höchst betroffen," seid Ihr es?"

„Ja," sagte er, indem er die Mütze abnahm und sein Gesicht zeigte, das er, um unkenntlich zu werden, angemalt hatte, „ein Diamant muß nicht in Gold gefaßt werden, sondern in Silber, deshalb habe ich, be-

scheiden, meinen Kopf nur mit diesen Silbermünzen eingefaßt." So sprechend deutete er auf den innern Rand seiner Mütze, der wirklich mit Silbergeld umkränzt war, dem er nun ganz ruhig das mir geraubte hinzufügte.

„Faaborg," sagte ich erbittert, „hütet Euch, Ihr flattert um den Galgen, wie eine Mücke um das Licht."

„Das Brautbett soll nun mein Galgen sein," antwortete er, „in dieses will ich mich so hoch hängen, als mich Herzog Carls Gnade zu heben vermag; gleich ihm werde ich nun eines Königs Schwager, darin sind wir einander gleich."

Darauf eilte Faaborg mit seiner wilden Gesellschaft fort, aber seine Worte erweckten Bedenklichkeiten bei mir, die ich endlich, trotz meines früheren Planes, Dyveken selbst mitzutheilen beschloß.

Dieser Vorsatz wurde indessen nicht ausgeführt. Tags nach meinem Abentheuer mit Faaborg hatte ich mir nämlich, um mehreren unangenehmen Zusammentreffen vorzubeugen, ein Pferd gemiethet, von welchem herab ich mit Sicherheit die mich umgebende lustige Menge betrachten konnte. Die Fußgänger bildeten zwei dichte Reihen auf beiden Seiten der Straßen, vom östlichen Thore der Stadt bis zu ihrem westlichen Ausgange; die Mitte hingegen war für die Vornehme-

ren bestimmt, die entweder ritten oder fuhren. An einer Ecke, in der Nähe der Heiligengeistkirche, schlug ein Marktschreier seine Bude auf, und zog sich für eine Zeitlang die Aufmerksamkeit der Menge zu. Er pries seine Arcana mit dem zuversichtlichen Tone an, der dieser Art Leuten eigen ist; indessen ging er doch mit einiger Mäßigung zu Werke, und gestand, daß seine Mittel nicht in allen Fällen hülfen. „Wenn Jemand eine Hand oder einen Fuß verliert," sagte er, „wenn er von Natur schief oder mißgestaltet ist, wenn das Gehirn in seinem Innersten angegriffen worden, wenn Wassersucht, Schwindsucht oder Leberkrankheit stark überhand genommen haben, wenn die Krankheit überhaupt alle Kräfte des Kranken erschöpft hat, dann kann ich ihm nicht helfen. Ja, wenn Jemand behauptet, daß er solche Krankheiten heilen könne, so rathe ich Euch, ihm keinen Glauben zu schenken, denn er ist sicherlich ein Betrüger; in solchen Fällen können nur Gebete zu Gott und seinen Heiligen helfen. — So sprechend, nahm er ehrerbietig seinen Hut ab, worin ihm die versammelte Menge nachahmte. „Wenn aber," fuhr er fort, „ein Mensch, von natürlicher, gesunder Lebensbeschaffenheit, von Gicht, Kopfschmerz, Zahnschmerz, kaltem Fieber, Nervenfieber oder anderen Fiebern angegriffen wird; wenn er an Vollblütigkeit oder

Blutmangel leidet; wenn Gehör oder Gesicht geschwächt, nur nicht vernichtet sind; wenn Jemand von einem Schwerte verwundet, oder durch einen Schlag oder einen Fall, selbst von den höchsten Stellen herab, verletzt worden ist, und die Knochen nur nicht ganz zerschmettert sind, dann helfen unfehlbar diese Tropfen und diese Pulver, und wer nach dem Gebrauch derselben nicht so gesund wird, als er früher gewesen, der komme zu mir und hole sein Geld zurück; denn ich will keinen Vortheil, ich will nur den Unglücklichen meine hülfreiche Hand reichen; bloß deshalb bin ich nach dieser Stadt gekommen, deren Einwohner vom höchsten Norden bis zum Lande der Mohren, ja selbst unter den Heiden, wegen ihrer Tugenden und gottesfürchtigen Gesinnungen bekannt sind; und deshalb nehme ich für meine Heilmittel auch nicht mehr, als was sie mir selbst kosten; ich bedarf dessen nicht," fuhr er fort, „denn ich habe ein anderes Handwerk, das mich reichlich ernährt." Hier hielt er einen Augenblick inne, um den zuströmenden Käufern Platz zu machen. In dieser Zwischenzeit entdeckte ich Dyveke, zu Pferde, gefolgt von einem einzigen Begleiter; sie hielt ihr Pferd in einiger Entfernung an, und lauschte den Worten des Marktschreiers. Dieser schien sie anfangs nicht zu bemerken, und begann dieselbe Rede, welche wir oben

angeführt haben, von vorne an. Nachdem diese aber beendigt war, deutete er plötzlich auf Dyveke, und sagte: Da hält eine vornehme Dame, wenigstens sieht sie so aus; sie verzieht ihren Mund zu einem spöttischen Lächeln; sie schämt sich nur, vor den Augen der Menge mit dem Quacksalber zu handeln, aber ich wette, sie ist die Erste, welche diesen Abend ihren Diener schickt, um insgeheim von meinen Heilmitteln zu kaufen. „Weshalb wollt Ihr es aufschieben, schöne Frau? Nehmt sie lieber gleich, Ihr sollt sie umsonst haben.“ So sprechend, schleuderte er ihr aus allen Kräften ein zusammengebundenes Tuch zu. Das Tuch, ohne Zweifel mit schweren Gegenständen angefüllt, traf ihr Pferd vor die Stirn, worüber es plötzlich scheu wurde. Ich hörte Dyvekes Schreien, und sah das Pferd sich fast gerade in die Höhe bäumen, während die erschrockene Menge nach allen Seiten hin forteilte.

Wer jemals Zeuge eines solchen Auftritts gewesen, weiß, wie gefährlich er ist, hauptsächlich für Frauenzimmer, die, in Folge ihrer Stellung, das Pferd nicht so in ihrer Macht haben, wie wir Anderen. Sie schrie heftig und laut, und Todesschreck malte sich in ihren Mienen. Nichtsdestoweniger begegnete ihrer Angst bei der grausamen Menge nur ein starkes Zischen und ein gewaltsames Hurrarufen. Ihr Begleiter und ich

ritten fast zugleich hin, um ihr beizustehen; aber dies vermehrte nur das Gefahrvolle ihrer Lage. Das Pferd bäumte sich nun nicht mehr, sondern lief in dem gewaltsamsten Gallop an der versammelten Menge vorbei, der dieses ein willkommenes Schauspiel war. Viele klatschten in die Hände, Andere schrien und weheten mit Tüchern, was noch mehr dazu beitrug, das geängstete Thier zu jagen. Ich folgte ihr, so gut ich konnte, und so kamen wir, nach Verlauf weniger Minuten, in gestrecktem Gallop, bei dem westlichen Ausgange der Stadt an. Hier folgte wieder ein neuer Auftritt, da ein Haufe der oben beschriebenen Schulknaben herbeistürzte, und Dyvekes Pferde in den Zügel fiel. Als ich ankam, waren mehrere derselben in Begriff, das erschrockene Mädchen vom Pferde zu reißen.

„Halt!" rief ich, „schämt Ihr Euch nicht, so niederträchtig von Eurer Uebermacht Gebrauch zu machen?"

„Stille" sagte Faaborg, der sich mir näherte, „heute ist meine Mütze nicht mehr mit Silber, sondern mit Gold gefüllt; der Reichsrath billigt mein Unternehmen, und Euer Kanzler wird auch nichts dagegen haben. Das Schiff, welches uns fortführen soll, liegt bereit; steht mir deshalb nicht im Wege."

„So lange ich ein Glied an meinen Fingern rühren kann, will ich Dir in Deinem schurkischen Beginnen im Wege stehen," sagte ich. Kaum waren diese Worte meinem Munde entschlüpft, als sich ein Theil des Haufens, laut schreiend, meinem Pferde in den Weg warf, und mich aus dem Sattel zu reißen suchte.

„In den Wagen mit ihr," schrie Faaborg, „bindet ihr ein Tuch vor den Mund!" — In diesem Augenblick hörte ich wieder Pferdegetrappel. Bald sah ich einen Edelmann, an der Spitze vieler Reiter, sich in vollen Sprüngen nähern.

„Verdammt," rief Faaborg, „fort Brüder! Das ist mein Herr. Ich finde wohl einmal Gelegenheit, Euch den guten Willen zu vergelten, den Ihr mir heute gezeigt habt," sagte er zu mir, und folgte schnell seinen Gefährten, die bereits verschwunden waren. Der Schloßherr, der Dyvekes Hülferuf vernommen hatte, näherte sich jetzt, und suchte, ohne auf mich zu achten, Dyveke zu beruhigen, ja versprach sogar, sie nach Hause zu begleiten. Da gab ich meinem Pferde die Sporen, und eilte fort, fast beschämt bei dem Gedanken, daß ich Dyvekes Rettung so ganz einem Anderen hatte überlassen müssen. Ihr Blick, als ich fortritt, zeigte mir indessen, daß sie mich erkannt habe.

Endlich kam der König nach Hause, und ich erhielt Befehl, mich, den Morgen nach seiner Rückkehr, sehr früh bei ihm einzufinden. Ich wartete kaum eine Stunde, bis ich eingelassen wurde, und doch schien mir die Zeit schon lange. Ueberhaupt kenne ich nichts Peinlicheres, als dieses Warten in den Vorgemächern der Großen; es scheint mir, als ob das Feuer der Gedanken erlösche, und die Seelenkraft abgespannt werde, durch dieses lange Zögern; ja ich bin überzeugt, daß die Feigheit, durch welche der Mensch sich oft vor den Blicken der Mächtigen erniedrigt, zum Theil eine Folge der langen Zeit ist, die man auf Einlaß warten muß. Unter Mehreren, welche Zutritt zum Könige wünschten, befanden sich auch ein paar färöische Bauern. Die fremden Trachten dieser Menschen, und ihre fremdartigen Gesichter, in welche das Heimweh seine melancholischen Züge gegraben hatte, machten einen sonderbaren Eindruck auf mich. „Was willst Du hier, wo Du eben so fremd bist als sie?“ sagte ich zu mir selbst. „Von Deinem Vaterlande fortgerissen, an welches Dich Deine ganze Kindheit und Dein Herz fesseln, suchst Du hier einen Sklavenposten unter einem strengen, und wenn man dem Gerüchte trauen darf, oft grausamen Herrn, da Du doch frei und unabhängig zwischen Deinen Bergen leben könntest. Wer weiß,

welche Versuchungen und Gefahren Deiner warten, wenn Du Dich erst verkauft, oder vielmehr verschenkt hast, denn Du gewinnst dadurch ja nicht einmal einen äußeren Vortheil.“ Ich weiß nicht, ob es eine Ahnung künftiger Gefahren war, die mir diese Gedanken einflößte, aber es überfiel mich in diesem Augenblicke ein solches Entsetzen, daß ich lieber gleich umgekehrt und nach Hause gereiset wäre. Es war nicht das erste Mal, daß sich eine solche Aengstlichkeit in meiner Brust regte, aber es war das erste Mal, daß ich von derselben so heftig ergriffen wurde, und ich konnte mich kaum bei dem Gedanken trösten, daß Streben nach dem Unbekannten, und Lust, meine Kräfte zu entwickeln, mir noch schwerlich erlauben würden, in dem stilleren Wirkungskreise, den mir mein Vaterland darbot, Gemüthsruhe zu finden.

Ich bemerkte, daß die Ordnung an diesem Hofe von der gewöhnlichen verschieden sei. Zuerst wurden die färöischen Bauern eingelassen, demnächst folgten die anwesenden Bürger, und die Vornehmen mußten, mit einem Verdruß, den sie vergebens zu verbergen strebten, bis zu allerletzt warten. Ich selbst wurde demnach nicht so lange aufgehalten, als ich, in Folge meiner untergeordneten Stellung hätte erwarten müssen.

Als ich hineinkam, saß der König vor einem Tische und unterzeichnete einige Gesuche. Er saß von der Thür abgewendet, und fragte mich, ohne sich umzusehen, wer ich sei. Ich nannte meinen Namen.

„Ja, man hat Euch mir gemeldet,“ sagte er, indem er die Feder hinlegte und sich erhob. „Ihr kommt von Brüssel?“

„Ich habe Briefe und Rechnungen vom Kanzler an Euer Gnaden..“

„Gut,“ sagte er, „legt sie dorthin.“ Ich legte nun die Briefe auf einen Tisch, wo sie ungeöffnet liegen blieben, so lange ich zugegen war.

„Ich habe früher mit Euch gesprochen,“ fuhr der König fort, „nicht wahr?“

„Ja, in Bergen, Euer Gnaden.“

„Auf einem Balle, ich erinnere mich dessen; Ihr waret auch unter den Kaufleuten, die Uns damals Geld liehen, nicht so?“

„Ja, Euer Gnaden,“ antwortete ich, bestürzt über sein ungewöhnliches Gedächtniß. Nun begann er von den Niederlanden zu sprechen, fragte mich über die Sitten des Volkes, über Brüssel, über den Erzherzog; indessen bemerkte ich bald, daß er hiervon weit besser Bescheid wußte, als ich. „Schon gut,“ fügte er hinzu, „Ihr seid mir besser empfohlen, als

Ihr glaubt; ich achte nicht auf den Stand, sondern auf Geschicklichkeit; deshalb habe ich zu Eurer Anstellung Befehl ertheilt. Ihr habt Euch zur Frau Sigbrit zu begeben, die Euch näheren Bescheid ertheilen wird.“ Damit wendete er sich von mir ab, und gab mir einen Wink, daß ich mich entfernen sollte.

Obgleich es mich höchlich Wunder nahm, daß mich der König, rücksichtlich meiner Anstellung, an die Frau Sigbrit verwies, fügte ich mich doch gleich seinem Willen. Als ich an Sigbrits Hausthür kam, fand ich diese verschlossen, obgleich es bereits neun Uhr vorbei war. Vor der Hausthür standen mehrere hohe Beamte, worunter mehrere Reichsräthe, und außerdem ein Schwarm Supplicanten, die alle darauf warteten, bei Frau Sigbrit zur Audienz zu kommen. Da es ein kalter Morgen war, mußten sie vor ihrem Hause auf und nieder gehen, um sich warm zu halten. Es dauerte indessen nicht lange, bis Frau Sigbrit den Kopf zum Fenster hinaussteckte, und einem Diener, der im Begriff stand, die Hausthür zu öffnen, laut zurief: „Ich habe keine Zeit, mit Jemandem zu sprechen, sagt, daß ich nicht zu Hause sei; Ihr, Zabern, könnt heraufkommen,“ fügte sie hinzu, als sie meiner ansichtig wurde. Darauf machte sie das Fenster zu, und die Anderen mußten, obgleich sie ihre Worte gehört hat-

ten, unverrichteter Sache fortgehen. Ich hingegen wurde gleich eingelassen, und fand sie mit weitläuftigen Rechnungen beschäftigt. Ein königlicher Beamter stand an ihrer Seite, um ihr die nöthigen Erläuterungen zu geben und ihre Befehle zu empfangen. Sie schien jetzt eben so öconomisch zu sein, wie in Bergen, wenigstens war sie eben so einfach gekleidet, wie damals. Ein kostbarer zerrissener Kragen lag indessen vor ihr auf dem Tische. Sie nahm ihn, und befahl, ohne sich um mein Eintreten zu kümmern, einem Diener, ihn Dyveken zu bringen, und sie zu bitten, ihn selbst zusammenzunähen. „Wenn sie Pferde und Wagen haben, und wie eine große Dame leben will," fügte sie hinzu, „so muß sie in anderen Stücken sparen, denn weder der König noch ich können all unser Geld an Schneider und Näherinnen wegwerfen." Zugleich setzte sie die Untersuchung der Rechnung fort, die, so viel ich aus ihren Reden abnehmen konnte, sehr bedeutend war.

„Sie ist richtig," sagte sie endlich, „ich werde sie zur Unterschrift vorlegen; nun könnt Ihr gehen." —

Bei diesen Worten verbeugte sich der anwesende Rechnungsführer sehr tief, und ging demüthig fort. Später hörte ich, daß dieser Mann, den Sigbrit

gänzlich wie ihren Untergebenen behandelte, ein hohes und wichtiges Amt im Zollfach bekleidete. Darauf wendete sie sich an mich.

„Ihr kommt von Brüssel," sagte sie, „wie steht es dort?" — Ich mußte nun Alles erzählen, was ich von der Gesandtschaft, und hauptsächlich, was ich von der Prinzessin wußte.

„Das ist eine kostbare Gesandtschaft," sagte sie; „Euer Kanzler ist ein Verschwender, aber der Brautschatz muß das Ganze wieder gut machen. Wie geht die Prinzessin gekleidet?" fuhr sie fort. — Ich mußte nun ihre Tracht beschreiben.

„Ei," sagte Frau Sigbrit mißvergnügt, als sie hörte, daß die Prinzessin Edelsteine zum Werth von vielen tausend Gulden um den Hals trug, „das kann für die Schwester des reichen Erzherzogs passen, aber nicht für eine Königin in diesem armseligen Lande. Hat sie ein großes Gefolge?"

„Das weiß ich nicht."

„Das müßtet Ihr doch wissen; doch da Ihr es nicht wisset, so will ich Euch sagen, daß nicht weniger als zwanzig Diener sie begleiten sollen; aber die wollen wir wieder zurückschicken; sie muß sich mit unseren eignen Leuten behelfen."

„Der König hat mich gesandt, Frau Sigbrit,

um, in Betreff meiner Anstellung, von Euch nähere Auskunft zu erhalten."

„Ich weiß es," sagte sie, „des Kanzlers Empfehlung würde Euch nur wenig helfen, aber Ihr habt vorgestern meiner Tochter einen guten Willen bewiesen, der Eure frühere Unhöflichkeit einigermaßen wieder gut gemacht hat; deshalb habe ich selbst Euch dem Könige empfohlen, was ich aber jetzt fast bereue."

„Weshalb, Frau Sigbrit?"

„Leute, welche nicht verstehen, ihre eigne Habe zu hüten, werden nur wenig geeignet sein, den Angelegenheiten des Königs und des Reiches vorzustehen." — Ich fragte, wodurch ich solche Gedanken bei ihr erweckt habe.

„Ihr seid auf öffentlicher Straße geplündert worden," entgegnete sie, „das ist eine Folge Eurer eignen Unvorsichtigkeit; überdies bezeugen Eure Hausgenossen, daß Ihr ausgeht und Euren Koffer offen stehen lasset, während Euer Zeug auf Tisch und Stühlen umhergestreut liegt; dazu geht Ihr wie ein Prinz gekleidet; Ihr ginget anders in Bergen, als Euer Vater noch lebte."

„Aber, Frau Sigbrit, Eure eigne Tochter — —"

„Schweigt davon. Meine Tochter hat ihre Ursachen, weshalb sie hübsch gekleidet geht; die habt Ihr nicht."

„Ich kleide mich von meinem eignen Vermögen," sagte ich endlich, „und Keiner als ich selbst hat darüber etwas zu sagen."

„Dem ist freilich so," antwortete sie, „aber Ordnung ist nothwendig, junger Herr, sowohl für den König, wie für den Unterthan, wenn sie nicht mit einander Bettler werden sollen. Seht mich, ich habe über mehrere Millionen Rechenschaft abzulegen, nichtsdestoweniger weiß ich, wo jedes Handtuch in meiner Küche hängt, und Keinem wollte ich rathen, es ohne mein Wissen anderswo hinzuhängen."

Obgleich ich nicht in Abrede stellen konnte, daß Frau Sigbrit theilweise Recht habe, fühlte ich mich doch mißvergnügt über ihr beständiges Einmischen in fremde Angelegenheiten.

„Habt Ihr mir denn nichts vom Könige zu sagen?" fragte ich.

„Da habt Ihr ja ein hübsches Taschentuch," bemerkte Frau Sigbrit, „das ist wohl in Brüssel gekauft? Es gleicht Dyvekes."

Ein politischer Dämon gab mir in diesem Augenblick den Gedanken ein, ihr dasselbe anzubieten.

„Danke," antwortete sie auf mein Anerbieten, „Dyveke hatte zwölf solcher Tücher, verlor aber eins davon; nun kann dies an die Stelle des verlorenen tre-

ten." Mit diesen Worten empfing sie meine kleine Gabe. „Die eigentlichen Rechnungen zu führen," nahm sie wieder das Wort, „dazu taugt Ihr nicht, das sehe ich wohl, wenn nicht an Anderem, so doch an Eurer Verschwendung; ein solches Tuch hättet Ihr nie so verschenken müssen, junger Mann." So sprechend, faltete sie es sehr sorgfältig zusammen, und legte es in eine Schieblade. „Indessen ist es des Königs Wille, daß Ihr angestellt werden sollt; es sind oft ausländische Papiere zu durchlesen, dazu seid Ihr wohl zu gebrauchen. Ihr müßt Euch deshalb jeden Vormittag, ja selbst an den hohen Festen und Sonntags, bei mir einfinden, denn wir haben keine Zeit, irgend einen Tag müßig zu sein. Der König wünscht auch, daß Ihr, wenn ich Eurer nicht bedarf, bisweilen mit seinem Secretair, Jesper Brockmann, arbeiten möget; das ist der Bescheid, den Ihr bei mir zu holen hattet."

Ich kam nun täglich mit der Frau Sigbrit zusammen, und hatte Gelegenheit, mich von dem mächtigen Einflusse zu überzeugen, den sie, hauptsächlich in Allem, was das Geldwesen des Landes betraf, geltend machte. Sie stand um diese Zeit, und noch lange nachher, in so großem Ansehn, daß die mächtigsten Männer gezwungen waren, um ihren Einfluß

nicht zu verlieren, wenigstens dem Aeußeren nach, mit ihr ein freundschaftliches Verhältniß zu unterhalten. Sie forderte ihre Besuche, ohne zu ihnen zu kommen, und empfing ihre Geschenke, ohne sie zu erwidern. Im Gegentheil, lohnte sie ihnen oft für ihre Geschenke mit einem spottenden Einfall, und war fast eben so gefürchtet wegen ihrer boshaften Zunge, als wegen ihrer Macht und ihres Einflusses. So erinnere ich mich, um ein Beispiel von vielen anzuführen, daß einst ein sehr vornehmer und eingebildeter Herr, dessen Güter kürzlich verkauft waren, und der sie schon lange gezerrt hatte, sie fragte: „wo ist Euer Stammbaum, Frau Sigbrit?"

„Da, wo Eure Buchen sind," antwortete sie. „Euer Stammbaum ist wohl der einzige kleine Busch, den Ihr in der Welt besitzet." — Ein anderes Mal sagte sie zu Einem, dessen Besuch sie abzukürzen wünschte: „wie lange gedenkt Ihr hier zu bleiben?"

„So lange es Euch gefällt, Frau Sigbrit."

„Ja, da ist es am besten, daß Ihr gleich geht," sagte sie.

Das auffallendste war, daß sie, durch dieses unartige Benehmen, selten die verdienten Antworten hervorrief; die Gemißhandelten schwiegen gewöhnlich, und behielten ihren bittern Haß im Herzen, während sie,

dem Anscheine nach, als Siegerin auf dem verlassenen Wahlplatze stand. Ja, obgleich Viele, wenn sie die Frau Sigbrit von ferne sahen, lieber umkehrten und einen anderen Weg einschlugen, gab es doch genug, die sich jeden Abend einfanden, und ihre Hände tief in die Nesseln hineinsteckten, an denen sie sich schon so oft verbrannt hatten.

Bei feierlichen Gelegenheiten war sie gezwungen, sich am Hofe zu zeigen, da der König verlangte, daß jeder Bürgerliche, dem er Aemter und Würden verliehen hatte, dort eben so gut erscheinen sollte, wie der höchste Adel. Selbst ich mußte mich deshalb verschiedentlich bei den Festen des Hofes einfinden. Frau Sigbrit trug, wenn sie hier zugegen war, eine schwarze Kleidung, und ihr Kopf war nicht bedeckt. Dies kleidete sie eben nicht besonders gut, und es fehlte nicht an Anmerkungen, wodurch man ihr heimlich den Spott zu vergelten suchte, den sie sich öffentlich gegen Andere erlaubte. So war ich einst Zeuge einer Unterredung zwischen mehreren jungen Edelleuten, die sie von einem Winkel des Zimmers aus betrachteten.

„Da steht die mächtige Rathgeberin des Königs,“ sagte der Eine.

„Das Unglück ist nur, daß immer die Kneipen-

wirthin hervorscheint, wenn die Rathgeberin den Mund aufthut," sagte der Zweite.

„Sage lieber, die Höckerin," bemerkte der Dritte, „denn, obgleich sie nicht, wie früher, Aepfel und Nüsse verkauft, so verkauft sie doch die Ehre ihrer Tochter, und die Aemter des Landes."

„Sie gleicht einem Greif," sagte ein Vierter, „die Federn sind schwarz, aber der Schnabel und der Hals sind gelb, und letzterer ist mit einem schwarzen Halskragen umgeben."

„Und der Kopf ist kahl," fügte der Fünfte hinzu, „vermuthlich hat ihr Vetter, der Barbier, sie rasirt."

„Und die Kleidung ist schwarz," bemerkte der Sechste, „von der Zeit an, da sie dem Teufel ihre Seligkeit verkaufte, schwarz ist die Uniform des Teufels."

„Da hat sie den Teufel angeführt," entgegnete der Fünfte; „denn sie verkaufte ihm, was sie nie zu besitzen Hoffnung hatte." — Aber obgleich man ihrer in den Winkeln solchergestalt spottete, huldigten diejenigen ihr doch am meisten, die im Herzen ihre größten Feinde waren.

Obgleich der König selbst die Frau Sigbrit oft zu Rathe zog, und obgleich er sie täglich besuchte, waren ihrer Macht doch Schranken gesetzt. Ueberhaupt gestattete der König jedem seiner Rathgeber einen ab-

gemessenen Platz, in dessen Grenzen er sich frei bewegen konnte, aber weiter durfte er nicht kommen. Der Frau Sigbrit schien der König auf diese Weise die Staatshaushaltung übertragen zu haben, und hier hatte sie unbeschränkte Gewalt. Doch erinnere ich mich, einst Zeuge gewesen zu sein, wie er sie ernstlich zurechtsetzte, da sie ihr Mißfallen über seine Bestrebungen in einer anderen Richtung äußerte. Sie sagte nämlich, als er die Unwissenheit des gemeinen Mannes bedauerte: das möge er sich nicht kümmern lassen; wenn die Bauern nur zu rechter Zeit ihre Steuern bezahlten, so wäre es gleichgültig, ob sie lesen oder schreiben könnten. Ueber diese Worte wurde er sehr böse, und sagte: sie sei gut genug, um seine Rechnungen zu führen, und Marken und Schillinge zu häufen, aber was sie nicht verstände, davon solle sie schweigen. „So lange die armen Bauern in ihrer Unwissenheit verbleiben," fügte er hinzu, „ist keine Hoffnung, daß die Tyrannei des Adels gebrochen werden könne, und ehe diese zu Ende ist, kann nicht die unbeschränkte, auf Gerechtigkeit begründete Macht des Königs beginnen."

Uebrigens bemerkte ich bald, daß Frau Sigbrit einen tödtlichen Haß auf den Kanzler Valkendorff geworfen hatte; denn dieser hatte zuerst dem Könige gerathen, sich durch eine Heirath mit dem mächtigen

Burgundischen Hause zu verbinden, was, wie sie glaubte, geschehen sei, um den König von Dyveken zu entfernen, und was sie deshalb nie vergessen noch verzeihen konnte.

Durch genaue Ausführung der Geschäfte, die mir der König auftrug, gelang es mir für eine Zeitlang, seine Gunst zu gewinnen. Zuweilen mußte ich, in Brockmanns Abwesenheit, in des Königs eignem Kabinette arbeiten; er dictirte mir dann selbst Briefe, machte Entwürfe zu anderen, und wenn ich dann nicht seine Meinung traf, da konnte er freilich heftig werden, und wog dann nicht seine Worte ab; war ich aber so glücklich, Alles zu seiner Zufriedenheit auszuführen, so konnte er, was man von einem so strengen Herrn nicht hätte glauben sollen, sehr herablassend sein. Als ich einst mit ihm allein war, und einen Entwurf zu einem Briefe niedergeschrieben hatte, der seinen Beifall gewann, schien er freundlicher gestimmt zu sein als sonst. Da legte er plötzlich seine Hand auf meine Schulter und sagte: „Du bist ein vernünftiger Mann, Zabern, Menschen wie Du mag ich leiden. Du ruhest nicht auf den Lorbeeren Deiner Vorfahren, Du bist ein Metall, das durch seinen inneren Werth gilt, und nicht durch einen aufgedrückten Stempel; erzähle

mir etwas von Deinem Vater," fuhr er fort, „er war ja Kaufmann?"

„Ja, Herr" —

„Hast Du nicht zuweilen Heimweh?"

„Ja wahrlich," antwortete ich: „es ist in meiner Brust gleichsam ein Magnet, der beständig nach dem hohen Norden zeigt."

„Wohl Dir! so ist Dir eine Ruhestätte bereitet; nur bisweilen einmal träume ich von einer solchen, an der Brust eines Vertrauten; aber ich erwache bald aus dem Traume; mir ist es gleich, ob ich im Süden oder im Norden bin, Ruhe wird mir nie, so lange Adel und Geistlichkeit existiren."

„Euer Gnaden sollten ihnen größeres Vertrauen schenken, so würde es vielleicht besser gehen," wagte ich zu antworten.

„Vertrauen! Mißtrauen willst Du sagen, Vertrauen würde mich in den Tod stürzen. Ich bin bestimmt, die Saat auszustreuen," fuhr er fort, „aber sie wird wohl in meiner Zeit nicht emporkeimen, denn das Unkraut ist zu mächtig."

„Wenn ein vornehmer und sonst strenger Herr sich freundlich zu einem geringen Diener herabläßt, so ist er fast unwiderstehlich; deshalb gewann auch der König durch diese Herablassung mein ganzes Herz, und

es schien mir diese Freundlichkeit nur wenig mit dem wilden Charakter übereinzustimmen, den man ihm gewöhnlich beilegte; deshalb glaubte ich lange, daß man ihm Unrecht thäte. Einst vertrauete ich seinem Secretair, Jesper Brockmann, meine Gedanken.

„Ja, ja," sagte Brockmann, „das ist gut genug; aber ein rechter Herrscher muß nicht allein der Armen, sondern auch der Reichen König sein."

„Doch ist es besser, ausschließlich für die Armen, als allein für die Reichen zu sorgen," antwortete ich, „denn diese können zur Noth für sich selber sorgen."

„Besser freilich, aber auch gefährlicher," entgegnete Brockmann. „Der König gleicht einem wurmstichigen Apfel, der vor der Zeit gereift ist," sagte er ein anderes Mal; „schneidet man den Wurm aus, so wird er vielleicht noch zu genießen sein; läßt man aber diesen rathen, so wird er langsam, aber sicher um sich greifen; was gut war, wird verderben, und am Ende muß man das Ganze wegwerfen."

„Daß der König nicht gegen sich selbst so strenge war, wie gegen Andere, davon erhielt ich einst einen starken Beweis. Der König sprach mit Jesper Brockmann, wie er zu thun pflegte, über die Verhältnisse des gemeinen Mannes, und meinte, daß der Adel die Bauern unverantwortlich behandle.

„Möchten wir doch den Tag erleben,“ sagte er, „daß ein Bauer dem Throne eben so nahe stände, wie ein Adliger. Vor Gott sind wir alle gleich, so müßte es auch vor dem Könige sein.“ Brockmann wendete ein, daß das Land groß sei, der König könne nicht Alle kennen, deshalb träfe man eine Auswahl der Besten, die dem Throne am nächsten stehen sollten. Mächtige und Große, die selbst nichts bedürften, könnten unpartheiischer für das Wohl des Landes sprechen, als diejenigen, welche gezwungen wären, zur Erhaltung des Lebens für sich selbst zu betteln.

„Ja,“ sagte der König, „wenn die Besten beständig unsern Thron umgäben, so wäre nichts dagegen einzuwenden, aber die Vornehmsten sind noch nicht die Besten, denn sie werden von Hochmuth und Müssiggang aufgezehrt. Doch der Tag, denke ich, wird nahe sein, da die Unterdrückung nicht mehr auf dem Herrscherstuhle sitzt.“ — In diesem Augenblicke wurde dem Könige ein Brief gebracht, der, wie ich später erfuhr, von Upsala war. Der Brief mochte wohl Nachrichten über Abfall und Treulosigkeit unter den schwedischen Herren enthalten, denn der König wurde bei Durchlesung desselben roth und blaß.

„Welche Nachrichten sind es,“ fragte Brockmann, „die so Euer Gnaden bewegen können?“

„Hat Steen Sture auch Spione unter meinen Dienern?“ fragte der König mit einem Blick, der Alle, mit denen er eben freundlich gesprochen hatte, vor seinem Zorne beben machte.

„Bei allen Schutzheiligen und Patronen Dänemarks,“ antwortete Brockmann, „ich habe nie daran gedacht, die Gedanken meines Königs zu erforschen.“

„Schweig!“ unterbrach ihn der König, „oder ich will Euch zeigen, daß ein Mächtiger über Euch Alle ist.“ — Darauf ging er schweigend auf und nieder; endlich blieb er stehen, und bewegte plötzlich seine Hand, wie der Scharfrichter, wenn er das Schwert gegen den Kopf des Missethäters schwingt. „Ja, wir wollen ihnen mit unserem scharfen Schwerte Segen und Absolution ertheilen,“ sagte er; „das Schwert des Königs von Dänemark ist zur Rache gezogen, und wir wollen einmal sehen, ob die schwedischen Hälse widerstehen können.“ Damit ging er. Später hörten wir, daß er einen großen Theil der Nacht gewacht, und Brockmann habe zu sich rufen lassen, der ihm wiederholt aus einem lateinischen Buche eine merkwürdige Begebenheit vorlesen müssen, die sich unter dem letzten römischen Könige, Tarquinius Superbus, ereignete. Es wird nämlich erzählt, daß der Sohn dieses Königs, als er in Gabii Herrscher geworden, einen

Gesandten an seinen Vater schickte, um zu hören, wie er die unruhigen Leute zähmen sollte. Da ging König Tarquinius schweigend neben dem Gesandten durch seinen Garten, und hieb den höchsten Blumen die Köpfe ab. Daraus nahm der Fürst ab, daß sein Vater ihm riethe, die vornehmsten Männer köpfen zu lassen, was er auch that, und dadurch die Ruhe des Staats befestigte. Diese Erzählung schien mit den geheimen Gedanken des Königs übereinzustimmen; er lächelte bei derselben, und hieb wirklich einigen sehr schönen und hohen Blumen, welche in Blumentöpfen in seinem Fenster standen, die Köpfe ab. Als dies geschehen war, schien sich sein Gemüth zu beruhigen, und auch er begab sich zur Ruhe.

Hieraus merkte ich, daß der König zwar bei Anderen die Willkühr haßte, nicht aber bei sich selbst; auch habe ich später gesehen, daß diejenigen, die am lautesten über die Ungerechtigkeit und Tyrannei Anderer sprechen, doch ungerecht und tyrannisch genug sein können, wenn sie die Macht bekommen und die Leidenschaften sie hinreißen. Deshalb ist es gewißlich wahr, was der Erlöser lehrt, daß alle Reinigung von innen von unserem eignen Herzen ausgehen müsse, denn sonst wird der unreine Geist von einem neuen Teufel ausgetrieben, der ärger ist, als der alte war.

Im August-Monat desselben Jahres kam die Königin Elisabeth nach Kopenhagen, nebst dem Kanzler Valkendorff, Herrn von Mucron, dem Junker Maximilian und einem großen Gefolge. Der Aufzug, welcher bei ihrer Ankunft stattfand, schien mir, einige Veränderungen abgerechnet, eine Wiederholung dessen, was ich schon in Bergen bei der Ankunft des Herzogs gesehen hatte. Fenster und Dächer wimmelten von Zuschauern, ja selbst die Schiffsmasten waren voll von Matrosen, die, bis ganz unter die Wimpel hinauf, in Tauen und Raaen hingen. Die Matrosen brachten der Königin ein mächtiges Hurra; außerdem wurde von den hohen Thürmen, als sie vorbei fuhr, mit Posaunen geblasen, und Abends war ein großes Fest, mit brennenden Lampen in allen Fenstern. Geld wurde unter das Volk geworfen, auf den Märkten sprang Wein gleich Wasser aus vergoldeten Springbrunnen. Auf dem Schloßplatze wurde Essen unter die Menge vertheilt, und hier war das Gedränge so groß, daß Mehrere erdrückt wurden. Der Bischof Lauge Urne hielt unter freiem Himmel und in lateinischer Sprache eine lange Rede an die Königin. Diese Rede hätte vielleicht noch länger gedauert, wenn nicht ein plötzlicher und starker Regen ihn gezwungen hätte, sie abzukürzen. Auf alles dieses folgten Bälle

und Lustbarkeiten am Hofe, die mehrere Tage lang dauerten.

Dyveke nahm durchaus nicht an diesen Festlichkeiten Theil, im Gegentheil zog sie sich von der Zeit an, da der König beschloß, um die Hand der Prinzessie anzuhalten, ganz in die Stille zurück. Es war überhaupt eine große Veränderung mit ihr vorgegangen, seitdem ich sie zuletzt in Bergen sah. Ihre Lust an Gesellschaften hatte sie ganz verloren, und sie ritt oder fuhr nur aus, wenn der König oder Frau Sigbrit es ihrer Gesundheit wegen forderten; sonst saß sie gewöhnlich zu Hause; was mich aber hauptsächlich wunderte, war, daß die tiefsinnigen Züge, die während ihrer frühen Jugend in ihrem Gesichte lagen, und später verschwunden schienen, jetzt stärker als je hervortraten. Als sie mich das erste Mal sah, dankte sie mir für die Sorge, die ich um sie gezeigt hatte, als sie überfallen worden. Später redete sie mich immer freundlich an, wenn sie mir begegnete, doch nur mit ein paar Worten, und sie schien meine Gesellschaft eher zu meiden als zu suchen.

Etwas länger sprach ich doch einst mit ihr in ihrem Garten. Frau Sigbrit hatte mich nämlich selbst, als sie eines Tags in guter Laune war, aufgefordert, in den Garten zu gehen, und mich daselbst umzusehen.

Ich bewunderte die Ordnung, mit welcher Alles angelegt war. Zwei Hauptgänge kreuzten sich unter rechten Winkeln. Große Zwischenräume trennten die Fruchtbäume, die alle gen Norden standen, so daß ihre Schatten außerhalb des Gartens fielen. Eine große Menge Küchengewächse stand in erhabenen Beeten, die alle nach der Schnur abgetheilt waren, und ich erinnere mich nicht einmal, sie in den Niederlanden so üppig und frisch gesehen zu haben, wie hier. Der Garten war viereckig, mit Ausnahme einer kleineren Abtheilung, die einen kleinen Garten für sich bildete, und die vollkommene Regelmäßigkeit unterbrach. In dieser Abtheilung war Alles in einem anderen Styl angelegt. Eine mächtige Laube von Kaprifolien bildete den Hintergrund, und verbreitete Ströme eines fast betäubenden Duftes. Hie und da sahe man Gruppen blühender Bäume; zwischen diesen hin schlängelten sich die eigentlichen Blumenbeete, in denen fremde Planzen mit Rosen, Nelken und mancherlei Arten Lilien abwechselten. Alles war hier freier angelegt, keine strenge Geradheit nach einer Schnur, sondern eine liebliche Phantasie, und eine mit Geschmack ordnende Menschenhand kamen hier zum Vorschein, wodurch, obgleich keine ängstliche Ordnung beobachtet war, doch ein schöner Eindruck hervorgebracht wurde.

Als ich mich der Laube näherte, sah ich, daß sich Dyveke in derselben befand. Ich wollte mich zurückziehen, aber Dyveke hatte mich bereits gesehen, und näherte sich mir freundlich.

„Dieser Theil des Gartens ist mein Eigenthum," sagte sie, das Uebrige gehört meiner Mutter. Ihr seht auch, daß zwischen beiden Theilen großer Unterschied statt findet; mein Antheil enthält nur unnütze Dinge, doch, wenn Ihr Geduld habt, sie anzusehen, so will ich Euch gern als Wegweiser dienen." Sie führte mich nun umher, und nannte mir den Namen jeder Blume, von denen die meisten nur wenig in diesen Ländern bekannt sind. Endlich blieb sie in einem Winkel des Gartens bei einem länglichen Hügel stehen, auf welchem nur Gras wuchs.

„Soll hier eine Grasbank angelegt werden?" fragte ich.

„Ihr werdet mich auslachen," antwortete sie, „aber unter diesem Hügel liegt meine Ziege begraben; sie verlor auch ihre Lustigkeit, als sie hierher kam, und ich glaube, daß sie vor Sehnsucht nach ihren Bergen gestorben ist."

„Und an dieses Geschöpf denkt Ihr noch mit Liebe? Verzeiht mir, Jungfer Dyveke, dann habe ich Euch wirklich Unrecht gethan."

„Ich weiß wohl, daß Ihr schlechte Gedanken von mir hegt,“ sagte sie mit einem halb wehmüthigen Lächeln, „übrigens war ich ihr hart genug; ich vergaß und versäumte sie oft, aber sie liebte mich immer, und verachtete mich nie.“

„Ihr habt Euch verändert, Dyveke,“ sagte ich.

„Die Zeit,“ entgegnete sie, „verändert uns Alle, aber selten zu unserem Vortheile.“

„Eure Liebenswürdigkeit hat wenigstens nicht bei der Veränderung gelitten,“ bemerkte ich. In diesem Augenblick kam ein Mädchen und rief Dyveke zu ihrer Mutter.

„Erwartet mich,“ sagte sie, indem sie ging, „ich komme gleich wieder.“

Ich hielt mich nun über zwei Stunden im Garten auf, aber da Dyveke in der ganzen Zeit nicht zurückkehrte, war ich endlich gezwungen, mich hinweg zu begeben.

Bald darauf sah ich sie im Zimmer der Mutter, wo sie, wie in früheren Zeiten, mit Sticken beschäftigt war. Da sie sich durchaus nicht entschuldigte, mich getäuscht zu haben, sagte ich endlich: „Ihr kamt ja neulich Tags nicht zurück, wie Ihr verspracht.“

„Ich erinnere mich nicht, daß ich zu kommen versprach,“ antwortete sie.

„Nicht?“ sagte ich, „da muß ich mich verhört haben.“

Sie schwieg nun lange Zeit, endlich nahm sie wieder das Wort: „Ihr kamt auch nicht das erste Mal, da ich Euch bat.“

„Damals sollte ich reisen,“ antwortete ich, fühlte aber in demselben Augenblick, daß dies nur eine mäßige Entschuldigung sei, da die Reise erst zwei Monate nach jener Einladung vor sich ging. Dyveke betrachtete mich ernst, dann sagte sie: „Ja, es ist wahr, Ihr solltet nach Brüssel reisen, da habt Ihr ja unsere künftige Königin gesehen?“

„Das habe ich.“

„Sie ist wohl sehr schön?“

„Nicht eben schön, aber überaus anziehend.“

„Ja, das kann ich denken; aber nach ihrem Bildnisse zu urtheilen, hat sie doch keine schöne Augen.“

„Ja, Jungfer Dyveke, ihre Augen sind in der That schön.“

„Schön vielleicht, aber gar zu todt,“ sagte Dyveke, „überdies ist sie selbst auch zu blaß.“

„Blaß ist sie, darin habt Ihr Recht.“

„Ja, sie gleicht einem alten Familiengemälde mit halb erloschenen Farben,“ sagte Dyveke eifrig, „übrigens ist sie gewiß liebenswürdig,“ fügte sie

stark erröthend hinzu, vielleicht weil sie merkte, daß sie sich gar zu sehr von einer Leidenschaft habe hinreißen lassen, die sie am liebsten zu verbergen wünschte.

Es war in Sigbrits Hause ein kleines Mädchen, das ungefähr neun Jahre alt sein mochte, und welches oft an Dyvekes Seite saß. Da ich nun nach und nach mit ihr vertraulicher wurde, wagte ich einmal zu fragen, wem das kleine Mädchen gehörte.

„Es ist dieselbe, die Ihr in Bergen bei mir saht," antwortete sie.

„Ist sie das kleine Kind, mit welchem Ihr einst spie tet?"

„Ja," entgegnete sie, „die Mehrsten hassen mich ja, da ist es doch ein Trost, ein Wesen zu haben, das mir von Herzen ergeben ist."

„Und sie ist die ganze Zeit über bei Euch gewesen?"

„Dazu, meint Ihr, hätte ich nicht Stätigkeit genug, nicht wahr?"

„Verzeiht."

„O Zabern, stätig wird man, wenn man sieht, wie häßlich Unstätigkeit Anderen kleidet."

Ich wurde verlegen, denn ich glaubte anfangs, daß sie mit diesen Worten auf mich selbst sticheln wollte. Aber bald erwachte ich aus diesem Traume, als ich bemerkte, daß ihre Augen, während der gan-

zen Unterredung, auf ein Bildniß des Königs gerichtet waren, das an einer Wand des Zimmers hing.

Als ich einige Stunden nach der Ankunft der Königin in Dyvekes Haus kam, trat sie mir eilig entgegen, und fragte: „War't Ihr mit, die Königin zu empfangen?"

„Ja," antwortete ich.

„Es waren wohl viele Menschen da?"

„Eine außerordentliche Menge."

„Waren mehr da, als wie der König nach Bergen kam?"

„Wenigstens eben so viele."

„War die Königin schön gekleidet?"

„Sehr schön; aber der starke Regen, der sie unter freiem Himmel überfiel, hat sicher ihre Kleider verdorben."

„Ist's möglich?" rief Dyveke, und ihre Augen funkelten vor Freude. „Und der König?" fügte sie hinzu, „wurde der auch naß?"

„Ohne Zweifel."

„Hörst Du, Mutter? der König wurde auch naß," rief sie, in die Hände klatschend, und lachte. Plötzlich wurde sie wieder ernst und sagte: „Als ich hierher kam, war das Wetter schön, aber es kamen mir freilich nicht so Viele entgegen."

Obgleich Frau Sigbrit ihren Sinn ganz auf die Gegenwart gerichtet zu haben schien, wurde sie doch bisweilen von einer Aengstlichkeit wegen der Zukunft ergriffen. Wenn diese Grillen über sie kamen, wurde sie schwermüthig; ja sie bedauerte dann sogar, daß sie nicht in ihrem sichern Nahrungswege in Bergen geblieben sei. Zu solchen Zeiten konnte sie sich, wie mir Dyveke selbst erzählte, halbe Tage lang einschließen, um in magischen und astrologischen Schriften zu lesen. Sie besaß auch verschiedene Blätter, auf denen mystische Figuren gezeichnet waren; diese ordnete sie auf mancherlei Weise, um aus denselben das künftige Schicksal ihrer Tochter zu erforschen; auch ließ sie sich von alten Weibern oder von Anderen, die sich mit solchen Künsten abgaben, wahrsagen. Viel Wunderbares bekam sie wohl auf diese Weise zu wissen, ja es gibt Leute, welche behaupten, daß sie sich durch solche Mittel genaue Kunde von dem Zustande des Landes verschaffte, und die Kunstgriffe kennen lernte, durch welche man den König lenken konnte. Obgleich ich nun weit entfernt bin, solche geheime Kenntnisse zu verwerfen, so meine ich doch, daß diejenigen, welche sie beschuldigten, auf diese Weise ihre Macht erworben zu haben, Unrecht hatten. Land und König zu lenken, lernte Frau Sigbrit sicher von sich selbst; denn es fehlte ihr weder

an Thatkraft, noch an Weltklugheit; ja sie war nie weniger im Stande, sich in die Heftigkeit und die Launen des Königs zu finden, als eben, wenn jene Bekümmerniß wegen der Zukunft sie befiel.

Dyveke vertrauete mir auch, daß Frau Sigbrit, deren Gedanken sonst wahrlich nicht auf die Ewigkeit gerichtet waren, bisweilen doch in einen träumerischen Zustand verfiel, in welchem sie wunderbare Dinge sehen zu können glaubte. Dyveke versicherte, daß ihre Mutter oft Erscheinungen und Gestalten an sich habe vorüberschweben sehen, wenn Jemand aus ihrer Bekanntschaft vom Tode bedroht ward, oder wenn ihr eine große Veränderung in ihrem Schicksale bevorstand. Ja, die Ursache, weshalb sie nach Bergen kam, war eben eine solche Erscheinung, die ihr den Glauben eingeflößt hatte, daß sie, wenn sie sich hier niederließe, zu Glück und Wohlstand gelangen würde. Alles dieses wurde mir als ein Geheimniß anvertraut, denn Frau Sigbrit war in dieser Sache sehr verschwiegen; ja gewöhnlich äußerte sie sogar, wenn von dergleichen die Rede war, einen scheinbaren Unglauben, so daß ich Dyvekes Aussage kaum Glauben beigemessen hätte, wenn mir nicht schon in meiner Kindheit ein Mann bekannt gewesen wäre, der ähnliche Erscheinungen zu haben glaubte, und doch zornig und unversöhnlich war,

und eben so wenig wie Frau Sigbrit eine besondere Heiligkeit an den Tag legte.

Um diese Zeit lebte in Kopenhagen ein Mann, Namens Meister Simon, der wegen seiner Einsichten, sowohl in der Astrologie als in der Schwarzkunst, sehr bekannt war. Er hatte großen Zuspruch von Vornehmen, wie von Geringen, und war auch der Erste, welcher hier bekannt machte, was Sancta Brigitta von einem sechsſten Könige vorherverkündigt hatte, der wegen seiner Tyrannei verjagt werden würde. Dieses bezogen Einige auf Christian den Zweiten, Andere erklärten es auf andere Weise; der König selbst, dem endlich auch diese Prophezeihung zu Ohren kam, lachte darüber und sagte: Sancta Brigitta sei eine Träumerin, die Tags prophezeihe, was ihr Nachts geträumt habe. — Frau Sigbrit hingegen wurde bedenklich bei den Gerüchten, welche verbreitet wurden, und beschloß, den Sterndeuter selbst zu befragen. Eines Abends ließ sie mich einladen, und bat mich, sie zum Meister Simon zu begleiten. „Ich wende mich an Euch," sagte sie, „da ich weiß, daß Ihr ein Mann seid, der von dem, was wir zu sehen bekommen, nicht weiter spricht. „Als Dyveke hörte, wovon die Rede war, wollte sie uns begleiten. Die Mutter erlaubte es ungern, gab aber doch endlich ihren

Bitten nach. Kaum war es dunkel geworden, als wir uns in einen Miethwagen setzten, und nach der entlegenen Wohnung des Sterndeuters fuhren. Wir wurden in einen langen düstern Saal hinaufgeführt, den eine einzige, von der gewölbten Decke an einer Schnur herabhängende Lampe mit drei Dochten erhellte. Nachdem wir einige Zeit gewartet hatten, worüber Frau Sigbrit schon ihre Anmerkungen machte, trat Meister Simon ein. Ein langes Gewand verhüllte seinen ganzen Körper, mit Ausnahme des Gesichts. Anfangs konnte man im Halbdunkel nicht seine Züge erkennen; als er aber näher trat, sagte Frau Sigbrit: „Diesen Mann habe ich in Holland gesehen, er war damals ein großer Freund des Kaisers, und ein Feind unserer Partei.“ Auch an Dyveken merkte ich, daß sie ihn kannte, und bei genauerer Betrachtung erkannte ich selbst mit Staunen denselben Mann wieder, der uns, als Dyveke noch bei van Claesen war, einst im Walde begegnete, und dieser ihr Schicksal vorherverkündete. Frau Sigbrit fragte nun zuerst, ob der König seinen Plan durchsetzen, und Schweden unterjochen würde. Meister Simon schwieg eine Weile, dann antwortete er: „Ich kenne des Königs Horoscop nicht, und kann deshalb nicht sagen, was in jedem Falle geschehen mag, sondern nur, was eintreffen wird,

wenn seine Umgebung unverändert bleibt; denn, so wie kein Stern von sich selbst allein regiert wird, sondern außerdem von der Constellation, in welcher er steht, so geht es auch mit dem Menschen.“ Nach diesen Worten wies er uns in einem Winkel des Zimmers einen Platz an, und bat uns, stille zu sein. Darauf zündete er einige Lampen an, die in der Nähe der gegenüber befindlichen Wand aufgehängt waren, wodurch dieser Theil des Zimmers stark beleuchtet wurde, während wir uns noch im Halbdunkel befanden. Endlich holte er verschiedene, mit Kohlen angefüllte eiserne Gefäße, die er in eine Reihe längs der erleuchteten Wand hinstellte, und auf die er Räucherwerk schüttete. Jetzt erhob sich ein dicker Rauch, der den oberen Theil des Zimmers dergestalt anfüllte, daß man nichts sehen konnte, während sich eine unangenehme, stickende Luft bis zu dem Platze hin ausbreitete, wo wir standen. Bald darauf zog sich der Rauch in einzelne Punkte zusammen, und Thürme wurden in demselben sichtbar, wie in einem blauen Nebel. Endlich lag eine ganze Stadt vor unseren Blicken, in welcher jeder, der Stockholm gesehen hatte, dieses wiedererkennen mußte. Von allen Thürmen der Stadt weheten dänische Flaggen, doch wankte das ganze Bild und verlor sich endlich in einem neuen Nebel, gleich den Wolken am

Himmel, die augenblicklich die Gestalt eines Mannes, eines Drachen, eines Thurmes oder eines Berges annehmen können, bald sich aber wieder in eine formlose Masse verlieren.

Aus dem Nebel erstieg wieder ein neues Bild, welches das Innere einer Kirche vorstellte. Vor dem Altare schwebte eine graue Wolke, die sich später zu dem Schattenbilde eines Mannes ordnete, dessen Antlitz man jedoch nur durch den Nebel, wie durch einen Schleier von Spinnegeweben schimmern sah. Dieser Mann hatte eine Rüstung an, aber das Visir war zurückgeschlagen, und das Gesicht glich dem des Königs. Auf dem Altare lagen schwarze und weiße Kugeln, und auf dem Fußboden stand eine Urne. Das Gebilde schien sich eine Zeitlang zu bedenken, und stützte sich auf ein gezogenes Schwert. Endlich ergriff es eine schwarze Kugel, betrachtete sie, wog sie in der Hand, und stand lange, wie ungewiß, bis es dieselbe endlich langsam in die Urne hinabrollen ließ. Darauf ergriff es wieder eine schwarze Kugel, betrachtete sie, kürzer als zuvor, und warf sie in die Urne. Endlich nahm es, ohne sie zu betrachten, eine ganze Hand voll Kugeln, und ließ diese, eine nach der anderen hinabrollen, so immer schneller fortfahrend, bis keine schwarze Kugel mehr

übrig war. Jedes Mal, wenn eine Kugel hinabrollte, hörte man hinter dem Altare einen fernen Schall, wie von einem Schwerte, das durch die Luft zischt. Nachdem alle schwarze Kugeln fort waren, blieb das Schattenbild noch eine Zeitlang stehen, wie über seine That nachdenkend. Da kam plötzlich ein mächtiger Blutstrom über den Altar her, der diesen, mitsammt der Kirche fortspühlte; nur des Königs Bild blieb noch stehen. Auf dem Blutstrome schwammen blasse Männer, deren jeder einen Stein gegen die Füße des Königs hinaufwarf. Endlich wurden der Steine so viele, daß sie um den König einen Kreis bildeten, der sich emporhob, und wie ein Gefängniß, über ihn schloß. Durch eine große Oeffnung in der Mauer, fast wie eine Thür, sahen wir noch den König in diesem Gefängnisse. Er stand nicht mehr, sondern saß, ohne Rüstung, und vor ihm stand ein Marmortisch, auf den er so oft mit dem Finger klopfte, daß in dem Marmor eine Höhlung entstand; aber in den Wänden des Gefängnisses wurden die Steine lebendig, und aus jedem Winkel starrten ihn brechende Augen an, weshalb er uns zitternd sein todtenfarbiges, aschgraues Antlitz zuwendete. Dyveke zitterte fast eben so heftig, wie er, aber Frau Sigbrit stand auf, und sagte: „Eure Zauberkünste mögen künstlich genug sein,

aber ich gebe nichts darum, sie zu sehen; ich wünsche eine deutliche Antwort auf meine Frage."

„Könnt Ihr die Antwort nicht in meinem Bilde lesen," entgegnete der Astrolog, „so habe ich Euch nichts zu sagen."

„Ich will sehen, wie es zusammenhängt," sagte sie, und näherte sich schnell der anderen Seite des Saales, worüber das Gebilde sogleich verschwand.

„Ihr habt selbst den Zauber gestört," sagte er.

„An Eure Taschenspielereien glaube ich nicht," antwortete Frau Sigbrit.

„Woran wollt Ihr denn glauben, Frau Sigbrit?"

„Nun, meinen Namen kennt Ihr wohl ohne Hexerei, da Ihr mich in Holland gesehen habt; es gehört mehr dazu, wenn ich Euch glauben soll."

„Was verlangt Ihr?"

„Zeigt mir das Bild dessen, an den ich in diesem Augenblick denke; dann will ich Euch glauben."

Der Sterndeuter betrachtete sie eine Weile schweigend, dann sagte er: „Wohlan, ich bin bereit." — Darauf warf er wieder eine große Menge Räucherwerk aufs Feuer, und ein neuer Dampf stieg empor, noch erstikkender, als der vorige. Dyvekes Busen bewegte sich heftig, und sie hielt sich an meiner Hand fest, um nicht niederzusinken. Als sich der Dampf wieder auf-

lösete, sahen wir einen Kirchhof, auf dem sich viele mit Kreuzen bezeichnete Gräber befanden. Ueber allen Gräbern schwebten menschenähnliche Schatten, aber sie zitterten alle, gleich Nebeln, die vom Nachtwinde in ihrem Inneren durchschüttelt werden, und schienen nicht zusammenhalten zu können, sondern in der nächsten Minute schwinden zu müssen. Ein Schatten näherte sich mehr als die anderen, und wendete das Haupt gegen Frau Sigbrit. „Ja, er ist's," sagte sie leise, und erblaßte; in demselben Augenblicke sank Dyveke mit einem lauten Schrei zu Boden. Nun verschwand Alles, und in der Ferne hörte man starkes Sturmgebrause. Der Sterndeuter näherte sich, und sagte: „Euer ist die Schuld, Frau Sigbrit, Ihr selbst habt mich dazu gezwungen." Es war keine Zeit, nach mehreren Dingen zu fragen, denn Dyveke lag in heftigen Krämpfen. Meister Simon und ich mußten sie hinabtragen, und Frau Sigbrit folgte. „Es hat keine Gefahr," sagte Frau Sigbrit gefaßter, als man hätte erwarten sollen, „nicht zum ersten Male leidet Dyveke an Krämpfen;" damit fuhren wir von dannen.

Als Dyveke nach Hause gekommen war, mußte ich noch einige Zeit bei ihr bleiben, da ihr vertrautestes Kammermädchen abwesend war, und Frau Sigbrit

ungern wollte, daß Andere hören sollten, was ihre Tochter in ihren Phantasien sprach. Das heftigste Weinen wechselte bei ihr mit Lachen ab. „Selbst die Todten stehen auf, um mir ihre Verachtung zu zeigen," sagte sie: „mein Vater sah mich mit einem Blicke an, als wollte er sagen: „„um Deinetwillen habe ich keine Ruhe im Grabe."" Alle lassen mich Verachtung fühlen; Juwelen und prächtige Kleider können dieselbe nicht verbergen. Wenn ich in Herrlichkeit und Reichthum schwelge, da begegnet mir bisweilen ein Blick, selbst von meinen eignen Dienern, in welchem ich meine Schande und mein Unglück lese; wo ich komme, treffen mich finstere Blicke. Auch Du verachtest mich," sagte sie plötzlich zu mir. „Du konntest es nicht verbergen, als ich zu Dir sandte und Du nicht kommen wolltest. — Und nun ist auch Er mir treulos, dem ich Alles geopfert habe. — Ich sehe ihn noch, wie er mich anstarrt, mit einem Antlitze, so grau, wie der Marmortisch, an welchem er saß." — So fuhr sie in abgebrochenen Sätzen fort, und es war nicht möglich, sie zu beruhigen. Endlich kam ihr Mädchen, und Frau Sigbrit forderte nun mit größerer Heftigkeit, als sie sonst zu zeigen pflegte, daß ich mich sogleich hinweg verfügen sollte.

Den folgenden Morgen hörte ich zu meinem Stau-

nen, daß Meister Simon selbst bei Dyveken gewesen, lange mit ihr gesprochen habe, und daß es ihm endlich gelungen sei, sie zu beruhigen. Beim Weggehen gab er ihr ein Halsband, wie er sagte, ihr Eigenthum, und welches er sie zu tragen bat, da es durch magische Künste in ein Amulet verwandelt sei, das ihr einst ihre verlorne Gemüthsruhe wiedergeben werde. Dyveke zeigte mir später dieses Halsband, in dem ich dasjenige wieder erkannte, welches sie mir einst in Norwegen geschenkt, und das Meister Simon da muß gefunden haben, wo ich es hingeworfen hatte; doch war es insofern verändert, als der Sterndeuter, dem Rathe zufolge, den er einst Dyveken gab, einen großen geschliffenen Sardonyx an demselben befestigt hatte.

Darauf hatte Frau Sigbrit eine geheime Unterredung mit dem Meister Simon. Ihr Mädchen war so neugierig, an der Thür zu lauschen, und erzählte, wie mir lange nachher durch die dritte Hand berichtet wurde, daß Sigbrit ihn über Dyvekes Schicksal befragt, worauf er geantwortet habe, sie werde bis zu ihrem Tode in Glanz und Herrlichkeit leben. Rücksichtlich Sigbrits eigner Zukunft gab er eine ausweichende Antwort. Ferner berichtete das Mädchen, ja sie erbot sich, dem Vernehmen nach, eidlich zu bekräfti-

gen, daß Sigbrit dem Sterndeuter große Summen geboten habe, um ihr seine Kunst zu lehren. Dieser antwortete, es ließe sich wohl machen; dann aber müßte sie sich zu Vielem verpflichten, wozu sie kaum geneigt sein würde. Als sie weiter in ihn drang, sagte er: die bösen Geister wollten bei solcher Gelegenheit ihr Opfer haben. Da wurde ihr bange, und sie fragte, ob man nicht auch durch physische oder mathematische Künste zum Ziele gelangen könnte. Der Sterndeuter schüttelte den Kopf und sagte: „Es kann nur wenig nützen, die Natur im Einzelnen zu kennen, wenn sich nicht die inneren Kräfte, die sie zu einem Ganzen verbinden, nach unserem Willen fügen, und dieses geschieht nur, wenn man von den schwarzen Aepfeln des Baumes der Erkenntniß kostet, durch welche das Auge der Macht erschlossen wird, die die Natur in Bewegung setzt." Hierauf wollte sich Sigbrit nicht einlassen, und sie schieden, ohne daß sie die gewünschte Aufklärung erlangte. Nichtsdestoweniger kamen von ihr böse Gerüchte in Umlauf, und das Volk bestärkte sich von dieser Zeit an noch mehr in der Meinung, sie sei eine Hexe.

Als der König Frau Sigbrits Abentheuer mit dem Sterndeuter erfuhr, und die Wirkung, die es auf Dyveke gehabt hatte, wurde er sehr böse, ja er behauptete, daß der Sterndeuter von seinen Feinden zur

Ausbreitung mißlicher Gerüchte, oder vielleicht zu etwas noch Schlimmeren erkauft sei. Kurz darauf verschwand der Astrolog, und des Königs Zorn wendete sich noch heftiger als zuvor gegen den Adel, den er als die Triebfeder aller solcher Räder betrachtete. Es waren demnach diese Warnungen so weit entfernt, zur Besänftigung des Königs beizutragen, oder ihm Vorsicht einzuflößen, daß sie vielmehr die Spannung zwischen ihm und dem Adel vermehrten, und dadurch dazu beitrugen, die von ihnen verkündeten Gefahren über seinem Haupte zusammenzuziehen.

Um diese Zeit hatte der König eine schottische Leibwache. Außerdem ließ er auch von Frankreich und Deutschland Kriegsvölker verschreiben, die ihm bei der Eroberung Schwedens behülflich sein sollten. Die Deutschen konnten mit den Schotten nicht gut übereinkommen, sondern verfolgten dieselben, wo sie ihnen entgegentraten. Dieser Streit nahm ein paar Jahre später in dem Grade überhand, daß sie compagnienweise mit einander fochten, und sich durch die Straßen verfolgten. Ja, als der König einst selbst kam, um sie zu beruhigen, ereignete es sich, daß ein Schotte, der zu ihm hineilte, um sich zu retten, von einem deutschen Lanzenknechte gerade unter seinem Pferde erschlagen wurde.

Dieser Lanzenknecht wurde nun freilich hingerichtet, und seine Leiche auf die Gasse geworfen, aber kaum konnten doch solche Beispiele, und die bekannte Strenge des Königs die Heftigkeit dieser Krieger einigermaßen dämpfen.

Zu der Zeit, von der ich hier rede, waren die Feindseligkeiten jedoch nicht zu diesem Aeußersten gediehen. Die Schottländer und die Deutschen lebten am Tage wenigstens friedlich mit einander; aber Nachts wurde oft Todtschlag verübt, so daß Keiner nach Einbruch der Dunkelheit unbewaffnet auf den Straßen zu gehen wagte. Man mußte sich immer auf sich selbst verlassen, wenn man nicht etwa von den Feinden der Angreifenden Ersatz erhielt; denn aus den Häusern kam keine Hülfe, vielmehr verschloß Jeder seine Thür, und hielt es für das Rathsamste, sich nicht in fremde Händel zu mischen. Eines Abends begab es sich, daß ich vor Dyvekes Hause zwei deutsche Lanzenknechte einen einzigen Mann heftig angreifen sah. Von den umherstehenden Gebäuden fiel eine schwache Beleuchtung auf den Platz, durch deren Hülfe ich sehen konnte, wie der Angegriffene sich an eine Mauer gelehnt hatte, und sich nur mit Mühe vertheidigte. Ich rief ihm laut zu, guten Muthes zu sein. „Seid Ihr es?“ hörte ich eine Stimme in deutscher Sprache sagen.

„Mischt Ihr Euch wieder in Angelegenheiten, die Euch nichts angehen? So nehmt denn den Lohn, den ich Euch schuldig bin, ich mache dann eine doppelte Schuld mit einem Male ab.“ Damit überließ derjenige, der mich so anredete, seinen ersten Gegner dem Gefährten, und stürzte sich erbittert auf mich. Mein Schwert kreuzte sich bald mit einem anderen, das von einer so sichern und geübten Hand geführt wurde, daß ich einsah, wie ich auf die Länge nicht würde widerstehen können. Zu meinem Glück näherten sich wieder andere Bewaffnete. Es waren Schotten, und die Deutschen sahen sich gezwungen, zu fliehen.

„Nehmt dies zum Abschied, und lernt für die Folge, Euch nicht in Anderer Händel zu mischen,“ sagte mein Gegner, und in demselben Augenblicke fühlte ich die Spitze seines Schwertes in meiner Brust. Mein Blut strömte heftig, doch blieb ihm keine Zeit, seinen Sieg zu verfolgen, da er mit seinem Gefährten eilig entfliehen mußte. Der Fremde dankte mir für meine Hülfe, und fragte, ob ich schwer verwundet sei.

„Nicht schwer,“ antwortete ich, „aber das Blut verrinnt mir.“ Die Schotten verfertigten indessen von meiner Wäsche eine Binde, und verbanden mich an Ort und Stelle. Sie waren von dem Diener des Unbekannten hergeführt, der schon zu Anfang des

Streites, seine Schwäche fühlend, nach Hülfe geeilt war. Ich erkannte nun in dem Fremden den Schloßherrn, Torben Oxe, und es ging mir ein Licht auf. Ich wußte, daß Faaborgs Rechnungen in Unordnung waren, und da konnte es ihm denn leicht einfallen, sie auf diese Weise ordnen zu wollen.

„Seid Ihr gewiß, Herr, daß diejenigen, die Euch anfielen, wirklich Deutsche waren?“ fragte ich.

„Wenigstens sprach der Eine gut Deutsch,“ antwortete er.

„Hütet Euch wohl vor Eurer nächsten Umgebung,“ entgegnete ich, wollte jedoch nicht mehr sagen, obgleich mir sowohl die Stimme als die Art sich auszudrücken, bei näherer Ueberlegung, Faaborgs zu sein schien. Der Schloßherr selbst begleitete mich nun mit den schottischen Soldaten bis an meine Thür; er wollte mir auch nicht erlauben, die Schotten für ihren Beistand zu belohnen; das gebühre ihm, sagte er, worauf er sich mit einem höflichen Gruße entfernte.

Meine Wunde war nicht gefährlich, doch fesselte sie mich mehrere Tage ans Haus. In dieser Zeit schickten sowohl der Schloßherr, als Dyveke täglich zu mir, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Was mich aber in der That in Staunen setzte, war, zwei Tage nach jener Begebenheit Faaborg, als wäre

nichts vorgefallen, in mein Zimmer treten zu sehen.

„Ich habe von Eurem Unfall gehört," sagte er, „und konnte nicht länger unterlassen, einen alten Freund zu besuchen, obgleich er, wie ich höre, an seinem Unglück selbst Schuld ist."

„Faaborg," antwortete ich, „Ihr waret es, der mich verwundete."

„Ich! Seid Ihr von Sinnen! bin ich ein deutscher Soldat?"

„Es war dies wohl nicht das erste Mal, daß Ihr eine Rolle spieltet, die nicht Eure eigne ist," sagte ich, „übrigens erkannte ich Eure Stimme."

„Eine Aehnlichkeit der Stimme beweiset nichts, und ich bin bereit, eidlich zu bekräftigen, daß ich es nicht war."

„Faaborg, war es wirklich Eure Absicht, Euren Herrn zu ermorden?"

„Daß ihn der Teufel hole," sagte Faaborg, „ihn ermorden, das könnte mir nicht einfallen, aber wenn es mir einfiele, so wäre das bloße Nothwehr. Wißt Ihr, ob er nicht darauf sinnt, mich zu morden? „Habt Ihr überhaupt erfahren," fragte er, und bei diesen Worten verdrehte sich sein ganzes Gesicht, „wie diese stolzen Edelleute ihre armen Untergebenen quälen und kränken können? Sie betrachten es als eine Gnade,

wenn sie uns mit einem vornehmen Blicke erlauben, Gesundheit und Leben in ihrem Dienste zuzusetzen; sie fordern die größten Opfer als eine Kleinigkeit, und wundern sich noch, wenn wir das Unmögliche nicht für sie ausführen können; ja wenn sie solchergestalt unsere besten Kräfte gebraucht und gemißbraucht haben, so werfen sie uns fort, wie eine ausgepreßte Citrone. Bei allen Heiligen! wenn Ihr ein Herz im Leibe hättet, dann hülfet Ihr uns mit der ganzen Kraft Eurer Seele, die unwürdigen Fesseln abzuschütteln, in denen uns der Adel gefangen hält."

„Aber nicht durch Meuchelmord," antwortete ich.

„Kommt Ihr nun wieder mit Euren Grillen?" sagte er, „Eure Vermuthung ist ungegründet, und ich hoffe, Ihr werdet sie nicht weiter verbreiten; sie kann mich an den Galgen bringen, und was könnte das Euch nützen? Ihr seid Eurer Sache ja doch nicht gewiß."

„Ich möchte Euch ungern an den Galgen bringen, aber Ihr müßt mir heilig schwören, daß Ihr nie wieder auf diese Weise eine Forderung abmachen wollt, denn höre ich, daß Ihr wieder Jemanden überfallt, so schweige ich nicht länger."

„Wenn ich es war, der Euch verwundete," sagte er, „was ich jedoch keineswegs eingestehe, so bedenkt, daß ich Eurer auch schonte; nur einen Zoll tiefer, und

Euer Lebenslicht wäre in Eurem eignen Herzblute erloschen."

„Gesteht Ihr denn, daß Ihr es wart, der mich überfiel?"

„Ich gestehe nichts, im Gegentheil, ich läugne Alles bis zum letzten Augenblick; wollt Ihr aber nichtsdestoweniger glauben, daß ich es war, so ist es Eure Pflicht, mir noch eine tüchtige Summe Geldes zu leihen, weil ich Eures Lebens schonte."

„Ich leihe Euch keinen Schilling," entgegnete ich.

„Das dachte ich wohl; ist Jemand erst in Holland oder Brabant gewesen, da fährt der Teufel des Geizes in ihn." Mit diesen Worten entfernte er sich.

Während ich noch an dieser Wunde krank lag, erzeigte mir der Kanzler Valkendorff die Ehre, mich zu besuchen. Ich hatte ihn seit seiner Heimkehr verschiedentlich gesehen, aber nur wenig mit ihm gesprochen, denn Geschäfte hielten ihn ab, mich in seinem eignen Hause zu empfangen. Als er eintrat, suchte ich mich von meinem Lager zu erheben, um ihm die gebührende Ehrfurcht zu bezeigen, aber er bat mich, liegen zu bleiben, setzte sich zu mir ans Bett, und lobte mein Benehmen beim Ueberfall des Schloßherrn. Auch sprach er von der Königin mit einem Gefühl, das demjenigen glich, womit ein Vater von einer geliebten Toch-

ter spricht, die zugleich seinen Stolz ausmacht. Er erzählte mir überdies, daß die Königin mehrmals freundlich gefragt habe, wie es mir ginge. „Sie könnte der Schutzengel unseres Landes werden," fuhr er fort; „wohl dem, der zu so glücklicher Stunde geboren wurde, daß er den Kummer von Ihrem Herzen fortzuwälzen vermag! Das bedenke, mein Sohn! Bedenke, was ich Dir rücksichtlich Dyvekes gesagt habe. Was Du aber auch beginnst, so hüte Dich vor Frau Sigbrit, denn sie gleicht einer Diestel auf dem Felde, einem bewaffneten Unkraut; hüte Dich auch vor dem Könige, der stets mehr einem reißenden Löwen ähnlich wird, und von dem man jetzt kaum etwas Gutes sagen kann — das er nicht verdiente," fügte er hinzu, als er Faaborg erblickte, der in diesem Augenblick ins Zimmer trat, und ihn sehr ehrerbietig begrüßte.

„Merktest Du wohl, wie behende sich die alte Schlange zu winden wußte, als ich kam?" sagte Faaborg, nachdem der Kanzler gegangen war. „Aber gleichviel, sie windet sich doch an einem Schwerte hinauf, das ihr einst den Kopf abschneiden wird."

„Was meint Ihr damit?"

„Der König haßt diesen Walkendorff, und er soll nun herausgestoßen werden, wo Heulen und Zähnklappen ist, das heißt, er wird Erzbischof im höchsten Norden.

„Woher wißt Ihr das?"

„Seht, ich habe diese geizigen Edelleute und heuchlerischen Pharisäer verlassen, die ihr Geld wiederfordern, wenn Unfälle einen guten Plan zunichte machen. Ich habe mit dem Könige und der Frau Sigbrit Freundschaft geschlossen und hinterbringe ihnen die Nachrichten, welche sie wünschen; ja, wäre nicht die verdammte Rechnung, mittelst welcher mich der Schloßherr hält, wie der Teufel eine Seele durch ihre Verschreibung, da würde ich noch ein gemachter Mann werden."

„Ihr seid also Spion, Faaborg, in diesem Fall ist es am besten, daß wir uns trennen."

„Wie Ihr wollt," sagte er, „Euer Umgang gereicht mir doch nur zu geringer Freude. Ihr schickt Euch zum Staatsmann, wie ein Esel zum Paradepferd. So sprechend, verließ er mich zornig.

Den folgenden Tag kam er zu meinem nicht geringen Erstaunen wieder. „Höre Zabern," sagte er, „sei nicht ungereimt! Tröste Dich damit, daß mein Spioniren unschuldig ist, und Keinen todt schlägt; Dich mag ich übrigens leiden, denn Du bist einer der Wenigen, die sich in einen guten Einfall finden können, so wie ins Streichen einer alten Schuld; deshalb reiche ich Dir hiemit die Hand zur Versöhnung.

Bedenke, daß ich ein Mann bin, der seinen Feinden schaden, und für seine Freunde etwas wagen kann; an Dir fand ich Gefallen, vom ersten Augenblick unseres Zusammentreffens an." Ich war schwach genug, mich von Faaborgs scheinbarer Freundlichkeit täuschen zu lassen, und ihm zu erlauben, seine Besuche fortzusetzen. Dies bereute ich anfangs auch nicht, denn er war dienstfertig, überall bekannt, und wußte mir, billigen Kaufs, tausend kleine Bequemlichkeiten zu verschaffen, ohne daß es mir selbst die geringste Mühe kostete.

Ich gestehe, daß ich mir in dieser Zeit eine andere und schlimmere Schwäche vorzuwerfen hatte. Dyvekes Wiedersehn brachte wieder die gewöhnliche Wirkung hervor. Dyveke war mir beständig eine Circe, deren Zauber ich mit dem besten Willen nicht widerstehen konnte, aber nie erschien sie mir gefährlicher, selbst in ihrem größten Glanze nicht, als jetzt, da sich in jedem ihrer Züge Betrübniß abmalte, und ihre Augen um Vergebung zu flehen schienen, wegen des unziemlichen Platzes, auf welchem sie stand. Hauptsächlich auf dem Krankenlager, wo die Seele weniger dem Augenblicke als der Erinnerung lebt, war ihr Bild mir fast unwiderstehlich. Ich verfiel in einen träumerischen Zustand, den ich zu anderen Zeiten vielleicht glücklich bekämpft

haben würde, von dem ich aber jetzt unterjocht wurde, da die durch die Krankheit verursachte Unthätigkeit allen Bildern der Phantasie Nahrung gab. So verschlang ich wieder das süße Gift, dessen mich zu enthalten mein fester Vorsatz gewesen war. Es freute mich zu hören, daß sich der König nach seiner Verheirathung von Dyveken zurückzog; als man mir aber zugleich erzählte, daß sie nicht mehr, wie früher, in Ueberfluß lebte, schmerzte mich dies bis zu Thränen. Da stellte ich mir denn vor, daß ich sie verachtet und verlassen sähe, allein mit dem Gedanken an ihr geschwundenes Glück in der Welt umherwankend, und ich fühlte den größten Trieb, zu ihr hinzueilen, und ihr mein Vermögen zu Füßen zu legen. Als ich bald darauf genas, sah ich indessen, daß sie in eben so großem Glanze lebte, wie zuvor. Des Königs fortdauernde Liebe zu Dyveken bestätigte sich noch mehr durch Walkendorffs Ernennung zum Erzbischof in Tronhjem; denn diese, welche wirklich erfolgte, wie Faaborg vorhergesagt hatte, war, nach der Meinung Aller, nur eine maskirte Verweisung, die sich der Kanzler zugezogen, weil er den König gar zu heftig angelegen, um der Königin und seiner eignen Ehre willen, das Verhältniß mit Dyveken zu brechen.

In der oben erwähnten Gemüthsstimmung hatte ich nicht umhin können, meine Gefühle in Worte zu

kleiden, und niederzuschreiben, was so schwer auf meinem Herzen lastete. Dies war mir ein lieber Zeitvertreib, der meinen Schmerz zu mildern schien. Als meine Wunde fast geheilt war, beging ich einst die Unvorsichtigkeit, in den Garten hinabzugehen, ohne meine Thür abzuschließen oder meine Papiere zu verwahren. Als ich zurückkam, fand ich Faaborg, im Zimmer meiner wartend. Er schien meiner Papiere eben nicht zu achten, sondern stand am offenen Fenster, und betrachtete die Vorübergehenden. Ich wurde etwas verlegen, als ich ihn im Zimmer allein traf, was er nicht zu bemerken schien; auch nahm er bald Abschied; dagegen kam er selbigen Tags mit einem schönen Rubinen-Halsbande wieder, das er mir zu kaufen rieth. „Ihr könnt es ja der alten Sigbrit schenken," sagte er, „denn wenn Ihr ihre Gunst behalten wollt, müßt Ihr bisweilen auf ihrem Altare opfern, und hier ist ein Opfer, das nicht viel kostet."

„Gut," antwortete ich, „aber wenn Ihr es erlaubt, will ich es erst schätzen lassen.

„Gern," sagte Faaborg, und ich schickte zu einem Goldschmied, der mir gerade gegenüber wohnte. Dieser kam gleich, und kaum hatte er das Halsband betrachtet, als er es ungefähr zu dem von Faaborg geforderten Preise schätzte. Ich bezahlte deshalb diesem

das Geld, und behielt mir vor, bei Gelegenheit der Frau Sigbrit das Halsband zu schenken.

Als ich zum ersten Male Dyveke wieder sah, äußerte sie ohne Rückhalt ihre Theilnahme und Freude über meine Genesung. Es schien mir sogar, als weilte ihr Auge lange auf mir, mit einem Ausdruck, den ich in demselben noch nicht bemerkt hatte; und als ich im Vorübergehen von ungefähr ihre Hand berührte, glaubte ich an dieser ein augenblickliches Zittern zu bemerken, während sie dieselbe zurückzog. Sie weilte indessen, wie gewöhnlich, nicht lange, sondern eilte, nachdem sie mir ein paar freundliche Worte gesagt hatte, auf ihr Zimmer.

Kurz darauf kam Frau Sigbrit. „Es ist gut, daß Ihr einmal wieder gesund werdet,“ sagte sie; „wenn Ihr Euch öfter so in anderer Leute Händel mischt, so prophezeihe ich Euch ein kurzes Leben. Kommt, es warten Eurer hier viele Geschäfte. Ich mußte nun mehrere Tage hindurch aus allen Kräften arbeiten, und es schien, als ob mich Frau Sigbrit zwingen wollte, einzuholen, was ich während meiner Krankheit versäumt hatte. Als ich endlich Alles, was Frau Sigbrit wünschte, durchgesehen und übersetzt hatte,“ sagte sie: „Das ist gut genug, aber Ihr habt doch viel versäumt; ein rechter Arbeiter müßte sich nie Zeit lassen, krank zu sein.“

„Frau Sigbrit“ sagte ich, „zum Zeichen, daß ich Eurer in meiner Krankheit nicht vergessen habe, bitte ich Euch, dieses Rubinen-Halsband anzunehmen.“

Sie nahm es, betrachtete es genau, und ließ das Licht von allen Seiten darauf fallen; dann holte sie einen Diamant, mit welchem sie darin ritzte, endlich sagte sie: „es ist eine hübsche Arbeit, aber die Rubinen sind unecht.“

„Ich habe es von einem Goldschmied schätzen lassen, der mich von seiner Echtheit versicherte.“

„Die Goldschmiede hier zu Lande sind unwissend, und lassen sich oft anführen; in Amsterdam verstehen wir es besser; ich will Euch beweisen, daß das Halsband unecht ist.“ Mit diesen Worten nahm sie eine Feile, und ritzte darin. „Seht Ihr“ sagte sie, „die Steine haben nicht die rechte Härte, aber ich kann mir schon denken, daß Ihr es von Faaborg gekauft habt.“

„Darin habt Ihr Recht.“

„Ja, ja, ich wußte es wohl, wenn Kinder und Narren zu Markte kommen, sagt das Sprichwort, so freuen sich die Kaufleute; gebt Faaborg seinen Schatz zurück, sagt ihm von mir, daß er Euch ein echtes Halsband schaffe, das will ich annehmen, aber dieses taugt nichts.“

Ich eilte nun zu Faaborg, und sagte ihm, wie es mir gegangen sei. „Hat die alte Hexe es gemerkt," sagte er, „ich glaubte doch, sie anzuführen. Nun, gleichviel, ich verschaffe Euch ein echtes Halsband, aber das ist theurer; dies kann ich wohl anderswo anbringen." So sprechend, ging er fort, und kam bald wieder mit einem neuen Schmuck, dessen Steine kleiner und unansehnlicher waren, aber gegen diesen hatte Frau Sigbrit nichts einzuwenden.

Nun verrann fast ein Jahr, in welchem ich nichts Merkwürdiges aufzuzeichnen weiß. Alles kehrte zu seiner alten Ordnung zurück. Der König, welcher im Anfang seiner Ehe, der Wohlanständigkeit wegen, Dyveke weniger häufig besucht hatte, kehrte wieder zu ihr zurück. Selbst die Königin fand sich darin, Frau Sigbrit am Hofe zu sehen, obgleich sie dieselbe, so lange Dyveke lebte, nie in ihrem Hause besuchte. Man erzählte sogar, daß einst der König, als Frau Sigbrit krank war, in Gegenwart Mehrerer zu seiner Gemahlin sagte: „ich wünsche, daß Ihr meiner braven Sigbrit einen Besuch abstattet, Madame; ihre treuen Dienste verdienen wohl, daß ihr meine nächsten Angehörigen ihre Achtung bezeigen.

Die Königin, mit den Verhältnissen des Königs nicht unbekannt, antwortete sehr ernst: „Ich achte Jeden, der uneigennützig meinem königlichen Gemahl dient; aber davon muß ich näher überzeugt sein, ehe ich einen so ungewöhnlichen Schritt thue, als Eure Hoheit eben verlangen.

„Gott's Tod, Madame, ist mein Wort nicht hinreichend, Euch zu überzeugen?“

„In allen anderen Fällen, mein hoher Gemahl, nur nicht in diesem,“ antwortete die Königin und zog sich in ihre Gemächer zurück. Der König wendete sich nun zu den Hofleuten der Königin und sagte: „Ich merke wohl, daß Verläumdung dem Ohre der Königin ihr Gift eingetröpfelt hat. Hütet Euch, daß ich den Schuldigen nicht entdecke. Damit ging er, und es war lange Zeit nicht mehr davon die Rede, daß die Königin Frau Sigbrit besuchen sollte.

Nachdem meine Wunde geheilt war, bezeigte sich der Schloßherr anfangs sehr herablassend gegen mich. Einst schlug er mir gar vor, den Dienst des Königs zu verlassen, und die Verwaltung eines seiner Güter zu übernehmen. Als ich indessen dies abschlug, wurde er unmuthig, und redete mich nicht mehr an. Dagegen fand er sich oft bei Sigbrit ein, und das Gerücht erzählte gar, daß er in Dyveke verliebt sei.

Seine Familie fürchtete eine Ehe, die sie als eine Schande betrachtete, und ich selbst bemerkte, daß Frau Sigbrit seine Anwesenheit nicht ungern sah. Dyveke selbst zog ihn nicht an, stieß ihn aber auch keineswegs zurück. Er sandte auch viele Geschenke, die Frau Sigbrits Habbegier nicht zurückzuweisen erlaubte. Einmal sah ich gar beim Eintreten, daß er einen Kuß auf Dyvekes weiße Hand drückte. Als er fort war, sagte ich, in einer Bewegung, die ich ohne Zweifel nur schlecht zu verbergen verstand: „Ihr spielt ein hohes Spiel, Jungfer Dyveke; dieses Haus ist nicht von Spähern frei; Faaborg kommt hier jeden Tag, und erzählt alles, was er sieht, dem Könige."

„Das soll er auch," sagte Dyveke, sich entfernend, und mich in Unwissenheit lassend, wie ich mir ihr Benehmen deuten sollte.

Die Verbindung mit dem Schloßherrn, die Dyveke, wie ich glaubte, anzuknüpfen im Begriff stand, erfüllte mein Herz mit Bitterkeit und Unmuth. Es schien mir, als hätte ich hier nun nichts mehr zu thun, und ich nahm mir vor, so bald als möglich in mein Vaterland zurückzukehren; um so mehr, da es mir bei allen meinen Bemühungen nicht möglich war, Frau Sigbrit zu befriedigen. Nie lobte sie

eine meiner Arbeiten, dagegen war mir, bei dem geringsten Fehler, der bitterste Tadel gewiß. Nichtsdestoweniger erlaubte sie mir, auch außer der Geschäftszeit in ihr Haus zu kommen, so wie Dyveke zu sehen und mich mit ihr zu unterhalten. Sie schenkte mir sogar bis zu einem gewissen Grade ihr Vertrauen, sobald davon die Rede war, etwas auszuführen, wozu nur Ehrlichkeit und guter Wille erfordert wurden; weiter erstreckte sich aber ihr Vertrauen auch nicht. Was sie hauptsächlich erbitterte, war, daß ich ihr nichts von der geheimen Verschwörung des Erzbischofs und seiner Anhänger erzählen wollte, welche, wie Frau Sigbrit vermuthete, darauf hinausginge, Dyveke vom Könige zu entfernen. Obgleich ich nun wußte, daß eine solche Verschwörung stattfand, würde ich es doch für die schändlichste Verrätherei gehalten haben, dieselbe zu entdecken, und wiederholte deshalb hartnäckig, daß ich davon nichts gemerkt habe.

„Ihr habt in Eurem Leben wohl nicht viel gemerkt," sagte Frau Sigbrit, und ging.

„Es giebt wohl auch Dinge, die sie nicht merkt," sagte Faaborg, der in diesem Augenblick den Kopf zur Thür hineinsteckte, „wenigstens bin ich überzeugt, daß ihre Tochter sie nicht zur Vertrauten wählt; übrigens ist Dyveke eine kleine Hexe, der es wohl ein-

fallen könnte, mit Euch allen Dreien zu spielen; auf mich kannst Du indessen bauen, die eine Hand wäscht die andere. Damit zog er den Kopf zurück, und schlug die Thür hinter sich zu.

Kurz darauf hatte ich eine merkwürdige Unterredung mit dem Könige, deren ich später oft gedacht habe; nicht mit Rücksicht auf Dyveke, sondern in Betreff einer anderen Person, deren ich in dem Folgenden näher erwähnen werde. Ich wurde nämlich plötzlich zum Könige beschieden, den Tag ehe er nach Jütland reisen wollte, wo der Reichsrath versammelt war. Er hatte eben von Dyveke Abschied genommen, und ich fand ihn, vor einer aufgeschlagenen Pergamentrolle, in Gedanken sitzend.

„Ich lese hier eine Geschichte, die wahr sein soll," sagte er, „willst Du sie hören?"

„Wenn Euer Gnaden mir die Ehre erzeigen wollen."

„„Zur Zeit des Pabstes Alexander des Sechsten sah man oft in mondhellen Nächten ein weißes Roß eine der Straßen Roms hinabschreiten, die zur Tiber führen. Auf dem Rosse lag ein Sack, groß genug, um einen erwachsenen Mann zu bergen, und in welchem sich auch vermuthlich ein Mensch befand; dieser Sack wurde in den Fluß gestürzt. Auf diese Art befreiete sich der Pabst von Vielen, die ihn beleidigt hat-

ten, und die er doch nicht passenderweise öffentlich konnte hinrichten lassen.““ „Glaubst Du, daß dies wahr sei?“

„Ohne Zweifel, Euer Gnaden! Pabst Alexander war zu Allem fähig, und die dreifache Krone verlieh ihm eine furchtbare Macht.“

„Bald trage auch ich eine dreifache Krone,“ sagte der König, und mit größerem Rechte, als er. Glaubst Du aber nicht, daß der im Sacke Befindliche schreien konnte?“

„Herr, wenn man von solchen Gottlosigkeiten sprechen soll, so meine ich, daß es mancherlei Mittel giebt, um das Schreien zu verhindern.“

„Das meine ich auch,“ sagte der König; „aber es ist wahr, Du kommst täglich in Sigbrits Haus, da erzähle Dyveken gelegentlich einmal diese Geschichte.“

Ich erblaßte bei diesen Worten, aber er war in seine Gedanken gar zu sehr vertieft, um es zu bemerken.

„Kommt der Schloßherr oft zur Sigbrit?“ fuhr er fort.

„Nein Herr,“ sagte ich unwillkührlich, gegen mein besseres Wissen.

„Gott's Tod, das ist nicht wahr, er kommt täglich zu ihr, und Du hast ihn selbst Dyvekes Hand küssen sehen.“ —

Ich war so bestürzt, daß ich nichts antworten konnte.

„Sigbrit ist mir ergeben und treu, aber sie ist geizig, und Dyveke leichtsinnig," fuhr er fort, und saß nun lange schweigend da, ja es schien, als hätte er meine Anwesenheit vergessen.

„Sie ergab sich mir schnell um des bloßen Vortheils willen," fügte er hinzu, „wie, sollte sie sich nicht eben so schnell, wenn es ihr Vortheil erheischte, einem Anderen ergeben?"

Ich machte nun eine kleine Bewegung, um meine Anwesenheit bemerkbar zu machen, worauf er sich heftig erhob, und mich fragte, was ich wolle.

„Euer Gnaden haben mir noch nicht befohlen, zu gehen," sagte ich.

„Nicht? Nun wohl, geh' nur, mein Sohn, die alte Sigbrit hat Recht, Du bist kein Späher, dazu bist Du zu ehrlich, obgleich ich der Meinung bin, daß sie übrigens von Deiner Klugheit zu schlechte Gedanken hegt." So sprechend, winkte er mir mit der Hand, und ich entfernte mich.

Ich eilte gleich zu Dyveke, und erzählte ihr meine Unterredung mit dem Könige. Sie hörte mich nicht nur schweigend an, sondern ging auch fort, ohne ein Wort zu sagen, und ich sah sie den ganzen Tag nicht wieder. „Den anderen Morgen hingegen, als der Kö-

nig abgereist war, begegnete sie mir auf dem Gange, und sah sich ängstlich um; als sie aber keine Lauscher bemerkte," flüsterte sie: „Heute Abend um zehn Uhr, am Gartenthore, ich habe Euch wichtige Dinge zu sagen." Damit eilte sie wieder fort.

Mein Herz klopfte so stark, daß ich es hören zu können glaubte, und heute noch weniger als sonst vermochte ich durch meine Arbeit Frau Sigbrit zu befriedigen. Den Kopf mit Vermuthungen angefüllt, die wieder von Zweifeln abgelöset wurden, kam ich nach Hause. Sollte Faaborg Recht haben? dachte ich, und treibt sie wirklich ihr Spiel mit uns Dreien? Das wäre wohl möglich, wenn sie noch die ist, die sie früher war. Aber das ist sie nicht, dachte ich wieder, sie ist unglücklich, sie hat keinen Freund; von ihrer Mutter, die mißtrauisch jeden ihrer Schritte bewacht, ist sie verkauft und verrathen. Vielleicht lastet ein Geheimniß auf ihrem Gewissen, vielleicht — jetzt traten Phantasie-Gebilde an die Stelle der Gedanken, meine Seele verlor sich in seltsame Träumereien, und doch schien mir die Zeit, einen Schneckengang zu gehen, bis der Abend kam; denn obgleich ich wohl fühlte, wie gefährlich es sei, mich auf dieses Abentheuer einzulassen, war ich doch keinen Augenblick zweifelhaft, ob ich es wagen sollte.

Abends fand ich mich an der bestimmten Stelle ein. Dyvekes Zimmer war dunkel, dagegen sah ich Licht in einigen der anderen Fenster. Dies war ein Zeichen, daß Frau Sigbrit sich noch nicht zur Ruhe begeben, denn sie pflegte selbst jeden Abend ihre Schränke zu verschließen, und nachzusehen, ob jede Kammer in Ordnung sei, und Alles an seiner bestimmten Stelle hinge oder stände. Ich sah ihr Licht bald in dem einen, bald in dem andern Zimmer; endlich verschwand es ganz. Kurz darauf hörte ich leichte Tritte.

„Wo seid Ihr?" fragte eine leise, wohlbekannte Stimme.

„Hier," antwortete ich eben so leise. Nun öffnete sich die Gartenthür, und ich trat ein. Dyveke legte mir den Finger auf den Mund, zum Zeichen, daß ich schweigen sollte, und führte mich in eine entlegene Laube.

„Wir sind Beide des Todes," sagte sie, „wenn der König diese Zusammenkunft erfährt, und doch mußte ich sie wagen."

In diesem Augenblick wurde das Licht wieder in den obersten Zimmern sichtbar. Dyveke errieth meine Gedanken, und sagte: „Fürchtet nicht, mein Zimmer ist verschlossen, und sie nähert sich demselben nicht, um meinen Schlaf nicht zu stören. Sie weiß nicht, daß

ich zu dem geheimen Gange, der von meinem Zimmer in den Garten führt, einen Schlüssel besitze."

„Der Schlüssel wurde wohl für den König geschmiedet," dachte ich.

„Ueberdies hat meine Mutter, rücksichtlich meiner, keinen Anderen in Verdacht, als Torben Oxe," fuhr Dyveke fort, „denn um jeden Späher irre zu leiten, erheuchelte ich Gefallen an der Rede dieses Mannes."

„Was begehrt Ihr von mir, Dyveke?"

„Hülfe und Rettung," antwortete sie, mit einer von plötzlich hervorströmenden Thränen fast erstickten Stimme.

„Ihr müßt mich retten, oder ich bin ohne Hoffnung verloren. Ich will und kann hier nicht bleiben; Gott weiß, ich habe ihn geliebt, aber er hat mich verlassen; er ist an eine Andere gebunden, was früher Schwäche war, wird jetzt Verbrechen; überdies will er mich grausam einem ungerechten Verdachte aufopfern; ich muß fort."

„Dyveke, bedenkt —."

„O, mein Jugendfreund! Stoßt eine Unglückliche nicht von Euch! helft mir entfliehen, weit fort. Ich weiß, daß ich ein verworfenes Geschöpf bin," sagte sie mit furchtsamer Stimme, „aber führt mich nur nach

einem Kloster in Holland, vielleicht wird mir dort Herzog Carl einen Platz vergönnen, wo ich unbemerkt hinwelken kann."

„Dyveke, habt Ihr diesen Entschluß reiflich erwogen?"

„Glaubt nicht," antwortete sie, „daß ich noch das unbesonnene Geschöpf sei, das Ihr früher gekannt habt. Das Unglück hat mich vor meinem Leichtsinn zurückschaudern gelehrt. Meine Mutter hat selbst das Band zerrissen, welches mich an sie fesselte. Helft mir deshalb fliehen, um meines ewigen und zeitlichen Wohles willen, um Eures eigenen Vaterlandes willen, das Euch segnen wird, wenn Ihr es von meiner vergiftenden Nähe befreit."

„Dyveke, ich will Alles aufbieten, um Euren Willen zu vollziehen; — wenn aber eine andere Verbindung Euch Ruhe schenken, wenn Eure Jugend-Neigung wieder in Euch erwachen könnte, o, so gehet nicht ins Kloster, sondern verbindet Euer Schicksal mit dem meinigen! Ich bin wohlhabend, ja fast reich; wir wollen nach unbekannten Oertern fliehen, unsere Namen verändern, und mein ganzes Leben soll Euch geweiht sein."

„Liebt Ihr denn noch die unglückliche Dyveke?"

„Leset diese Blätter, die ich in meiner Krankheit

schrieb, als meine Gedanken bei Euch weilten, und Ihr werdet sehen, daß ich Euch liebe."

„Nein," sagte sie, und stieß meine Hand zurück, „ich will nicht, ich bin Eurer unwürdig. Führet mich nur in ein Kloster! Lasset Alles bereit sein, so bald als möglich, und gebt mir dann einen Wink, so werde ich mich Abends hier wieder einfinden! Jetzt, während der König fort ist, muß es geschehen. Lebt wohl!" — In diesem Augenblicke sahen wir wieder Licht in einem der Zimmer, die nach dem Garten hinausgingen.

„Bleibt, Dyveke," sagte ich, „Sigbrit ist noch da, und möchte Lärm hören."

„Ihr habt Recht," antwortete sie, und wir setzten uns auf eine Bank in der Laube.

Wir mußten lange warten, denn Sigbrit begab sich diese Nacht spät zur Ruhe. Die trauliche Lage in der stillen Laube gab mir Muth; ich ergriff Dyvekes Hand und sagte: „Geht nicht ins Kloster! seid die Meinige, und schenkt der Welt eine der liebenswürdigsten und schönsten Frauen wieder, die bereit ist, mit jedem Opfer die Verirrung ihrer Jugend zu sühnen!"

„Glaubt Ihr wirklich, daß ein so verlassenes Geschöpf Euch glücklich machen könnte?" fragte sie. Ich antwortete ihr nicht, sondern drückte sie entzückt in meine Arme; meine Liebkosungen wurden immer hef-

tiger, und fanden Anfangs nur geringen Widerstand; plötzlich aber riß sie sich heftig los, und sprang auf.

„Ihr verachtet mich,“ sagte sie, „ich merke es wohl.“

„Dyveke, verbannt doch diesen Verdacht! Verachtet man denn diejenige, mit der man Leben und Wohlfahrt zu theilen bereit ist?“

„O, ich bin schwächer, als ich gehofft hätte; laßt mich allein, und kommt erst wieder, wenn Alles zur Flucht bereit ist.“

„Nun wohl, ich gehorche.“

„Gebt mir erst die Papiere, von denen Ihr spracht,“ sagte Dyveke, und ich bemerkte, daß ihre Stimme nicht so sicher war, wie gewöhnlich. Ich reichte sie ihr, und sie öffnete die Gartenthür.

„Also in ein paar Tagen, wenn Ihr eine Gelegenheit gefunden habt,“ sagte sie, „um elf Uhr ist Alles ruhig. Gebt Acht auf das Licht in meiner Stube; wenn das ausgethan wird, so komme ich.“ Mit diesen Worten drückte sie mir freundlich die Hand, und ich ging.

„Ich suchte nun ein Schiff, das uns nach Holland führen könnte, was um diese Jahreszeit nicht so leicht zu finden war, da die meisten bereits abgesegelt waren. Endlich fand ich eins, das in drei Tagen

nach Vliessingen abgehen sollte. Der Schiffer versprach uns an Bord zu nehmen, als er jedoch erfuhr, daß ich ein junges Frauenzimmer mitbrächte, dessen Abreise nothwendig ein Geheimniß bleiben müßte, so rieth er mir, sie zuvörderst nach einem anderthalb Meilen nördlich von der Stadt belegenen Fischerdorfe zu bringen. So weit dachte er, selbst bei ungünstigem Winde, in einigen Stunden nach der Abreise aufkreuzen zu können, und da könnten wir uns dann unbemerkt einschiffen. In der Stadt hingegen waren wir von Spähern umgeben, die im Solde der Frau Sigbrit standen, und ihr von jedem Ankommenden oder Abreisenden Nachricht brachten. Dieser Grund, mir noch wichtiger, als er vermuthete, bestimmte mich, seinem Rathe zu folgen. Ich veranstaltete mir nun einen bequemen Reisewagen mit zwei Pferden; mein Diener, mir sehr ergeben, und dessen ich bei einer anderen Gelegenheit näher erwähnen werde, übernahm den Dienst als Kutscher. Nun wartete ich bis zu dem dritten Tage, und da der Wind günstig war, und das Schiff nach Mitternacht absegeln wollte, gab ich Dyveken das verabredete Zeichen, und fand mich eine Stunde vor Mitternacht ein, um sie abzuholen.

Dieses Mal war mir Dyveke zuvorgekommen. Es war kein Licht zu sehen, weder in ihrem, noch in

den übrigen Zimmern; aber kaum näherte ich mich der Gartenthür, als diese geöffnet wurde, und sie mir zitternd entgegeneilte. Ich faßte sie in meine Arme, und trug sie, mehr als sie ging, bis ans Ende der Straße, wo ich, um keinen Verdacht zu erregen, den Wagen hatte halten lassen.

„Ich habe Nichts mitgenommen,“ flüsterte sie, „nichts von jenen Herrlichkeiten soll mich begleiten.“

„Aber Eure Mutter?“ fragte ich.

„Meine Mutter ist diesen Abend ein wenig unpäßlich,“ antwortete sie, „und hat sich deshalb früher als gewöhnlich zur Ruhe begeben.“

In diesem Augenblick gewahrte ich eine vermummte Gestalt mit einer Leuchte, die sich uns näherte, und den Schein des Lichtes auf unsere Gesichter fallen ließ. Dyveke erschrack, und indem wir weiter fuhren, kam es mir vor, als ob ich hinter uns ein dumpfes Gelächter vernahm. Da wir indessen nicht merkten, daß wir verfolgt wurden, beruhigten wir uns bei dem Gedanken, es sei ein Unbekannter gewesen, dessen Aufmerksamkeit rege geworden, indem er ein junges Frauenzimmer zu so ungewöhnlicher Zeit mit einem Manne fortfahren sah.

Wie einer jener Träume, welche die Morgenländer durch den Genuß des Opiums hervorbringen, kam es

mir vor, daß ich wirklich an Dyvekes Seite saß, und daß sie mir, was ich damals wenigstens hoffte, als mein Weib in fremde Länder folgen würde. Dyveke war, mit Ausnahme einer Einzigen, von allen Frauen diejenige, die auf mein Herz den tiefsten Eindruck gemacht hatte. Ihr Andenken war mit meiner Heimath, mit meinen frühesten Gedanken verflochten; ihr Fall vernichtete die Hoffnung meiner Jugend, und jetzt, da ich sie für gänzlich verloren hielt, jetzt kehrte sie zurück, wie ein Traum aus dem Paradiese der Vergangenheit; sie verließ Reichthum und Glanz, ja ihre eigene Mutter, und den Mann, den sie früher geliebt hatte, um mit mir ihr Schicksal zu theilen. Es war freilich nicht die jugendliche Dyveke, die ich früher gekannt hatte, sie glich nicht mehr der zarten Frühlingsblume, sondern eher der schwellenden Traube, die sich unter breitem Weinrankenlaube verbirgt. Doch selbst in dieser Gestalt war sie schön, ja sie war jetzt zuverlässiger, da die Sommerhitze der Leidenschaften und die Thauperlen der Thränen sie gereift und geläutert hatten. Sie erschien mir wie ein unendlich theurer Schatz, den ich den Klauen böser Geister entrissen hatte. Ich drückte sie an mein Herz, trotz ihres heftigen Widerstrebens, und schwur, mein Leben diesem unglücklichen, verrathenen Geschöpfe zu weihen, dessen Liebens-

würdigkeit keine Lage des Lebens vernichten konnte, und dessen edlere Natur eben unter Umständen erwacht war, die in den Meisten den letzten Funken des Guten ausgelöscht haben würden.

Es war bereits im Spätherbst, die Bäume schüttelten das welke Laub auf die halbgefrorene Erde hinab. Die Sonne war in das Zeichen des Skorpions getreten, während der Stier und die Zwillinge hoch am Himmel standen, und der Adler sich im Westen zum Niedergange neigte. Der Weg war schlecht, und die himmlischen Lichter schimmerten gar zu schwach, um uns zu leiten. Mein Diener, der in der Gegend nicht genau bekannt war, und den ich überdies, um Verfolgungen zu entrinnen, befohlen hatte, einen Umweg zu fahren, fuhr irre, und erst des Morgens erreichten wir das Fischerdorf, dessen Hütten am Strande lagen, aufgeworfenen Erdwällen nicht unähnlich, halb mit Seegras bedeckt. Ich erblickte noch kein Schiff, und führte deshalb Dyveke in das am wenigsten unansehnliche der uns umgebenden Häuser. Die Hälfte desselben war von Steinen aufgeführt, die andere Hälfte von Bindungswerk und Lehm, hie und da mit Rohr versehen, so daß das Ganze der aus vielen Lumpen zusammengesetzten Kleidung eines Bettlers glich. Die Leute waren indessen gastfrei und freundlich, und der Eigenthümer des Hau-

ses versprach, uns von der Ankunft des Schiffes selbst zu benachrichtigen. Auf dem Heerde wurde schnell Feuer angefacht, und obgleich ich Dyveke bat, sich auszuruhen, wollte sie sich doch nicht das Recht nehmen lassen, selbst die Erfrischungen zu bereiten, die sie für mich, nach einer durchwachten Nacht, dienlich hielt. Die Frau des Fischers bemerkte, daß die Jungfer mit ihren schneeweißen Händen wohl nicht oft einen Kessel vom Feuer genommen habe; und wirklich konnte Dyveke, trotz aller Behendigkeit, ihren Mangel an Uebung nicht verbergen. „Habt Geduld mit mir," sagte sie, „es soll bald besser gehen." Ich bat sie, sich nicht mit Arbeiten zu quälen, die sie nicht nöthig hatte. „Diese Arbeiten vertreiben doch die langsame Zeit," sagte sie, und reichte mir ihre Hand, die ich an meine Lippen drückte. Sie erwiederte meinen Händedruck, ja sie lehnte sich einen Augenblick, sich selbst vergessend, an meine Schulter, doch zog sie sich schnell zurück, und ließ ihr Auge flehend, ja fast furchtsam auf mir weilen. Ich verstand gar wohl ihre Furcht, denn Verdacht war bei ihr eine Krankheit geworden; in der unschuldigsten Handlung ahnete sie ein Zeichen der Geringschätzung, die sie durch ihre frühere Aufführung verdient zu haben glaubte, und bei der geringsten Liebkosung zitterte sie, wie Espenlaub bei dem schwächsten Luftzuge.

Ich ging nun selbst hinaus, um zu sehen, ob kein Schiff sich zeigte. Das Meer war so glatt wie ein Spiegel, und nichts bewegte sich, außer zwei Krähen, die vom schwarzen Walde her über die mit Reif bedeckte Erde hinflogen. Nach und nach kräuselten sich endlich die Wogen, und in weiter Ferne wurden Segel sichtbar, aber sie kamen vom Norden, denn der Wind war umgegangen, und jetzt den vom Süden kommenden Schiffen ungünstig. Den ganzen Tag warteten wir vergeblich. Auf mein Bitten hatte sich Dyveke zur Ruhe begeben, und verfiel in einen Schlummer, von welchem sie jedoch oft erwachte, um zu fragen, ob das Schiff noch nicht da sei; wenn sie von mir dann eine verneinende Antwort erhielt, bemerkte ich Aengstlichkeit in ihren Blicken, und vergeblich suchte ich sie zu trösten. Als die Dämmerung anbrach, ließ ich ein Leuchtfeuer anzünden, was ich mit dem Schiffer verabredet hatte, auf daß er die Stelle nicht verfehlen möchte. Die Nacht nahete indessen heran, und unsere Hoffnung begann zu schwinden. Nach langem Bedenken beschlossen wir deshalb, daß der Fischer uns an Bord des ersten von Süden kommenden Schiffes führen sollte, das er mit Tagesanbruch erblicken würde; es sollte dann dem Glücke anheimgestellt sein, nach welchem Lande es uns führen würde.

Dieser Plan, der unter allen Umständen vielleicht der vernünftigste gewesen sein würde, kam nicht zur Ausführung; denn, als ich eben mit dem Fischer darüber sprechen wollte, gab dieser uns ein Zeichen, daß ein Schiff beilege. Es war so finster, daß wir es nicht sehen konnten; aber bald hörten wir Ruderschläge, und ein Boot näherte sich dem Lande. Da einer der Ruderer in holländischer Sprache erklärte, sie seien abgesand, um uns zu holen, so konnten wir nicht zweifeln, daß die Stunde der Rettung erschienen sei. Ich überließ nun Wagen und Pferde meinem Diener Vincent, und versprach ihm mit erster Gelegenheit Nachricht zu geben, wo er uns finden könnte; darauf beschenkte ich den Fischer reichlich, und eilte, mich mit Dyveke einzuschiffen. Das Boot stieß nun vom Lande, und wir kamen ans Schiff, ohne daß die Ruderer auf meine Fragen antworteten, noch ein Wort sprachen. Dies war mir indessen nicht auffallend, da ich wußte, daß die holländischen Matrosen nicht sehr gesprächig waren. Kaum aber hatte das Boot ans Schiff gelegt, als eine Stimme vom Verdeck in dänischer Sprache fragte: „Habt Ihr sie?"

„Wir sind verrathen," rief ich, „das ist Faaborgs Stimme."

Aller Widerstand war nun vergebens; Dyveke

sank mit einem Schrei des Entsetzens zurück, mir band man die Hände auf den Rücken, und so wurden wir an Bord gebracht. Da sah ich denn, daß wir uns nicht einmal am Bord des holländischen Schiffs befanden, sondern auf einer dänischen Jacht, die nur mit fünf bis sechs Leuten bemannt war. Faaborg empfing uns sehr höflich und sagte: „Fürchtet nichts, Jungfer, ich führte einst Böses gegen Euch im Schilde, aber jetzt seid Ihr sicher; wir bekommen erst unseren Lohn von der Frau Sigbrit, wenn wir zurückkommen; versteht Ihr?"

Für Dyveke war ein Platz in der Kajüte bereitet, ich hingegen mußte auf dem Verdecke bleiben. Faaborg lösete indessen selbst meine Bande, mit den Worten: „Das war Vergeltung, nun ist unsere Rechnung ausgeglichen." Ich antwortete ihm nicht.

„Fürchtet nicht für Euer Leben," fuhr er fort, „Frau Sigbrit ist um ihrer selbst und ihrer Tochter willen gezwungen, zu schweigen; diese Kerle kennen Dyveke durchaus nicht; sie sind mit dem holländischen Schiffer der Meinung, daß Ihr eine vornehme Dame habet entführen wollen, und kümmern sich nur wenig um deren Namen; sie sind überdies Schlingel, die aus vielen Gründen schweigen müßten, wenn sie auch etwas wüßten."

„Und Ihr selbst, Faaborg?“ fragte ich.

„Ich werde Euch nicht verrathen, Ihr habt ja früher in meinen Angelegenheiten Verschwiegenheit beobachtet; überdies gereicht es mir zum größten Vortheil, wenn der Schloßherr für Dyvekes glücklichen Liebhaber gehalten wird, sonst würde ich sie Euch, aufrichtig gesprochen, gern haben behalten lassen, so sehr gefiel mir dieser Spaß; aber Ihr seht selbst, es war nicht möglich, nicht zu gedenken, daß Ihr mich einst verhindertet, sie zu entführen, und ich Euch demnach, als ein ehrlicher Spieler, Revange schuldig war.“

„Faaborg, Ihr seid Schuld an dem Unglücke zweier Menschen.“

„Ei was, Ihr besaßt sie ja ganzer vier und zwanzig Stunden, was Ihr Euch während dieser Zeit vornahmt, bleibt ein Geheimniß, in das wir den König nicht einweihen wollen.“

„Ihr beleidigt eine Unschuldige mit Eurem Verdacht.“

„Nun ja, Ihr seid ihr Ritter, und müßt Eure Lanze für ihre Unschuld brechen, von der übrigens viel zu sagen wäre.“

„Wie wurdet Ihr von unserer Flucht unterrichtet?“

„Ich sah sie ja selbst, denn ich spionire in dieser Zeit, wie ich Euch gesagt habe, für den König und für Mutter Sigbrit.“

„Ein hübsches Gewerbe!“

„Ja, und dazu ein einträgliches,“ entgegnete er. „Uebrigens konnte ich, als Ihr abgereiset wart, die alte Sigbrit kaum zu sprechen bekommen, denn unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit, hatte sie sich in ihr innerstes Gemach verschlossen, um ihre astrologischen Künste zu üben. Endlich kam sie, und begriff bald, als sie hörte, wovon die Rede sei, daß sie, um ihrer Tochter willen, verschwiegen und vorsichtig sein müsse. Alle Schiffe wurden zurückgehalten, ich entdeckte bald den Holländer, der nach einigen Umschweifen gestand, daß ein junger Mann bei ihm Plätze für sich und seine Geliebte bedungen habe. Ich erfuhr, wo Ihr zu finden wäret, und segelte selbst aus, um Euch einzuholen; das ist die ganze Geschichte, und, wie gesagt, Ihr könnt Euch darauf verlassen, daß Ihr dieses Mal nicht gehängt werdet; Alles wird unterdrückt, dafür wird schon Frau Sigbrit sorgen.“

Es fuhr mir plötzlich ein Gedanke durch die Seele. Ich nahm Faaborg auf die Seite, und versprach ihm eine bedeutende Summe Geldes, wenn er, statt uns zurückzubringen, seine Gefährten überreden wollte, Dyveke und mich nach Schweden oder den Herzogthümern zu führen.

„Habt Ihr das Geld bei Euch?“ fragte er.

„Eine Anweisung von mir auf Lübeck ist hinreichend, es Euch zu verschaffen.“

„Wohlan, so stellt mir die Anweisung aus.“

„Wenn wir gerettet sind, sollt Ihr sie haben, aber keinen Augenblick früher.“

„Ja, es könnte artig genug sein, die alte Sigbrit anzuführen, aber sie ist zu klug dazu, und die Leute, die sie gewählt hat, kenne ich nicht so genau, daß ich mich ihnen anvertrauen dürfte; überdies habe ich in Kopenhagen eine alte Großmutter, der ich gut bin, und die ich, wie schlecht Ihr mich auch halten mögt, nicht der Rache der Frau Sigbrit überlassen will; wir müssen also zurück, es giebt keinen anderen Ausweg für uns.

Der Wind, auf der Ausfahrt ungünstig, war jetzt so gut, daß wir nach anderthalb Stunden die Stadt erreichten; Faaborg flüsterte einem wachthabenden Zollbedienten etwas ins Ohr, und wir erhielten sogleich Erlaubniß, zu landen. Meine Hände wurden nun wieder gebunden. Dyveke, die, wie ich beim Scheine der Leuchte des Zollbedienten bemerkte, ihren Schleier hatte fallen lassen, mußte mit mir in einem jener zweirädrigen Wagen, die noch, unter dem Namen Kariolen, gebräuchlich sind, Platz nehmen; Faaborg setzte sich zwischen uns, und fuhr selbst in gro-

ßer Eile nach Sigbrits Wohnung. Als Dyveke aus dem Wagen stieg, flüsterte sie: „seid versichert, daß ich lieber sterbe, als hier bleibe."

Frau Sigbrit empfing uns allein, am Eingange ihres Hauses." „Ei seht nur," sagte sie, „Ihr wolltet also die Dyveke entführen, junger Herr? dazu gehört mehr Schlauigkeit, als Ihr aufzubieten im Stande seid. Dankt Ihr Gott, daß der König fort ist, und ich nicht Lust habe, Euch zu verrathen, sonst würde Euch der Galgen gewiß sein. Nun geht! Morgen erwarte ich Euch zur gewöhnlichen Stunde. Und Ihr, Jungfer," fügte sie hinzu, „geht sogleich auf Eure Kammer, ich werde schon sorgen, daß Ihr mir nicht wieder aus den Händen schlüpft." — Darauf nahm sie das Licht, ging mit Dyveken hinein, und überließ es Faaborg und mir, den Ausgang im Dunkeln zu finden.

„Das ist ein unhöfliches Weib," sagte Faaborg, „aber um so besser, denn desto mehr soll sie auch bezahlen. Komm nun, und laß mich Dich nach Hause begleiten."

Ich dankte, und bat ihn, sich die Mühe zu sparen; er aber ergriff meinen Arm und sagte: „Ei was, Du siehst ja, daß ich keine Genossen habe, Dich also weder bestehlen, noch ausplündern kann; über-

dieß ist es der Vorsicht gemäß, Gesellschaft zu machen, wenn man um diese Zeit der Nacht durch die Straßen geht. So sprechend, begleitete er mich bis an meine Thür, drückte mir die Hand, und bat mich, ihm nicht zu zürnen, ja er weilte noch einen Augenblick, nachdem ich hineingegangen war, als um mich in völliger Sicherheit zu wissen, und erst als ich auf mein Zimmer gekommen war, hörte ich ihn fortgehen.

Den anderen Morgen mußte ich, wie gewöhnlich, unter Frau Sigbrits Aufsicht arbeiten. Sie schien, ganz gegen meine Erwartung, über meine Kühnheit eben nicht sonderlich aufgebracht. Das Einzige, was sie sich erlaubte, war, mir eine hohe Rechnung über die Ausgaben vorzulegen, die ihr die Verhinderung unserer Flucht verursacht hatte. Diese Rechnung mußte ich bezahlen, übrigens schien sie sogar freundlicher geworden zu sein, als zuvor, und ich bemerkte bei dieser, wie bei mehreren Gelegenheiten, daß sie sich bemühte, eben die Menschen um sich zu sammeln, deren Leben durch eine Unvorsichtigkeit oder ein Verbrechen, welches ihr bekannt war, in ihren Händen lag, und mit denen sie sich deswegen Alles erlauben konnte. Dies war wohl eine der Ursachen, weshalb sie mit so großer Gier die innersten Gedanken aller Menschen zu erspähen strebte. Mir war indessen mein Verhältniß zu diesem

Weibe unerträglich, ich fühlte, daß ich Sklavenfesseln trug, und wenn mich nicht Dyvekes Gegenwart gefesselt hätte, ich würde Landflüchtigkeit, wie bitter sie auch sein mochte, dem ausgehöhlten Erdboden, auf welchem ich stand, vorgezogen haben.

Es vergingen nun mehrere Tage, während welcher ich von Dyveken nichts hörte, und ich begriff wohl, daß Frau Sigbrit beschlossen hatte, ich solle sie nie wieder sehen. Ich versuchte, ihr zu schreiben, aber die Wachsamkeit der alten Sigbrit war gar zu groß, als daß der Brief hätte in ihre Hände gelangen können. Inzwischen dachte ich mit herzlicher Beklommenheit an die Heimkehr des Königs; nicht, daß ich seinen Zorn gefürchtet hätte, sondern weil ich nicht begriff, wie Dyveke es anfangen wollte, ihre Verbindung mit ihm zu brechen.

Keinen Abend versäumte ich es, mich auf dem Platze vor Dyvekes Wohnung einzufinden, wo ich doch wenigstens hoffen konnte, sie von Ferne zu sehen, oder ihre Stimme zu hören. Mehrere Abende ging ich vergeblich, endlich hörte ich einst den Klang ihrer Harfe, aber ich bemerkte zugleich, daß sie sich im Zimmer nicht allein befand. Da der Abend, obgleich wir schon Spät-

herbst hatten, ungewöhnlich milde und stille war, wurde zuletzt ein Fenster geöffnet; da hörte ich einen kurzen Gesang, zu dem die Harfe in wehmüthigen Accorden ertönte, und von welchem mir keine Sylbe verloren ging. Die Melodie war sehr schön, dagegen hatten die Strophen keinen rechten Zusammenhang, so daß wenigstens drei derselben, jede für sich, der Anfang eines neuen Liedes zu sein schienen. Da mir die Verse noch im Gedächtnisse sind, will ich sie hier niederschreiben.

Der Schütz' entsendet das scharfe Geschoß,
Es stürzt aus den Lüften die Taube.
Er lockte mich in sein glänzendes Schloß,
Ich ward seinen Lüsten zum Raube.

Das Fischlein umspielt mit des Todes Muth
Des Netzes verderbliche Löcher.
Sie gossen mein strömendes Herzensblut
In des Königs vergüldeten Becher.

Ein Adler entsteiget dem salzigen Meer
Mit schauerlich schwarzen Schwingen.
Wer bauet das Schifflein, das segle hieher,
Zum Himmelsthor mich zu bringen?

Hoch oben erglänzet das Himmelsgezelt,
Von Perlen und Gold ohne Gleichen.
Leicht ist's, daß Einer vom Himmel fällt,
Schwer ist es, den Himmel ersteigen.

Hier endete sie ihren Gesang, und alles wurde stille. Plötzlich erklang wieder von der Harfe ein gewaltsamer, schrillender Ton, der bald in stillere Accorde überging, und sich wie in ein fernes Echo verlor. Es kam mir vor, als hätte sie in diesem Gesange mit mir gesprochen, und obgleich ihre Gedanken beim Tode geweilt hatten, sprach sich in ihrer Stimme doch mehr Wehmuth als Verzweiflung aus. Ihr Auge hing überdies mit Hoffnung und Furcht an den Sternen des Himmels, und dorthin wendete auch ich meinen Blick, ja es kam mir vor, als stände dort ihr und mein Kummer, so wie unser endliches Schicksal, in geheimer Ziffernschrift aufgezeichnet, was ja auch die Astrologie als Wahrheit bewährt.

Als mein Auge eine Zeitlang auf dem fernen Nachthimmel geweilt hatte, kam es mir vor, als nähme mein Kummer die Gestalt eines Traumes an, aus welchem ich einst in jenen Wohnungen des Friedens erwachen sollte. Da fiel es mir ein, wie wunderbar es sei, daß selbst die Gotteslängner Nachts ernsthaft

werden. Das Licht, welches die Erde beherrscht, scheint am Tage, wenn es das Uebergewicht hat, den Blick auf das irdische Leben hinzuziehen; aber Nachts schreibt der Herr eine wunderbare Schrift auf seinen Himmel, und dem Menschen wird zu Muthe, wie am Tage des Gerichts, aus welchem Gott uns Allen seine Gnade schenken wolle!

In diesem Augenblicke stieg der Mond in seinem Glanze empor, und die Sterne wurden weniger sichtbar. Da dachte ich daran, wie sternklare Nächte strenge und ernst auf das Gemüth wirken, und es auf etwas Fernes und Mächtiges hinlenken, während der Mond, als ein näherer und verwandter Planet, einen milderen Eindruck macht. Jetzt erschien mir die Astrologie, welche in dem aufgeschlagenen Buche des Himmels die goldene Schrift lieset, als die herrlichste aller Wissenschaften, und ich bewunderte die Barmherzigkeit, mit welcher der Herr die Augen der Menschen geöffnet hatte, auf daß sie sähen, wie ihr Leben mit goldener, unauslöschlicher Schrift auf dem Bogen des Firmaments verzeichnet stände.

Ich übergab nun meinen Kummer in die Hände des Herrn, ging heim, und fiel in einen ruhigen Schlaf, aus welchem ich erst spät des anderen Morgens erwachte. Kaum war ich angekleidet, als ich an

meine Thür klopfen hörte, und gleich darauf trat ein alter Mann herein, mit einem langen, schneeweißen Bart, und in einer schwarzen, etwas abgetragenen Jacke.

„Verzeiht, Herr,“ sagte er, „daß ein armer Mann sich die Freiheit nimmt, Euch zu besuchen; aber Ihr werdet selbst begreifen, daß ich Ursache dazu habe, wenn Ihr meine Rede anhört.“

„Was hast Du mir denn zu sagen?“

„Ich wäre nicht zu Euch gekommen,“ entgegnete er, „wenn ich der Frau Sigbrit selbst hätte ans Wort kommen können; da ich sie aber jeden Tag die vornehmsten Männer von ihrer Thür weisen sehe, so kann ich wohl denken, daß sie nicht mit einem so armen Manne spricht, wie ich es bin.“

„Wer bist Du?“

„Ich bin Todtengräber an der Heiligengeist-Kirche, und sehe Euch jeden Tag in das Haus der Frau Sigbrit gehen.“

„Was willst Du?“

„Gestern Nachmittag, als ich im Begriff stand, ein neues Grab aufzuwerfen, trat eine prächtig gekleidete Jungfrau, von einem Mädchen begleitet, in den Kirchhof. Ich kannte sie sehr wohl, es war die Jungfrau Dyveke, die der König oft besucht, und die in dem großen steinernen Hause wohnt, nahe bei der Kirche.

Dieses Mal sah sie sehr niedergeschlagen aus, und gab dem Mädchen ein Zeichen, sich etwas zurückzuziehen, was diese auch that. Nun näherte sich Jungfrau Dyveke mir, und bat mich, ihr eine Stelle zu zeigen, wo ein Todter in Frieden ruhen könnte. Ich öffnete sogleich ein Grabgewölbe; aber kaum hatte sie einen Blick hinabgeworfen, als sie sagte: „„Nein, da nicht! Da ist Leichengeruch und Verwesung, unter freiem Himmel, Todtengräber! Der fliegende Vogel soll an meinem Grabe singen, die Sonne und die Sterne der Nacht sollen es bescheinen.““

„„Helft, Gott und alle Heilige! Jungfer, Ihr seid jung, für Euch ist es viel zu früh, ans Grab zu denken.““

„„Ja,““ entgegnete sie leise, vermuthlich, damit das Mädchen es nicht hören möchte, „„in acht Tagen wird man mich hieherbringen, willst Du mir dann ein hübsches Grab graben, alter Mann, und es gut unterhalten?““

„„Wenn Ihr sterbt, Jungfer, so sollt Ihr das beste Grab haben, das ich Euch verschaffen kann.““

„„Gut,““ sagte sie, „„lege mich dort unter die große Linde; und, das merke Dir wohl, nur ein Kreuz, ohne Namen, soll auf das Grab gesetzt werden, und Du sollst Keinem sagen, wo ich liege, davor hüte

Dich wohl."" Dies mußt' ich ihr versprechen, und sie ging.

Eine furchtbare Ahnung stieg in mir auf, ich belohnte den Todtengräber für seinen Gang, und eilte zu Dyveke. Frau Sigbrit saß ruhig in ihrem Zimmer und arbeitete.

„Gut, daß Ihr so früh kommt," sagte sie, „ich habe Dyveken versprochen, daß sie Euch sehen solle, unter der Bedingung, daß dies das letzte Mal sei."

„Ist Dyveke krank?"

„Sie hat ein wenig Kopfschmerzen," antwortete Frau Sigbrit, „geht hinein, so könnt Ihr selbst sehen."

Ich eilte nun in Dyvekes Zimmer, und fand sie völlig angekleidet, aber blaß, und auf ihrem Lager hingestreckt.

„Dyveke," fragte ich, „was fehlt Euch?"

„Gehe ein wenig zur Seite," sagte Dyveke zu ihrer Zofe, und als sich diese zurückgezogen hatte, fuhr sie fort: „Mein Freund, ich habe diese Nacht an Eure Zukunft gedacht; nehmt diesen Brief; solltet Ihr einst in Lebensgefahr gerathen, so zeigt ihn dem Könige, vielleicht wird er Euch dann um meinetwillen begnadigen. Die Blätter, denen Ihr Eure Gefühle für mich anvertrauet habt, trage ich hier," sagte sie,

und zeigte auf ihre Brust, „sie sollen mich ins Grab begleiten.“

„O, meine geliebte Dyveke!“

„Nein, Zabern, ich wäre nie die Eure geworden.“

„Wie?“ fragte ich erschrocken.

„Ich liebe Euch, Zabern, und möchte Euch ungern betrüben, doch wünsche ich, mit Eurer Achtung zu sterben, deshalb gestehe ich, daß ich es nie gewagt haben würde, Euch um Hülfe anzurufen, wenn ich nicht zuvor mir selbst das heilige Gelübde gethan hätte, unter keiner Bedingung Eure blinde Liebe zu mißbrauchen.“

„War das ehrlich gehandelt, Dyveke?“

„Werdet Ihr um mich trauern, Zabern? Wollt Ihr, zum Andenken an die Liebe unserer Jugend, ein paar Veilchen auf mein Grab pflanzen? Die treten so verschämt auf, wie der erste Kuß auf den Lippen der Liebenden, sie wollen kaum gestehen, daß sie Blumen sind, und doch verrathen sie sowohl Duft, als Farbe.“

„Aber, bei allen Heiligen, Dyveke, weshalb glaubt Ihr Euern Tod so nahe?“

„Ich glaube nicht, ich weiß ihn nahe.“ — So sprechend deutete sie auf ihr Halsband, und ich sah, daß das, was ich für einen Sardonix gehalten hatte,

nur ein unechter geschliffener Stein sei, inwendig hohl und zum Oeffnen eingerichtet.

„Der Sterndeuter hatte Recht," fuhr sie fort, „ich verstand ihn gleich, als er behauptete, der in diesem Stein enthaltene Saft würde mir Frieden schenken."

„Gift," rief ich.

„Ja, der Herr wird mir verzeihen, daß ich den Tod einem sündlichen Leben vorgezogen habe."

Ein unnennbarer Schmerz schnürte mir die Brust zusammen, die Worte verstummten auf meinen Lippen, und ein unarticulirter Schrei war Alles, was ich hervorbringen konnte. Ich wollte fort, um Hülfe herbeizuschaffen, als Dyveke mit einer fast übernatürlichen Kraft meine Hand ergriff, und mich so fest hielt, daß ich mich nicht losringen konnte.

„Es nützt nichts," sagte sie, „laß mich nicht obendrein mit der Schande sterben, für eine Selbstmörderin gehalten zu werden."

„Laß mich, Dyveke, im Namen Gottes und aller Heiligen!"

„Wenn Du verräthst, daß ich an Gift sterbe, so giebst Du dem Könige einen Vorwand, alle diejenigen, die ihn seine Laune als verdächtig erscheinen läßt, zu morden," sagte Dyveke.

Ich fühlte die Wahrheit ihrer Worte.

„Unglückliche!" rief ich, „so erlaube mir denn, den Trost zu holen, den der Heiland dem Sterbenden bereitet hat."

„Geh, mein Freund, und hole ihn," antwortete sie, während eine convulsivische Erschütterung ihren Körper durchzuckte. „Es beginnt zu wirken," fuhr sie fort. Ich überließ sie der Sorgfalt ihre Zofe, und eilte zur Frau Sigbrit.

„Um des Himmels willen, schafft Hülfe, Frau Sigbrit," sagte ich, „Dyveke stirbt Euch unter den Händen."

„Stirbt?" entgegnete sie mit einem ruhigen Lächeln, welches verrieth, daß ihr dies Mal wenigstens nicht ahnte, was ihr bevorstände, „sie hat ja weder Gift noch Dolch, wovon sollte sie sterben?"

„Ihr seid verblendet," antwortete ich, „geht zu ihr hinein, ich eile nach Hülfe." —

Ich lief nun schnell zu einem Arzte, der, gleich den meisten seines Faches zu damaliger Zeit, nur wenig unterrichtet war; ich kannte indessen keinen besseren, und sandte ihn deshalb fort, nachdem ich ihm vorher einige Winke von einer möglichen Vergiftung gegeben hatte. Darauf holte ich auch einen Geistlichen, von dem ich überzeugt war, daß man sich auf seine Verschwiegenheit und Rechtlichkeit verlassen könne.

Als ich zurückkam, fand ich Frau Sigbrit beschäftigt, mehrere Heilmittel zu bereiten. Sie sah sehr bedenklich aus, behielt aber doch ihre Fassung.

„Euer Arzt ist ein Dummkopf," sagte sie, „er behauptet, daß keine Gefahr vorhanden sei, obgleich Dyveke aus einer Ohnmacht in die andere fällt.

„Was bereitet Ihr für sie?" fragte ich.

„Gegengift," antwortete Sigbrit, „denn ich fürchte das Schlimmste." Mit diesen Worten ging sie hinein, und ich folgte ihr. Sie schob den Arzt zur Seite, und befahl Dyveken, die Mittel zu nehmen, welche sie brachte; als sich die Tochter weigerte, befahl die Mutter, sie zu halten, und ihr mit Gewalt die Arznei einzugeben. Aber hiedurch wurde nur bewirkt, daß Dyveke in heftige Zuckungen gerieth, weshalb der Arzt verbot, sie weiter zu ängstigen. „Ihr könnt gehen," sagte Frau Sigbrit, „ich habe Euch nicht holen lassen." Darauf wollte sie Dyveke wieder zwingen, die Heilmittel zu nehmen, aber dieser Versuch brachte so gewaltsame Erschütterungen hervor, daß Sigbrit selbst gezwungen wurde, ihren Vorsatz aufzugeben.

Dyveke lag nun einen Augenblick ruhig, dann richtete sie sich plötzlich halb auf, und bat uns, ihre Ruhestätte mit einem hohen Gitter zu umgeben, damit nicht das Volk ihren Leichnam aus dem Grabe risse,

und ihn mißhandele. Dies versprachen wir, und sie wurde ruhiger. Der Geistliche gab uns nun einen Wink, daß wir uns entfernen möchten, worauf Dyveke ihre Beichte niederlegte, und das heilige Abendmahl empfing; dann versank sie in einen kurzen Schlummer. Aus diesem erwachte sie indessen bald; ihre Seele kämpfte nun den letzten Kampf, und sie schwärmte in wilden Phantasien. „Ich muß diesen Körper verlassen," sagte sie, „der durch meine Sünden befleckt ist. In meinen Träumen sehe ich mich selbst aus meiner eignen Brust emporsteigen; ein Gespenst hat sein Grab in meinem Herzen; Nachts steigt es hervor aus dem Bodenlosen, unerforschlichen Abgrunde, und tritt mir, zu meinem Entsetzen, vor die Augen. Ich erblicke mich dann selbst, unrein, befleckt, triefend naß von meinen Thränen, die doch nicht meine Unreinheit abwaschen können. — Ich sinke, von einem Schlage getroffen, zusammen, dann fliege ich durch ungeheure Wüsten, dann befinde ich mich auf der Reise von dieser Erde; aber das Band ist nur gelöset, nicht zerrissen, und ich muß zu dem Körper wieder zurück."

„Immer, wenn sie in Ohnmacht fällt," sagte Frau Sigbrit, „behauptet sie zu fliegen."

„Ich sehe Euch nicht mehr," fuhr Dyveke fort, „Eure Stimmen klingen, als kämen sie aus einem

fernen Lande. Aber ich höre das Brausen der Gewässer in weiter Ferne, ich höre den Wind heulen, gleich einem Geiste, der am Tage des Gerichts seinen Leichnam sucht, und ihn in die Lüfte verstäubt findet; ich gehe über spitze Berge, und schreite über Wasserströme hinweg. Nun ist es öde und leer." Darauf lag sie eine Weile ruhig, endlich unterbrach sie wieder die Stille mit den Worten: „Weh' mir! Allein mit ihm, der unsere inneren Gedanken erforscht."

„Weit lieber mit ihm allein," sagte der Geistliche, „als offenbar vor Aller Augen. Bei ihm ist der große Schleier der Gnade und Barmherzigkeit, der in vielfachen Falten herabrollt, und uns vor dem Menschen, ja vielleicht vor unserer eignen Erinnerung verbirgt. Friede sei mit Dir! Deine Sünde sei Dir vergeben!" Bei diesen Worten erhob Dyveke das Haupt, seufzte, sank zurück, und ich sah das Leben in ihrem Auge erlöschen.

Kaum war Dyveke gestorben, als Frau Sigbrit sich eilig hinwegverfügte, wohingegen das ganze Hausgesinde hineinstürzte, und der Verstorbenen die Hände küßte. „Sie war ein Segen für dieses Haus," ertönte es aus Aller Munde. — „Wo sie Jemandem helfen und ihn entschuldigen konnte, da that sie es," sagte Einer. — „Hat sie auch eine verbotene Liebe zum Kö-

nige unterhalten, weiß ich doch gewiß, daß sie selig wird," ein Anderer. — „Nun wird es am gerathensten sein, sich davon zu machen," meinte ein Dritter, „und das je eher desto lieber, denn mit der Alten allein kann es der Teufel selbst nicht aushalten." — In der allgemeinen Trauer fiel es mir leichter, meinen eignen grenzenlosen Schmerz zu verbergen. Der Arzt versicherte auf Frau Sigbrits Frage, daß er an Dyveke kein Zeichen einer Vergiftung entdecken könne. Wenn aber junge, kräftige Menschen, die von Vielen gehaßt werden, plötzlich sterben, so denkt sich die Welt gewöhnlich das Schlimmste; so ging es auch hier. Ich schwieg indessen mit dem, was ich wußte, und Dyvekes Todesart ist deshalb bis zu dieser Stunde ein Geheimniß geblieben.

Von Allen, die mit Dyveken näher verbunden waren, schien Frau Sigbrit am gefaßtesten. Als sie sich überzeugt hatte, daß keine Hoffnung mehr übrig sei, verließ sie, wie gesagt, das Sterbebett der Tochter, und kehrte zu ihren täglichen Beschäftigungen zurück. Sie war, wie ich später hörte, an diesem Tage sogar fleißiger als sonst, und arbeitete bis spät in die Nacht hinein. Doch bemerkte man, daß ihre Lippen weißblau waren, und bisweilen zitterten; übrigens war ihr keine Veränderung anzusehen.

Den folgenden Morgen fand ich Frau Sigbrit beschäftigt, mehrere Thüren zu verschließen, ja die größte Thür zu Dyvekes Zimmer wurde nicht nur verschlossen, sondern sie ließ dieselbe sogar in meiner Gegenwart von einem Schmidt vernageln, so daß sie nicht einmal mit einem Schlüssel geöffnet werden konnte. Sigbrit wollte nun auch nicht mehr, wie sie gewohnt war, im Finstern schlafen, und ihr Mädchen mußte jede Nacht im Nebenzimmer wachen. Dyvekes Leiche wollte sie nicht sehen. „Ich will mit den Todten nichts zu thun haben," sagte sie, „die Lebenden können mir Arbeit genug machen. Wachet Ihr bei der Leiche, Zabern! Ihr wart ja doch gern bei ihr, als sie noch lebte. Verabredet alles mit den Leichenträgern und ordnet, was sonst vonnöthen ist. Ich will nichts damit zu schaffen haben. Am Begräbnißtage soll sie durch die geheime Gartenthür hinausgebracht werden, die ist dazu groß genug, und die Hauptthür zu meinen Zimmern darf unter keinen Umständen geöffnet werden."

Zu einer anderen Zeit würde ich mich gewundert haben, daß Frau Sigbrit, selbst in der größten Betrübniß, Anderen etwas zu besorgen überließ, was Geld oder Geldes Werth betraf; dies Mal war ich aber von meinem Kummer gar zu gebeugt, um dar-

auf zu achten. Ich versprach, zu übernehmen, was sie verlangte, und erst später, als ich ruhiger wurde, begann ich, über die Ursache zu ihrem Benehmen nachzudenken.

Ich ruhete nun Tags ein paar Stunden, und hielt mich des Nachts in Dyvekes Zimmer auf. Es war mir ein liebes, obgleich wehmüthiges Geschäft, bei ihr zu weilen, und die schönen Züge zu betrachten, die selbst der Tod nicht hatte entstellen können. Es giebt Früchte, die noch nachreifen, nachdem sie von dem Stamme abgepflückt sind, der ihnen früher Leben gab; diesen schien mir Dyveke zu gleichen. Eine sanfte Ruhe war über ihr Antlitz ausgegossen, und ihren Mund umschwebte ein freundliches Lächeln; nur die schlaffgeschlossenen Augenlieder zeigten, daß die Augen in ihre Höhlen zurückzusinken begannen, und jeden Tag schien mir ihr Schlaf fester und mächtiger zu werden.

Als ich in der dritten Nacht bei der Leiche allein saß, und, von Kummer und Wachen ermattet, in einen unruhigen Schlummer gesunken war, weckten mich plötzlich Fußtritte auf der Treppe, die vom Garten zu der von mir abgeschlossenen geheimen Thür führte. Einen Augenblick darauf wurde ein Schlüssel im Schlosse umgedreht, die Thür sprang auf, und, blaß wie der Tod, trat Frau Sigbrit ins Zimmer. Einer Nacht-

wandlerin gleich, doch mit halb geöffneten Augen, die gleichsam mit einer Hornhaut überzogen zu sein schienen, schritt sie einher. Sie schien mich weder zu sehen, noch zu erkennen, und näherte sich langsam der Leiche. Ich betrachtete sie mit Entsetzen, denn sie kam mir vor wie ein Geizhals, der keine Ruhe hat, sondern Nachts umhergescheucht wird, um seine verlornen Schätze zu suchen. „Dyveke,“ sagte sie, „es war Dein eigner Wille, ich habe Dich nicht verkauft. — Indessen hast Du Recht, es wäre für uns besser gewesen, wenn wir in Bergen geblieben wären. Aber ich muß doch diese Briefe holen, die ich wohl gesehen habe.“ So sprechend, beugte sie sich hinab, um die Papiere fortzunehmen, die Dyveke auf ihrer Brust verborgen hatte. Ich sprang empor, um sie daran zu verhindern, aber dies war nicht erst nöthig, sie erhob sich von selbst, starrte in die Luft über Dyvekes Lager, wandte sich darauf, ohne ein Wort weiter zu sagen, um, ging zur Thür hinaus, verschloß dieselbe hinter sich, und mit eiligen Schritten hörte ich sie die Treppe hinabgehen.

Eine Stunde später hörte ich wieder Jemanden die Treppe heraufkommen. Ich hörte wieder den Schlüssel im Schlosse umdrehen, und Frau Sigbrit trat abermals herein, wie das erste Mal. Ich gestehe, daß mein

Entsetzen jetzt eben so groß wurde, als hätte ich ein wirkliches Gespenst gesehen. „Ich muß doch diese Briefe haben," sagte sie, „wer weiß, was sie enthalten können. Auch will ich ihr Halsband und die goldenen Ringe nehmen, denn was soll sie mit denen im Grabe?" Darauf näherte sie sich wieder der Todten, aber, wie das erste Mal, blieb sie stehen, und starrte empor. „Bist Du es wirklich, Dyveke, die über Deiner eignen Leiche schwebt?" sagte sie. Mit diesen Worten ging sie wieder zum Ausgange zurück. Aber in der Thür kehrte sie nochmals um und sagte: „Was soll ich dem Könige sagen, Dyveke? Doch gleich viel! Laß ihn mich nur fortjagen. Er bekommt Dich damit doch nicht zurück. Und Ihr bekamt sie auch nicht wieder, „sagte sie plötzlich zu mir, und schlug ein gellendes Gelächter auf, wobei ich im Innersten erbebte, denn es gemahnte mich an meinen Traum nach dem Balle in Bergen, als Dyveke zum ersten Male bei dem Könige geblieben war. Frau Sigbrit wendete sich nun wieder um, verschloß die Thür, und entfernte sich, wie das erste Mal.

Ich hätte vielleicht alles dieses für ein Gebilde meiner Phantasie gehalten, wenn nicht das Mädchen, welches neben Sigbrits Zimmer schlief, erzählt hätte, daß diese Nachts durch ihre Kammer gegangen und

von ihr angerufen sei, ohne daß jedoch eine Antwort erfolgt wäre. Hierauf habe Sigbrit die Gartenthür geöffnet, und sei in den Gängen des Gartens verschwunden. Nach Verlauf einiger Zeit sei sie wieder zurückgekehrt, habe aber diese nächtliche Wanderung noch ein Mal wiederholt, welches also ganz mit dem übereinstimmte, was ich selbst gesehen hatte. Einige Aeußerungen Sigbrits, den folgenden Morgen, schienen anzudeuten, daß sie Dyvekes Gespenst, in derselben Gestalt, wie sie auf der Leichenbahre lag, über derselben habe schweben sehen.

Der ersten Bestimmung nach sollte Dyveke nicht vor der Rückkehr des Königs beerdigt werden; da sich diese aber zu sehr in die Länge zog, und Frau Sigbrit forderte, daß sie sobald als möglich fortgebracht werden sollte, so begruben wir sie zur Nachtzeit, ohne Fackeln, damit nicht das Volk diesen Zug sehen und sich an demselben ergötzen sollte. Ich legte sie selbst in den Sarg, und es schien mir, als würde meine ganze Hoffnung für dieses Leben mit ihr zu Grabe getragen. Acht Tage nach ihrem Tode geleiteten wir sie nach dem Friedhofe. Doch durfte ihre Leiche noch nicht in das von ihr selbst ausgewählte Grab gesenkt werden, sondern wurde bis zur Rückkehr des Königs in einer Kapelle beigesetzt.

Kurz nach der Beisetzung, als der Todtengräber und ich in der Kapelle allein zugegen waren, sahen wir eine dunkle, in einen Mantel gehüllte Gestalt sich nähern. Mit Entsetzen erkannte ich den König, der wohl, als er die Nachricht von Dyvekes Tode empfangen, geeilt haben mochte, nach Hause zu kommen. Ich wollte mich zurückziehen, aber der König winkte mir, zu bleiben. Auf seinen Befehl mußte der Todtengräber Dyvekes Sarg öffnen. „Sind dies Deine Augen, Dyveke?" sagte er. „Siehst Du," fuhr er fort, und deutete auf ein offenes Fenster, durch welches ein paar Sterne zwischen Wolken hervorschimmerten, „da stehen ein paar brechende Augen, über welche sich die Wolke bald hinwälzt, wie sich die Wolke des Todes über Dyvekes Augen gewälzt hat."

„Ihr solltet hier nicht weilen, Herr," sagte ich.

„Wo sollte ich denn weilen?" antwortete er, „sie war der einzige Gegenstand meiner Liebe, Alles was schön ist, ruht nun im Grabe."

„Ach ja," seufzte ich unwillkührlich.

„Du warst bei ihr in ihrer Sterbestunde," sagte er, „und mußt es wissen, sie war vergiftet, nicht wahr?"

„Das war sie sicher nicht."

„Schwöre auf dieses Schwert, beim Heiland und allen Heiligen, daß Du nicht glaubst, sie sei vergiftet.

Ich trat zurück und schwieg.

„Siehst Du," sagte er, „Du wagst nicht zu schwören; Du möchtest gern diese Sünder retten, wagst aber nicht zu schwören. Nun wohl, so schwöre ich, daß ich sie an ihren Mördern rächen werde; ich will sie verfolgen, diese stolzen Geschlechter, sie, ihre Verwandten und ihre Kinder, bis ins dritte und vierte Glied, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort. — Nun verschließe den Sarg, Todtengräber." — Als der Sarg zugemacht war, warf der König sein gezogenes Schwert auf denselben. — „Da ruhe," sagte er, „als ein Zeichen, daß das blanke Schwert der Rache von Dyvekes Grabe aus ihren Mördern drohe! Senkt sie nun in die Erde, wenn ihr wollt." — Damit ging er.

Den folgenden Morgen senkten wir Dyveke in das Grab, welches sie sich selbst gewählt hatte.*) Ich wagte nicht, das Schwert von ihrem Sarge fortzunehmen, aber neben dasselbe legte ich einen Kranz, und auf ihren Grabhügel pflanzte ich die Blumen, die sie sich gewünscht hatte.

Von Dyvekes Tode an wurde der König offenbar noch grausamer, als er bisher gewesen war.

---

*) Dies scheint nicht mit anderen Berichten über Dyvekes letzte Ruhestätte übereinzustimmen.

Dritte Abtheilung.

Nach Dyvekes Begräbnisse verfiel ich in tiefe Schwermuth. In diesem Zustande achtete ich nur wenig auf das gefährliche Geheimniß, in dessen Besitz Sigbrit war, und beschloß, ohne zu berücksichtigen, was ich dabei wagte, an dem Orte zu weilen, wo ich Diveke zum zweiten Male gewonnen, und zum zweiten Male wieder verloren hatte. Wenn ich nicht beim Könige oder bei Frau Sigbrit Geschäfte hatte, saß ich einsam auf meinem Zimmer, und dachte an Dyvekes unglückliches Schicksal, und an die fehlgeschlagenen Hoffnungen meiner Jugend. Mein Leben schien mir dann einem Flusse vergleichbar, der aus einem klaren See auf den hohen Bergen entspringt, wo die Morgenröthe wohnt, dessen Gewässer aber im Thale verunreinigt und trübe werden, bis sie zuletzt ein sumpfiger Abgrund verschlingt, und in die Unterwelt führt.

In diesem Zustande, der wohl als eine Krankheit zu betrachten war, bildete ich mir bisweilen ein, daß

Dyveke die Erde nicht ganz verlassen habe; es kam mir dann vor, als umschwebe mich ihr Geist, und als könne ich denselben, durch ein inniges Streben darnach, sichtbar zu mir zurückmahnen. Mich schauderte bei diesem Gedanken, und doch hing meine Seele begierig an demselben fest. Endlich beschloß ich, wo möglich, Jemanden zu erforschen, der sich mit verbotenen Künsten abgäbe, und ihn zu befragen, ob er nicht, wenigstens auf einige Augenblicke, den Schleier heben könnte, der mich von ihr trennte. Als ich eines Abends in diese Gedanken vertieft saß, klopfte es leise an meine Thür. Meine erhitzte Einbildungskraft führte mir gleich allerlei seltsame Bilder vor, und ich wagte kaum die Augen aufzuschlagen, um das näherkommende Wesen zu betrachten, als sich plötzlich neben mir eine sanfte Stimme vernehmen ließ, die mich an einen vormals lieben, jetzt aber halb vergessenen Freund erinnerte. Als ich die Augen aufschlug, sah ich den Pater Anton vor mir stehen. Er war etwas älter geworden, einzelne Runzeln durchfurchten seine Stirn, aber die alte Milde war noch über sein Antlitz ausgebreitet. Unter einem Strome hervorbrechender Thränen stürzte ich in seine Arme. „O, mein Vater!“ rief ich aus, „Du bist mir gesandt, um mir den einzigen Trost zu bringen, der noch für mich übrig ist.“

„Mein Sohn,“ sagte er, „nun hast Du die Welt gesehen, wie es Dein Wunsch war, ich wußte wohl, sie würde Dir keinen Frieden schenken.“

„Was Du die Welt nennst,“ antwortete ich, „war für mich ein Meer, das meine Hoffnung in seinem Abgrunde begrub. Rasende Leidenschaften, Rache, Eigennutz, Geiz sah ich den Boden dieses Meeres aufrühren, während sich Wohlwollen und Höflichkeit nur auf der Oberfläche lagerten, und dieser einen anziehenden Glanz verliehen, der die Gefahr nur vermehrte.“

„Ich weiß es,“ sagte Pater Anton; „des Menschen Auge kann klar sein, wie der Spiegel des Meeres, aber dieses bedeckt kaum furchtbarere Geheimnisse, als sie das Auge verbirgt. Sahst Du indessen gar keine Ausnahmen?“

„Ach,“ entgegnete ich, „die das Gute wollten, wurden verstoßen und verachtet, und selbst dem Besten schob man schlechte Beweggründe unter.“

„Wohl dem,“ sagte Pater Anton, „der dann bei Zeiten eine stille Heimath sucht, wo er für die Zukunft wirken kann.“

„Ich sehe nicht mehr in die Zukunft, mein Vater, sondern nur in die Vergangenheit; bei mir hat die Erinnerung die Stelle der Hoffnung eingenommen.“

„Wenn die irdische Hoffnung in Erfüllung geht, wird sie selbst Erinnerung," antwortete Pater Anton.

„Kann denn das Verschwundene nie wiederkehren?" fragte ich.

„Was meinst Du damit?"

Ich gestand nun, welche Gedanken mich bei seinem Eintritt beschäftigt hatten.

„Hüte Dich vor den Anfechtungen des Teufels," sagte er mit größerer Heftigkeit, als er zu äußern pflegte.

„Also hältst auch Du es für möglich?" fragte ich weiter.

„Wenn Jemand," fuhr er ruhiger fort, „in einem frechen Augenblicke einen Geist aus dem Grabe hervormahnt, so ist dies eine schwere Sünde; wahrscheinlich ist es aber, daß der Geist nicht sogleich gehorcht; wenn hingegen Einer hartnäckig, lange Zeit hindurch fortfährt, mit seiner ganzen Willenskraft und mit all' der heftigen Begierde, deren der Mensch fähig ist, in der Mitternachtsstunde die Todten anzurufen, dann ist es wahrscheinlich, daß sich die dunkle Pforte öffnen, und die böse Macht an seiner Seite stehen werde, bevor er es selbst noch weiß. Doch Gott behüte Jeden vor solch' gottlosem Willen, denn dieses ist eine der Sünden gegen den heiligen Geist, die nie verziehen werden."

„Lehrt aber nicht die heilige Schrift, daß gottesfürchtige Menschen, durch unbefleckten Wandel, und durch einen innigen, festen Willen, schon in diesem Leben den Weg zum Paradiese finden, und die Engel sammt dem Reiche Gottes schauen können?“

„Wem Gott, wegen großer Heiligkeit, solches gewährt, der ist selig, selbst in diesem Leben; wer aber mit unbezähmter Neugier sehen will, was ihm verborgen bleiben soll, der wird leicht dem in die Hände fallen, in dessen Gesellschaft nicht gut sein ist.“

„Mein Vater,“ sagte ich, „es ist lange, seit ich das Geständniß meiner Sünden in den Schooß der heiligen Kirche niederlegte. Eine derselben hast Du gehört, willst Du die übrigen hören?“

„Ich bin bereit,“ antwortete er.

Nun erzählte ich Alles, was ich oben niedergeschrieben habe. Als ich von unserer Flucht erzählte, und von Dyvekes Tode, lächelte er freundlich und wehmüthig; als ich aber des Besuches beim Sterndeuter erwähnte, hob er ernst und warnend seinen Zeigefinger. Endlich sagte er:

„Wenn Du durch das Anrufen verborgener Mächte Dyveke zwingen könntest, Dir zu erscheinen, ja wenn Du sie für immer ins Leben zurückrufen könntest, wolltest Du das?“

„Mein Vater!“ stammelte ich ungewiß.

„Wolltest Du eigenmächtig den Schleier heben, mit welchem der Herr das Geisterreich verhüllt hat?“

„Vergieb, mein Vater! ich will nicht erforschen, was die mächtige Hand des Herrn verbirgt.“

„Verzeihst Du Deinem Könige, daß er Dich von Dyveken trennte?“

„Ach, nur wenig kann wohl meine Verzeihung dem nützen, dessen Seele von so schweren Sünden belastet ist, wie König Christians.“

„Sie soll auch ihm nicht so viel nützen, wie Dir selbst,“ antwortete der Mönch. „Uebrigens ist der König zwar eine Geißel für die Mächtigen, eine Gewitterwolke, die ihre Blitze gegen die höchsten Thürme schleudert; aber die Strahlen der Sonne spielen um den Rand der Wolke, und wer weiß, ob sie nicht die Luft reinigen soll, auf daß später das ewige Licht um so klarer scheinen könne.“

„Ich verzeihe ihm, mein Vater!“

„Verzeihst Du auch der Frau Sigbrit?“

„Ich verzeihe ihr, obgleich sie Dyveke verkauft hat, und die Ursache ihres Todes ist.“

„So schenkt Dir auch die Kirche ihren Frieden, mein Sohn.“ Darauf sprach er die Worte aus, die gar zu heilig sind, um hier wiederholt werden zu dür-

ten, und ertheilte mir die Vergebung der Sünden. Es schien mir wirklich, als ob durch diese Beichte ein Theil meiner Sünden von meiner Brust gehoben war, und ich erhob mich, mit dem festen Vorsatze, meinen Schmerz zu bekämpfen, wie es sich für einen Christen geziemt. „Nicht Glück, sondern Seelenfrieden und Ergebenheit in den Willen des Herrn sind das Ziel des irdischen Daseins," sagte der Mönch."

„Amen!" rief ich.

„Und nun, mein Sohn," fügte er hinzu, „reise nach Hause! So wie ich Dir einst rieth, in die Welt hinauszugehen, weil ich wußte, wie stark dazu bei der unerfahrenen Jugend die Lust ist, und wie diese das Gemüth beunruhigt, bis sie befriedigt ist, so rathe ich Dir, nun wieder zurückzukehren."

„Ach, mein Vater, laß mich an dem Orte bleiben, wo ich mit Dyveken gelebt habe, und wo ihre irdischen Ueberreste weilen."

„Du thätest besser, nach Hause zu reisen, mein Sohn, und Dein Vermögen zum Besten Deiner Landsleute zu verwenden."

„Sigbrit wird kaum diese Reise zugeben, sie ist im Besitz gefährlicher Geheimnisse, und wenn ich nicht ganz aus dem Lande entfliehe, wird mich ihre mächtige Hand überall erreichen können."

„Es wäre demnach vielleicht am besten für Dich, mein Sohn, auf einige Zeit das Land zu verlassen.“

„Um den Verdacht rege zu machen, der noch nicht besteht!“ sagte ich: „Wer weiß, welche Gerüchte daraus entstehen könnten! Vielleicht würde man gar die Schuld der Vergiftung Dyvekes auf mich wälzen; man weiß, daß ich Sigbrits mächtigen Feind, den Erzbischof, kenne.“

„Du mahnst mich da an eine wichtige Sache; der Erzbischof ist nicht mehr mächtig, im Gegentheil, er ist unglücklich und verfolgt; Sigbrit hat unter seinen eignen Dienern Ankläger gegen ihn aufgewiegelt. Der König ist aus seinem Freunde sein ärgster Feind geworden, und verfolgt ihn so heftig, daß er sich seines Lebens nicht sicher glaubt. Um, wo möglich, die Unbilligkeit der Beschuldigungen zu zeigen, die man gegen ihn erdacht hat, bin ich eben hieher gekommen.“

„Da solltet Ihr ihm bei der Königin das Wort reden, mein Vater, denn die ist ihm sehr geneigt.“

„Könntest Du mich zur Königin führen, so thätest Du ein gutes Werk.“

Das versprach ich, und es gelang mir auch, mein Versprechen zu erfüllen; dadurch aber zog ich mir zugleich den Zorn der Frau Sigbrit zu, wovon ich später sprechen werde.

Pater Antons Umgang und Aufmunterung trugen, wie vormals in Bergen, nach und nach dazu bei, mich aus der finstern Gemüthsstimmung, in die ich versunken war, herauszureißen. Er brachte mich dahin, meiner selbst zu vergessen, und meine Kraft und meinen Einfluß zum Besten Anderer anzuwenden. Dadurch lernte ich wieder das Auge aufs Leben zu richten; meine Gedanken schwebten nicht mehr, Nebeln gleich, um Dyvekes Grab, obgleich ihr Andenken sie durchdrang, sie reinigte, und ihnen einen wehmüthigen Anstrich verlieh, dem Monde gleich, wenn er durch die Wolke dringt, und diese in durchsichtiges Gold verwandelt, von welchem klare Strahlen ausgehen, um den nächtlichen Himmel zu erleuchten.

Kurz darauf, als ich an einem Gefängnisse vorüberging, welches die Königin Margaretha in der Nähe des Walles hatte erbauen lassen, hörte ich eine Stimme über mir, die meinen Namen nannte. Ich sah hinauf, und bemerkte, daß ein Gefangener, der hoch oben unter dem Dache, zwischen den Eisenstäben eines hervorspringenden Fensters, wie in einem Käfich stand, mir einen Wink gab, daß ich zu ihm kommen sollte. „Kennt Ihr mich nicht?“ rief er, „ich bin Faaborg.“ Ich erschrak bei diesen Worten, denn

ich wußte nichts von seiner Verhaftung, und hätte ihn kaum wiedererkannt, wenn er sich nicht selbst genannt hätte. Seine Kleider waren zerrissen, seine Gesichtszüge blaß und verzerrt; der verworrene Bart und das ungekämmte Haar, welches er wie eine Mähne schüttelte, gaben ihm das Ansehn eines wilden, unbändigen Thieres, dem er auch in seinem Benehmen glich; denn er klammerte sich mit Händen und Füßen an die Eisenstäbe fest, als wolle er sie zermalmen, während er die Zähne fletschte, und mit den Fesseln klirrte, die seine Füße mit der rechten Hand zusammenketteten, so daß ich zurückschauderte.

Ich ging nun zum Gefangenwärter, von dem ich die Ursache von Faaborgs Unglücke erfuhr. Auf des Königs anscheinende Gnade bauend, hatte er sich so kühne Forderungen erlaubt, daß der König, um sich von seiner Zudringlichkeit zu befreien, dem Torben Oxe selbst befohlen hatte, Faaborgs Rechnungsbücher zu untersuchen, und ihn zu bestrafen, wenn er schuldig gefunden würde. Die Folge hiervon war, daß er, wegen Veruntreuung bedeutender Summen, zum Tode verurtheilt wurde, welches Urtheil den folgenden Morgen in aller Frühe an ihm vollzogen werden sollte.

Ich bat um Erlaubniß, mit ihm sprechen zu dür-

fen, wozu der Gefangenwärter seine Einwilligung gab, unter der Bedingung, daß er selbst mitginge. Als wir ins Gefängniß traten, war Faaborg vom Fenster heruntergestiegen, und zeichnete, anscheinend ruhig, mit der ungefesselten Linken einen Galgen an die Wand des Zimmers, über seinem eignen Namen.

„Laßt das, Faaborg," sagte ich, „das ist ein häßliches Bild."

„Ja, es ist ein schwarzes Gemälde," entgegnete er, „weil ich es in Ermangelung anderer Farben, mit Kohle gemalt habe. Geht morgen vor die Stadt," fuhr er fort, „da könnt Ihr mich ängstlich in der Luft zappeln sehen, einer Eule gleich, die im Sonnenlichte fliegt. Alle Tag-Vögel, Raben, Krähen, ja selbst die kleinen Sperlinge werden mich verfolgen."

„Unglücklicher! soll ich Euch einen Geistlichen besorgen?"

„Einen Geistlichen!" sagte er mit verzerrtem Antlitze, „bleibt mir doch mit Euren Priestern vom Leibe! Ich kenne sie besser, als Ihr; selbst glauben sie am allerwenigsten an die Ungereimtheiten, mit denen sie Euch und Andere hintergehen."

„Bedenkt doch Eure Seligkeit, Faaborg!"

„Stille doch, sag' ich. Was hilft's mir jetzt, an die zu denken. Es würde ja doch nur Todesfurcht und

Galgenfieber sein, die mich dazu bewegen; damit ließe sich aber Gott nicht abspeisen, wenn es übrigens einen Gott giebt, und der sich um mich bekümmert."

„O bedenkt!"

„Schweigt! und wenn Ihr mir in der That ein Zeichen Eures Wohlwollens geben wollt, so thut mir den Gefallen, und würfelt zum Abschiede mit mir."

„Faaborg, woran denkt Ihr?" sagte ich, und trat entsetzt zurück.

„Thut mir den Gefallen, Zabern! Wir wollen ja nicht um Geld spielen; so thut mir denn den Gefallen! das ist doch ein kleiner Trost, ein Glas Opium, das Ihr einem armen Teufel reicht, der bald eine schwere Operation erleiden soll." Dies sagte er heftig und mit Thränen in den Augen, so daß er mich wirklich dauerte, und ich seinen Wunsch gern erfüllt haben würde, wenn ich es für erlaubt gehalten hätte. „Nun wohl," sagte er endlich, „so will ich selbst für Euch spielen." Damit zog er ein paar Würfel aus der Tasche, und warf sie mit der linken Hand längs dem Tische hin. „Der Wurf war für Euch," sagte er, „laßt sehen!" Er zählte die Augen. „Nun werfe ich für mich selbst," fuhr er fort. „Seht, alle Sechsen," sagte er, und seine Augen funkelten einen Augenblick vor Freude. Bald erloschen sie aber wieder, und er fügte seufzend

hinzu: ach, ich bedenke nicht, daß mir Alles jetzt gleichgültig sein kann." Dann warf er mehrmals die Würfel, wie er behauptete, sowohl für mich, als für sich selbst. Wenn er sie für sich warf, war er immer glücklich. „Verwünschtes Glück!" rief er endlich, und warf die Würfel zornig von sich, „willst Du mich noch in meinen letzten Stunden äffen? Ich habe Dich früher nie erhaschen können, trotz aller meiner Geschicklichkeit, und nun werfe ich bei jedem Wurfe die höchsten Augen, und das noch obendrein mit der linken Hand. Ich will nicht mehr spielen."

„Daran thut Ihr wohl," sagte ich.

„Hört, Zabern," fuhr er fort, „ich habe noch eine Bitte, wollt Ihr sie erfüllen?"

„Wenn ich es vermag."

„Wenn Ihr es vermögt! Es ist Euch ein Leichtes, denn Ihr seid im Besitz der Mittel, deren Mangel die Ursache meines Todes ist."

„Kann Geld Euch helfen?"

„Jetzt nicht mehr," antwortete er, „es ist zu spät; aber Eine giebt's, der's helfen kann."

„Wer ist's?"

„Ihr glaubt vielleicht, es sei ein hübsches Mädchen," sagte er, „weit gefehlt; meine alte Großmutter ist's; sie ist häßlich, und eben nicht sehr gescheidt, aber sie hat mich herzlich geliebt, und ich kann im Grabe keine

Ruhe haben, wenn Ihr mir nicht versprecht, für sie zu sorgen."

„Ich verspreche es, Faaborg," sagte ich gerührt, in diesem verderbten Herzen noch einen Funken von Menschlichkeit zu finden.

„Ich danke Euch, mein Freund, Ihr habt mich in meiner Todesstunde getröstet."

„Unglücklicher! so weit seid Ihr also gekommen, trotz aller Behendigkeit und List."

„Ich habe nicht zu den Besten gehört," antwortete er in holländischer Sprache, die wir nun zu reden fortfuhren, um von dem Gefangenwärter nicht verstanden zu werden, „aber eine solche Grausamkeit, wie man sie gegen mich verübt hat, ist doch ärger als Alles, was ich verschuldet habe. Dieser König! Gegen ihn hegte ich doch eine redliche Gesinnung; ich gab ihm Aufklärung über Alles, was ich wußte, und zum Lohn verräth mich der blutdürstige Tyrann an meinen Herrn, den er obendrein haßt, und nächstens auch aufknüpfen zu lassen gedenkt."

„Sprecht besser vom Könige, Faaborg! Hat er gesündigt, so seid Ihr auch nicht fehlerfrei, und er bleibt ja doch immer Euer Herr!"

„Er ist aus Treulosigkeit, Grausamkeit und Wollust zusammengesetzt," antwortete Faaborg, „und das sind

sie Alle. Er rief mich in sein Geheimzimmer, er flüsterte mit mir, er überhäufte mich mit Freundlichkeit, und nun, wegen einer Summe, nur wenig größer als diejenige, um welche ich Euch betrog, läßt er mich aufknüpfen; denn ich war ihm zu klug, das war die Sache; ich sah ihm in die Karte, das konnte er nicht leiden."

„Meine Zeit ist kurz, Faaborg, habt Ihr sonst keinen Wunsch?"

„Ja," antwortete er mit zusammengebissenen Zähnen, „ich habe noch einen Wunsch, den, den blutdürstigen Tyrannen an den Eingeweiden meines Herrn aufgeknüpft zu sehen; ich wünsche, daß dieser grausame König vor Blutdurst so rasend werden möge, wie ein toller Wolf, daß er über Alle herfallen und sie zerreißen möge in seinem Wahnsinn, bis er in dem Strome ihres besten Herzblutes ersaufe; und das könnte wohl geschehen, denn ich habe auch die Zeit benutzt; ich habe ihm mehr ins Ohr geflüstert, als womit meinem Herrn und dem ganzen Adel gedient sein kann."

„Ihr seid ein gottloser Mensch."

„Bin ich das? Nein, Zabern, gegen Euch war ich es nicht. Ich hätte dem Könige nur ein Wort sagen dürfen von Eurer Geschichte mit Dyveken, so wäret Ihr schon des Weges gegangen, der mir

morgen bevorsteht. Aber ich konnte es nicht über's Herz bringen, denn Ihr habt mir Geld geliehen, als ich in Noth war, Ihr habt gemerkt, daß ich Euch betrog, und mir dennoch wieder geholfen; deshalb schwieg ich mit Euch, und liebte Euch, trotz meiner Grundsätze."

„Und doch wolltet Ihr mich tödten," sagte ich.

„Damals war ich böse, Zabern, denn Ihr vernichtetet einen meiner schönsten Plane; wäre es damals gegangen, wie ich wünschte, so säße ich jetzt nicht hier."

„Ihr verhindertet meine Flucht mit Dyveken."

„Das war Vergeltung, Zabern, das habe ich Euch ja schon ein Mal gesagt; und welchen Nachtheil hattet Ihr davon? Bei meiner armen Seele, es war aus Mitleid, daß ich Euch aufhielt; ich konnte es nicht ansehen, daß ein Kerl, wie Ihr, eine solche verblichene königliche Buhlerin heimführen, und eine so boshafte Hexe, wie die alte Sigbrit, zur Schwiegermutter haben sollte; dazu waret Ihr zu gut, Zabern, viel zu gut. Aber Ihr fingt dennoch ihr Herz, dem stolzen Könige zum Trotze, das mag ich leiden, denn ich denke, Ihr habt die Zeit wohl angewandt; ich gab Euch ja anderthalb Nächte Frist, die habt Ihr wohl benutzt, hoffe ich. Sie war dem Könige mit

Leib und Seele untreu, das wird mich noch mitten in meinem Todeskampfe freuen."

„Schweigt, Faaborg, jedes Eurer Worte ist ein neues Verbrechen."

„Hört, Zabern, es wäre für Euch noch ein Meisterstück auszuführen übrig. Die Königin ist schön, sie ist beleidigt, und mag Euch leiden, das ist gewiß. Wollt Ihr nicht Euer Heil versuchen? O, könnte ich ihm doch noch in meiner Todesstunde diesen Streich spielen," sagte er, und sprang empor, daß seine Ketten klirrten; „müßte ich auch tief im Höllenpfuhle brennen, ich würde darüber meine Qual vergessen."

„Faaborg," sagte ich, „Eure frechen Plane, mit denen Ihr noch in den letzten Stunden Eure Seele vergiftet, will ich nicht anhören. Gott schenke Euch die Gnade, die Ihr so wenig verdient." Damit wendete ich mich von ihm und wollte gehen; denn wenn ich sein verzerrtes Antlitz betrachtete, und seine gottlosen Worte hörte, so schien es mir, als spräche ich mit einem verdammten Geiste der Unterwelt

„Nein, bleibt," sagte er. „Ihr habt so viel Geld an mich verschwendet, so gebt denn dem Gefangenwärter noch ein paar Gulden, damit er mir so viel Wein bringt, als ich haben will; das ist mein letzter Wunsch," fügte er ungeduldig hinzu, als er an mei=

nem Gesichte sah, daß ich Einwendungen dagegen habe. „Ihr seid mir überdies Geld schuldig," fuhr er fort, „denn Ihr habt ja eben im Spiel an mich verloren, und es macht mich nicht schlechter als ich war, wenn ich noch zu guter letzt im vollen Becher Vergessenheit und Betäubung finde." — Er schien mir Recht zu haben, ich gab dem Schließer das verlangte Geld, und bat ihn, dem Gefangenen zu bringen, was er verlangte. „Wein!" rief dieser, „vollauf und vom besten! Ihr wollt für meine Großmutter sorgen, und verschafft mir die Freude, vor meinem Ende noch ein Mal zu trinken, dafür will ich Euch einen guten Rath geben: Verlaßt den Tyrannen, so bald Ihr könnt! Trauet ihm und der alten Sigbrit nicht mehr, als Ihr dem Teufel und dessen Urgroßmutter trauen würdet, sonst werdet Ihr mir bald folgen. Lebt wohl!"

Kaum hatte ich ihn verlassen, und Zeit gewonnen, mich zu besinnen, als ich einsah, daß es unrecht sei, ihm nicht, selbst gegen seinen Willen, den Beistand zu verschaffen, welchen die Kirche dem Sterbenden darbietet. Ich eilte deshalb zum Pater Anton, und erzählte ihm, was ich gesehen habe. „Bei diesem wird meine Gegenwart nur wenig fruchten," entgegnete er, doch folgte er mir gleich. Der Gefangenwärter erlaubte

uns dies Mal, ohne seine Begleitung den Gefangenen zu besuchen, aber wir fanden ihn in einem Zustande, in welchem jedes ernste Wort verschwendet schien. Als wir kamen, lag er auf seinem Bette. „Fort mit Euch," sagte er, als er den Geistlichen sich nähern sah. „Habe ich nicht gesagt, daß ich Euch nicht sehen wolle? Euere geistigen Schätze achte ich nur wenig; in jenem Winkel liegt ein Schatz, der mich sicherer erlöset haben würde, als die ganze Bibel und alle Eure Predigten, wenn er nur nicht zu spät in meinen Besitz gekommen wäre." Was er hiermit meinte, erfuhr ich erst weit später. „Ich habe doch in meinen letzten Stunden zwei Freuden gehabt," fuhr er fort, „ich habe gespielt und getrunken; die dritte werdet Ihr mir kaum verschaffen können, deshalb geht nur, denn zur Reue und Zerknirschung bin ich nicht gestimmt." Damit wendete er sich von uns, und wollte auf Alles, was Pater Anton sagte, kein Wort erwiedern; wahrscheinlich hörte er es auch nicht in seiner Betäubung.

Endlich wendete er sich wieder zu mir, und sagte: „Geht noch heute Abend zu meiner Großmutter und tröstet sie!" Ich ließ nun den Pater Anton bei dem Gefangenen allein, und eilte, seinen Wunsch zu erfüllen. Die Großmutter besaß ein kleines Haus in einer entlegenen Straße, in der Nähe des Wasserarmes, der

die Stadt von der gerade gegenüber liegenden Insel Amager trennt. Obgleich schon spät Abends, war sie doch noch auf, und da ich ihr Faaborgs Namen nannte, ließ sie mich gleich ein. Ich fand sie in Trauer versunken; sie sprach von Faaborg, wie von einem leichtsinnigen aber guten Menschen, der unschuldigerweise als ein Opfer der Grausamkeit und Rache der Mächtigen gefallen war. Ich ließ mich hierauf nicht ein, sondern tröstete sie, so gut ich konnte, und erzählte ihr, daß Faaborg mich gesandt habe, um ihr beizustehen. Darauf gab ich ihr eine Summe Geldes, die ihr, trotz ihrer Betrübniß, doch willkommen zu sein schien. „Mein armes Kind," sagte sie, „gäbe doch Gott, daß er noch daran Freude haben könnte, denn Geld fehlte ihm gewöhnlich. Sein ärgster Fehler war das Spiel," fuhr sie fort, „und schlechte Gesellschaft; Nachts konnte er auch nie zu Hause bleiben; aber klug war er, und immer wußte er einen Ausweg, durch den er entschlüpfen konnte; aber endlich fiel er doch in die Schlinge, der arme Junge. Nun, Gott sei seiner Seele gnädig, und verleihe ihm einen schnellen Tod, ohne Qual, wie er ihn sich so oft gewünscht hat, und demnächst eine selige Ruhe im Paradiese; denn gut war er, das will ich mit dem höchsten Eide bekräftigen." — „Ja," dachte ich, „von der Seite, die er

Dir zeigte; aber er hatte auch andere Seiten, die Du nicht sahst.“ Doch verschwieg ich diese Meinung, weil ich es für eben so grausam als unnütz hielt, der alten Frau ihren Irrthum zu benehmen. Sie wollte übrigens nicht zugeben, daß ich so spät in der Nacht fortginge, sondern bereitete mir ein Lager, wo ich bis Tagesanbruch ausruhete.

Den folgenden Morgen früh kehrte ich in meine Wohnung zurück. Kaum hatte ich den bewohnteren Theil der Stadt erreicht, als ich in weiter Ferne eine Abtheilung Soldaten erblickte, die in ihrer Mitte einen gefangenen Mann führte. Ein Ausrufer ging dem Zuge voran, und verkündete mit lauter Stimme das Verbrechen, wegen welches der Gefangene bestraft werden sollte. Mir ahnte gar wohl, wer es sei, und um eine Ecke biegend, wollte ich mich dem Zuge entziehen, aber zu spät, denn Faaborg hatte mich gesehen. Die Warnungen des Mönchs schienen nicht ganz verloren gegangen zu sein, denn der Gefangene fand sich nicht nur in seiner Anwesenheit, sondern stützte sich sogar oft auf seine Schulter. Faaborgs Füße wankten, und der herannahende Tod überzog seine Wangen mit Leichenblässe; dennoch umspielte ein mattes Lächeln seine bleichen Lippen, als er mich erblickte. „Lebt wohl, Zabern!“ sagte er: „Dank Euch für Eure Güte

gegen mich! Vergeßt meine Großmutter nicht!" Der Zug, welcher einige Augenblicke angehalten hatte, setzte nun seinen Gang fort, doch langsam, als folge er einer Leiche. Ich wollte fort, aber eine magische Kraft hielt mich zurück, und zwang mich, ihm nachzustarren. Faaborg winkte mir mit seinem Schnupftuche noch ein Paar Mal zum letzten Lebewohl, und entschwand endlich meinen Blicken. Ich eilte nach Hause, und schwur einen heiligen Eid, seine Großmutter nie zu verlassen. Nach Verlauf einer Stunde kam Pater Anton, umarmte mich und sagte: „Jetzt ist es vorbei, mein Sohn!"

„Gott sei gedankt," antwortete ich. „Deine Gegenwart hat doch etwas gefruchtet."

„Ja, heute war seine Frechheit verschwunden, er hörte mich an, und drückte mir freundlich die Hand; aber Rache hatte tiefe Wurzel geschlagen in seinem Herzen, und er starb, weder mit seinem Gott, noch mit seinen Feinden ausgesöhnt."

„Das Böse und das Gute ist oft wunderbar gemischt," sagte ich, und erzählte von seiner Sorgfalt für seine Großmutter, und von den einzelnen Funken von Gutmüthigkeit, die sich in dem Leben dieses verderbten Menschen gezeigt hatten. Pater Anton hörte mit großer Aufmerksamkeit zu. „Ja, ja," sagte er

endlich, „das Bild Gottes wird selten ganz im Menschen verlöscht; selbst bei dem verhärteten Verbrecher finden sich Anlagen, aus denen Gutes entspringen kann, und wer weiß, ob nicht auch zu seiner Rettung der Herr einen Weg kennt.

Kurz nach Faaborgs Tode mußte ich im Auftrage des Königs nach Lübeck reisen. Von dieser Reise weiß ich nichts Bemerkenswerthes aufzuzeichnen; als ich aber zurückkam, erfuhr ich zu meinem Schrecken, daß der Schloßherr, wegen des Verdachtes, mit welchem der König sein Verhältniß zu Dyveken betrachtete, hingerichtet worden sei. So gab der König mehr und mehr der Rache und der Bitterkeit seines Herzens Luft. Wunderbar war es, daß er zu gleicher Zeit behauptete, Torben Oxe sei in Dyveke verliebt gewesen, und sie sei durch ihn vergiftet worden. Um so inniger trauerte ich über den Tod des Schloßherrn, als ich wußte, daß er in dieser Rücksicht unschuldig war. Es verdroß mich nun, nicht mitgetheilt zu haben, was ich von Dyvekes Tode wußte; doch sah ich bei reiflicherer Ueberlegung ein, daß selbst dies von keinem Nutzen gewesen sein würde; denn da sie jenes Gift vom Sterndeuter, Meister Simon, erhalten hatte, der, nach des Königs Meinung, vom Reichsrathe be-

stochen gewesen, so würde mein Geständniß nur neue Grausamkeiten veranlaßt haben.

Viele hatten gehofft, daß Christian der Zweite nach Dyvekes Tode die Frau Sigbrit verlassen würde, aber dies geschah nicht; im Gegentheil, ihre Macht schien beständig zu wachsen. Dadurch wurde es einleuchtend, daß sich hier des Königs Gewogenheit auf persönliche Eigenschaften gründete, und nicht allein auf das Verhältniß zu Dyveken. Wie es oft zu gehen pflegt, traf auch hier das Gegentheil dessen ein, was aller Wahrscheinlichkeit nach zu vermuthen stand.

Unterdessen setzte ich sicheren Ortes eine Summe aus, von welcher die jährlichen Zinsen der Großmutter Faaborgs ausbezahlt werden sollten. Als ich sie hievon benachrichtigte, wurde sie sehr froh, aber ein Umstand, der sie noch mehr erfreute, war die Verbreitung des Gerüchtes, daß ihr Enkel unschuldig hingerichtet sei. Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als mir die alte Frau, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, versicherte, daß sie selbst über dem Orte, wo er hingerichtet worden, habe Licht brennen sehen. Indessen hörte ich später von Mehreren dasselbe behaupten, und erlebte zu meinem Staunen, daß derjenige, von dessen sündlichem Leben ich so kräftige Beweise hatte, jetzt von Vielen für einen unschuldig Hingerichteten, ja

für einen Märtyrer gehalten wurde. Andere waren der Meinung, der König selbst habe, aus Haß gegen Torben Oxe, einige Mönche überredet, über Faaborgs Leiche Licht anzuzünden. So viel ist gewiß, daß der König einige Zeit nachher die Leiche vom Galgen herunternehmen und im Kloster der grauen Brüder ehrenvoll bestatten ließ.

Später, als Meister Martinus von Wittenberg gekommen war, um das gereinigte Evangelium zu verkünden *), sprach der König selbst zu mir von Faaborg, und fragte, was ich von dem Lichte meinte, das man über seiner Leiche gesehen hatte. „Euer Gnaden," antwortete ich, „ich bin gar zu fest überzeugt, daß Faaborg ein sündenvoller Mensch war, als daß ich glauben sollte, er sei jetzt plötzlich in einen Heiligen verwandelt."

„Du bist ein verständiger Mann, Wilhelm Zabern," entgegnete der König, „deshalb glaubst Du nicht an solche papistische Ungereimtheiten. Du solltest den Meister Martinus von Wittenberg hören, der

*) Dieser Meister Martinus ist natürlicherweise nicht mit dem großen Reformator Martinus Luther zu verwechseln, mit dem er wohl nichts gemein hatte, als den Namen, und die Lehre, welche Beide vertheidigten.
Anm. des Herausgebers.

verkündigt eine Lehre, die von solchem Aberglauben gereinigt ist."

„Herr, den Meister Martinus habe ich schon gehört."

„Nun, was sagst Du dazu?"

„Mein Herr und König! ich verstand nur wenig von seinen Worten, aber es gefiel mir nicht, daß er wie ein Marktschreier hin- und herlief, daß er die Arme verdrehete und den Mund verzog, wie ein Affe, daß er von dem Zorne des Herrn gegen diese Stadt predigte, und gegen uns unschuldige Menschen losdonnerte, als wären wir Alle zum höllischen Feuer verdammt."

Diese meine Meinung schien dem Könige zu mißfallen, und er sagte, man müsse keinen Menschen nach seinen Gebehrden beurtheilen, sollten diese ihm auch übel kleiden, sondern nach seinem Worte, ob dieses in der That christlich und wohlgemeint befunden werde.

„Dem mag wohl so sein," antwortete ich, „aber dieser treibt es mit den Gebehrden so weit, daß die Gassenbuben sie ihm nachmachen; überdies sah ich in der Kirche, wo er predigte, weder Heiligenbilder noch Lichter, sondern nur die weißen, gekalkten Wände." — Dies sagte ich damals in der Unwissenheit meines Herzens; später habe ich gelernt, was besser ist, und daß Heiligendienst eitel Tand und Menschenerfindung sei,

nicht viel besser, als der Götzendienst der Heiden. — Der König wurde böse über meine Rede und sagte: „Ich hielt Dich für einen verständigen Mann, Zabern, aber nun merke ich, daß Du ein Thor bist, der nicht das Unkraut von dem Waizen zu scheiden versteht, und sich, gleich den Uebrigen, vom Scheine täuschen läßt." — Diese Worte kränkten mich, und da ich aus vielen Gründen meinen Abschied wünschte, so nahm ich jetzt die Gelegenheit wahr, darum anzuhalten. Dies machte ihn noch zorniger, und er sagte: „ich hab' es mir wohl gedacht, daß bei einem Ausländer keine dauerhafte Treue anzutreffen sei."

„Ich bin kein Ausländer, großmächtigster Herr, denn obgleich mein Vater aus Lübeck, und meine Mutter eine Holländerin war, bin ich doch in Bergen, in Eurem eignen Reiche, am St. Lambertus-Tage geboren, was ich mit dem Kirchenbuche beweisen kann."

„Ich kümmere mich weder um St. Lambert, noch um die andern Heiligen; von den Lübeckern aber, und deren Nachkommen, habe ich immer nur Böses erfahren. Entferne Dich."

Als ich das nächste Mal zur Frau Sigbrit kam, sagte sie: „Ich höre, daß Ihr Euern Abschied sucht, Zabern, daraus wird nichts. Mehr als je braucht der König jetzt sprachkundige Männer, und Ihr wißt

wohl, ich besitze Mittel, Euch zum Gehorsam gegen mich zu zwingen." — So blieb meine Lage unverändert; der einzige Unterschied bestand darin, daß sich der König jetzt weniger freundlich gegen mich bezeigte, und weniger zu mir sprach, als vorhin.

Schon seit langer Zeit waren große Zubereitungen zum schwedischen Zuge getroffen. Wir mußten viele Briefe nach Brüssel schreiben, wegen des Brautschatzes der Königin. Endlich langte dieser in verschiedenen Terminen an. Für dieses Geld und für verschiedene Abgaben, welche die Unterthanen leisten mußten, wurden in Deutschland, Frankreich und Schottland Truppen geworben, mit denen der König gegen Schweden ins Feld zog. Dieser Nation hatte er beim höchsten Gott den Untergang geschworen, weil er sich von derselben verrathen, und was ihm zukomme, vorenthalten glaubte. Auch hatte der Pabst, um Gustav Trolles willen, eine Bannbulle nach Schweden gesandt, die der König zu vollstrecken übernahm, obgleich er im Herzen, wie wir gehört haben, der Macht des Papstes spottete. Wenn ein mächtiger Mann, der einen starken und unerschütterlichen Willen besitzt, mit allen seinen Planen nur nach einem Ziele strebt, so erreicht er dasselbe gewöhnlich, und so ging es auch hier. König Christian bewährte sich auf dem schwedischen

Zuge als ein großer Kriegsheld, auch hatte er gute Heerführer unter sich. Nach mehreren Umwechselungen des Glücks fiel sein eifriger Gegner Steen Sture, und der König nahm endlich Stockholm ein, worauf sich das ganze Land seiner Gewalt unterwarf.

Nun war das Ziel erreicht, nach welchem er sein ganzes Leben hindurch gestrebt hatte; er hatte wirklich, wie er einst sagte, eine dreifache Krone auf seinem Haupte befestigt. Sein Schwager, der Erzherzog, der nun Kaiser geworden war, sandte ihm auch bald darauf sein goldenes Blies, welches als eins der höchsten Ehrenzeichen auf dieser Erde betrachtet wird. Damals war er einer der mächtigsten Fürsten, sowohl durch den Umfang seiner Länder, als durch die kaiserliche Schwägerschaft. Alle seine Wünsche schienen demnach in Erfüllung gegangen, und wir hofften ihn zufrieden nach seiner Hauptstadt zurückkehren zu sehen.

Zufrieden wurde aber König Christian nie wieder; er war im Gegentheil, als er zurückkam, blaß und sehr verändert; er schloß sich sogleich auf seinem Schlosse ein, und wollte sich vor dem Volke nicht sehen lassen. Schon vor seiner Abreise überwältigten ihn oft seine Gedanken dergestalt, daß er nicht merkte, was um ihn vorging; aber dies nahm nach seiner Heim-

kehr von Schweden sehr zu. Er glaubte sich dann oft allein, wenn er mitten in seinem Rathe stand, und geheimnißvolle Worte drängten sich dann unwillkührlich über seine Lippen. Erhob er das Auge vom Boden, was selten geschah, so brannte in demselben ein Feuer, das furchtbar anzuschauen war. Seine Feinde sprengten deshalb das Gerücht aus, daß er unter der Herrschaft eines bösen Geistes stände, und Mehrere glaubten, daß Frau Sigbrit und ihr Vetter Didrik Slaghek ihn verhext hätten. Das Sonderbarste war, daß er diese Zeit über, dem Vernehmen nach, mit seiner Gemahlin und seinen Kindern ruhig lebte. Besonders gegen letztere war er sehr freundlich, liebkosete sie, und drückte sie oft in seine Arme, als wollte er durch seine Aufführung gegen sie die Tyrannei gut machen, die er gegen die übrige Menschheit auszuüben gedachte. Zu anderen Zeiten ging er aus einem Zimmer ins andere, einsam und rastlos, einem Cometen am Himmel gleich, der die Bahn der anderen Sterne überschreitet, und sich nur von einem wilden, gesetzlosen Feuer in seinem eignen Innern leiten läßt.

Um diese Zeit mußten Meister Jesper Brockmann und ich oft in den Zimmern des Königs arbeiten, und Briefe schreiben in geheimer Ziffernschrift, die wir selbst nicht verstanden, und welche abgeschickt

wurden, wir wußten nicht, wohin. Didrik Slaghek und Claus Holst, zwei Männer von sehr zweideutigem Rufe, pflogen oft mit dem Könige geheimen Rath; was sie aber beschlossen, bekam Niemand zu wissen.

Einen Morgen vergesse ich nie. Jesper Brockmann hattte die ganze Nacht auf dem Schlosse zugebracht, wo er nach des Königs Dictaten freundliche Einladungsbriefe an verschiedene schwedische Herren hatte schreiben müssen. Bei seiner Rückkehr sah er sehr niedergeschlagen aus. „Ich mußte viele freundliche Worte schreiben,“ sagte er insgeheim zu mir, „aber wie aufrichtig sie gemeint waren, mögen der Herr und seine Heiligen wissen; ich fürchte, es waren Fuchsränke unter denselben verborgen. In dieser Nacht,“ fuhr Meister Brockmann fort, der in alten Schriften sehr belesen war, „saß der König zwischen seinen beiden Rathgebern, gleich den drei Männern auf der Insel, nach Cäsars Tode. Der König flüsterte bisweilen, hauptsächlich mit Didrik Slaghek; wahrscheinlich waren es Namen, die gleich in ein schwarzes Buch verzeichnet wurden. Sie sprachen nur wenig, daegen schrieben Meister Didrik und Claus Holst ihre Meinungen auf Zettel, die der König las, worauf Claus Holst sie am Lichte verbrannte. „„Nun

schlägt bald die Stunde,““ sagte endlich der König, „„da das Vergeltungs-Recht geübt werden soll, wie am Tage des Gerichts.““ — „„Eben so unwahrscheinlich ist's,““ sagte Didrik Slaghek, „„daß einer jener Reichen und Vornehmen jetzt gerettet werde, als daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen könnte; doch kann der Herr selbst das Unmögliche möglich machen,““ fügte er hinzu und blickte den König an. — „„Ja, jetzt ist es Zeit, daß Du Dein Rasiermesser gebrauchst, Meister Didrik,““ sagte Claus Holst. — „„Treibst Du Deine elende Neckerei selbst in diesem Augenblick, Du unzeitiger Spötter?““ sagte der König, „„hüte Dich, Deine Stunde kann auch schlagen.““ Und alle Drei schwiegen jetzt.

Plötzlich vernahm man einen heftigen Wortwechsel im angrenzenden Zimmer; gleich darauf öffnete sich die Thür, und Bischof Matthias von Strengnäs stürzte, ungeachtet des Widerstandes der Wache, ins Zimmer. — „„Laßt ihn kommen,““ sagte der König, sich erhebend, „„für meinen Freund, den Bischof Matthias, bin ich immer zugegen, selbst wenn es keine passende Zeit sein sollte, sonst Jemanden zu sehen““ — „„Herr,““ sagte der Bischof, „„ich weiß, daß mein Fall beschlossen ist, ich soll verhaftet und vielleicht ermordet werden. Im Namen St. Jacobs und der

übrigen Heiligen, sagt mir doch, weshalb?““ — Der König, sonst eben nicht verschwenderisch mit seinen Liebkosungen, stand auf, fiel ihm um den Hals und versicherte ihm, er sei falsch unterrichtet, er liebe und schätze ihn, und wünsche ihm immer nur Gutes zu erweisen. Hiedurch endlich beruhigt, entfernte sich der Bischof. — „„Hat Jemand von Euch die mir schuldige Verschwiegenheit gebrochen?““ fragte der König, als der Bischof fort war. — „„Keiner von uns, Herr!““ antwortete Meister Didrik. Nun sprach der König wieder leise mit ihm und Claus Holst, die wieder ihre Meinungen auf kleine Zettel niederschrieben, welche der König las, und dann, wie vorhin, den Flammen opferte.

„Ungefähr um ein Uhr Nachts,“ erzählte Brockmann weiter, wurde der Erzbischof von Upsala, Gustav Trolle; eingelassen. „„Unser guter Freund Gustav,““ sagte der König, „„soll die Männer anklagen, deren Namen in diesem Buche verzeichnet stehen; sie sind alle seine Feinde, und ich verspreche ihm Rache über sie.““ — Der Erzbischof blätterte eine Weile in dem Buche, endlich sagte er: „„Herr, es stehen da gar zu Viele, was ist Eure Absicht mit ihnen?““ — „„Das ist meine Sache,““ antwortete der König, „„die Eure ist's, sie anzuklagen.““ —

„„Aber es finden sich unter ihnen auch unschuldige Männer, zum Beispiel der Bischof Matthias von Strengnäs, der uns sogar geholfen hat.““ — „„Er ist im Kirchenbann, Erzbischof! Wenn nicht des Königs Schwert jetzt das Urtheil der Kirche vollstreckt, ohne alles Ansehen der Person, so haben wir vergebens gearbeitet.““ — „„Helft Gott und alle Heilige! hier stehen auch Namen von Kindern.““ — „„Es ist gut, dem Wolfe die Zähne auszubrechen, während er noch klein ist,““ entgegnete der König. — Endlich legte Gustav Trolle das Buch hin und sagte: „„Lasset einen Anderen sie anklagen.““ — „„Gott's Tod, nein! Du sollst sie anklagen, und kein Anderer.““ — „„So wasche ich meine Hände, das Blut Unschuldiger komme nicht über mich.““ — „„Ist es unschuldig Blut, so komme es über mich und meine Kinder, wie geschrieben steht,““ sagte der König, und der Erzbischof ging. — „„Lasset ihn nicht gleich nach Schweden entkommen,““ flüsterte der König, „„er soll uns begleiten.““

Kurz darauf sah Brockmann zu seiner Verwunderung die Königin ins Zimmer treten; sie war blaß, und Thränen perlten in ihrem Auge. — „Was wollt Ihr?“ fragte der König. — „Euch bitten, mein Gemahl, denen, die Euch beleidigt haben, Schonung zu

beweisen." — „Schweigt," sagte der König, „Ihr seht ja, daß wir nicht allein sind." — „Blutgierige Vorsätze stehen in Euren Augen geschrieben, mein Gemahl; Ihr schlaft nicht ruhig des Nachts, Ihr sprecht oft Worte aus, die Ihr gewiß lieber vor Jedermann verborgen hieltet." — „Ihr selbst wachet zu viel, Elisabeth, deshalb ist Euer Blut schwarz, und Euer Hirn wird von finstern Träumen beschwert; geht zu Bette und ruhet Euch aus, es ist weit über Mitternacht." — „Ich kann keine Ruhe finden, so lange ich weiß, daß diese Eure Rathgeber sind." — „Freilich sind es keine Edelleute, Elisabeth." — „O, daran denke ich nicht, aber sie haben keine Liebe zu Euch und Eurem Lande, König Christian! Sie schmeicheln Euren Launen um des Gewinns willen; wenn Ihr das Blut Eurer Unterthanen vergießet, wenn Euer Name vor der Nachwelt als der eines Tyrannen gestempelt steht, was leiden sie darunter? was achten sie dessen, wenn sie nur Macht und den gewünschten Reichthum erwerben können?" — „Wozu Schwäche nützt, sah man in meines Vaters Zeit, Elisabeth!" — „Euer Vater war doch geliebt, König Christian, und obgleich er nicht Eure Geistesgaben besaß, war er doch ein milderer Herr, als Ihr." — „Geht Elisabeth! Wir haben alle Wege der Milde versucht, keiner derselben führte

zum Ziele; Strenge ist der einzige, der uns noch übrig bleibt." — „Ihr erblasset bei Eurer Rede, König! O, alles Blut in Euren Wangen ist blaß geworden, wie Wasser, aus Entsetzen vor Euren geheimen Gedanken." — „Gott's Tod, Elisabeth! Macht mich nicht ungeduldig! Ich will so milde sein, wie ich kann, aber nun haben wir Geschäfte, jetzt laßt uns in Ruhe." — Damit mußte sich die Königin hinwegverfügen, und der König berieth sich wieder mit seinen Vertrauten, schrieb bisweilen selbst, und dictirte mehrere Briefe, bis die Morgenstunde erschien, und sich Didrik Slaghek und Claus Holst entfernten.

Darauf näherte sich der König Brockmann, und sagte: „Was Ihr diese Nacht gehört und errathen habt, Brockmann, ist ein Geheimniß, versteht Ihr? Geht nun heim, und ruht Euch aus," fügte er freundlicher hinzu, Ihr könnt der Ruhe bedürfen. Ich selbst kann nicht schlafen, sondern will mich, nach so ernsten Geschäften, auf andere Weise zerstreuen." Er befahl nun, seinen Wagen vorzuspannen, worauf er durch die Straßen fuhr, und sich, zum ersten Male seit seiner Heimkehr, dem Volke zeigte. Dieses, von den schwedischen Siegen berauscht, empfing ihn mit dem lautesten Jubel. Die Menge stürzte sich den Pferden in den Weg, spannte sie vom Wagen, und zog die-

sen, unter dem schallendsten Jubelgeschrei, durch die Straßen.

Aber ich fühlte in meinem innersten Herzen ein Grauen vor diesem Könige; ich dachte an die letzte Ermahnung meiner Mutter, und beschloß, mich von ihm loszureißen, es koste, was es wolle. Ich wäre gleich entflohen, wenn nicht Sigbrit gesorgt hätte, daß man nicht mehr unbemerkt die Stadt verlassen konnte. Nach einigem Bedenken hielt ich es für das Sicherste, mir für eine kurze Zeit Reise-Erlaubniß zu erbitten. Wenn ich diese erhielte, war es mein Plan, wie gefährlich es auch sein mochte, nach Schweden zu eilen, und zu verkünden, was mir Brockmann erzählt hatte. Ich ging sogleich zum Könige, und trug ihm meine Bitte vor, fand aber einen noch ärgeren Empfang, als ich erwartet hatte. — „Willst Du reisen?" sagte er. „Gut, aber zuvörderst haben wir eine kleine Abrechnung mit einander auszugleichen." So sprechend, ging er in sein Kabinett, und holte ein Papier, auf welchem ich meine eigne Handschrift erkannte. Nur zwei Zeilen standen darauf, aber diese waren hinreichend, meine Gefühle für Dyveke zu verrathen. — „Du Schlange, die ich an meinem Busen genährt habe," sagte der König, „jetzt habe ich keine Zeit, mich sonderlich mit Dir abzugeben, aber Deine Stätte ist be-

reitet. Sigbrit hat mich Dich kennen gelehrt; gehe nach Hause, und erwarte meine Befehle.

Hier muß ich bemerken, daß ich diesen Zettel lange in Sigbrits Händen wußte; sie hatte denselben von Faaborg erkauft, der ihn mir entwendet hatte, als er einst auf meinem Zimmer allein war. Durch Hülfe desselben hatte mich Sigbrit verschiedentlich zwingen wollen, zu sagen, was mir von des Erzbischofs Valkendorff Verrätherei, wie sie sich ausdrückte, bekannt sei. Ich sah wohl ein, daß sie an diesem Zettel ein unfehlbares Mittel besäße, mich ins Unglück zu stürzen, ohne weder die Flucht ihrer Tochter, noch ihre eigene Unvorsichtigkeit zu verrathen. Indessen war ich einfältig genug, zu glauben, daß sie mich nach so langem Stillschweigen, wegen unserer Verwandschaft und alten Bekanntschaft, auch ferner schonen würde. Vielleicht war dies auch Anfangs ihr Wille, aber nun war sie höchlich erbittert, weil Pater Anton, den ich zuerst zur Königin führte, diese überredet hatte, sich bei dem Könige für Valkendorff zu verwenden. Dies war aller Wahrscheinlichkeit nach die Ursache, weshalb sie jenen Zettel dem Könige übergab.

Entsetzt eilte ich in meine Wohnung, und hatte kaum Zeit, meine wichtigsten Papiere in Pater Antons

Hände niederzulegen, ehe die Wache kam, mich abzuholen. Hätte mich mein Unglück nicht so unvorbereitet getroffen, so würde ich dem Könige vielleicht Dyvekes Brief übergeben haben; ihn ihm jetzt schicken, hielt ich aber für gefährlich, da er leicht von Frau Sigbrit aufgefangen werden könnte. Später hätte ich ihn vielleicht noch durch Pater Antons Hülfe der Königin, und durch diese wieder dem Könige können zukommen lassen, aber ich hielt es für rathsamer, zu warten, bis die Zeit den Zorn des Königs einigermaßen gedämpft habe. Ich wurde in dasselbe Gefängniß geführt, in welchem Faaborg seine letzten Tage zugebracht hatte. Es bildete dasselbe ein Viereck um einen großen, düstern Hofplatz. Nachdem ich diesen durchschritten hatte, führte man mich eine Wendeltreppe hinauf, und durch einen langen Gang, der selbst am hellen Tage durch Lampen erleuchtet werden mußte. Zu beiden Seiten dieses Ganges befanden sich Kammern, mit starken Thüren versehen, vor welche eiserne Stangen geschoben werden konnten, die durch Bolzen gehalten wurden. Eins dieser Zimmer wurde mir angewiesen. Es sah ziemlich düster und traurig aus; der Fußboden war mit spitzen, unebenen Steinen belegt, ein großer Kamin nahm fast die Hälfte des Zimmers ein. Das Bett bestand aus zwei alten Brettern, mit halb ver-

faultem Stroh bestreut. Diese Bretter waren auf vier in den Fußboden eingerammelten Pfählen festgenagelt. In einem Winkel des Zimmers stand ein zerbrochener Stuhl, und neben demselben eine in der Mitte durchgesägte Tonne, die man, nach Belieben, als Tisch oder Stuhl gebrauchen konnte. Die Mauern waren vier Fuß dick, und das einzige, mit eisernen Stäben versehene Fenster ging nach dem Hofe hinaus. So war der Ort beschaffen, an welchem ich nun mein Leben hinbringen sollte, dessen Dauer von den Launen eines aufgebrachten und despotischen Königs abhing.

Der erste Tag im Gefängnisse verstrich mir unter sehr trübsinnigen Betrachtungen. Ich sah es ein, wie ich eigentlich bisher meine Wohnung in dem Schlunde eines Vulcans aufgeführt habe, der mich früher oder später verschlingen mußte. Dem Manne gleich, der, auf eine unbewohnte Insel verschlagen, am Ufer sitzt, und über das Meer hinausstarrt, so starrte ich, von meinem einsamen Fenster aus, in die himmelblaue Luft hinein. Ein Paar Sperlinge zwitscherten in meiner Nähe, ein einzelner Habicht flog langsam über den Hof hin, und spähete vergebens nach Beute. Ich erblickte einen Schimmer der Abendröthe über dem Dache des Gefängnisses; auf dem Walle hörte ich die Trommeln wirbeln, wie in Kriegszeiten; endlich ertönte die

Abendglocke im nächsten Kloster, und mit schwerem Herzen legte ich mich zur Ruhe; es waren dies die ersten Stunden meines Lebens, die ich im Gefängnisse zugebracht hatte.

Den folgenden Morgen sprach ich mit dem Gefängnißwärter, dessen Herz nicht so hart war, als man es seiner Stellung nach hätte erwarten können. Er versprach mir für Geld ein besseres Lager zu verschaffen, und hielt auch Wort. Außerdem brachte er mir ein paar Legenden und andere geistliche Schriften. Später kam Pater Anton und bat mich, guten Muthes zu sein, da die Königin, die in Privat-Angelegenheiten größere Macht hatte, als in Staatssachen, sich für mich verwenden wollte. Der König, der seiner tyrannischen Handlungsweise gern einen äußeren Anschein des Rechts gab, hatte jetzt auch gar zu viel in Obacht zu nehmen, um an mich zu denken, und so war ich fürs Erste wenigstens sicher.

Pater Anton übernahm es, mir Schreibmaterialien und andere kleine Bedürfnisse zu verschaffen. Indessen erwartete ich ihn den folgenden Tag vergeblich. Den dritten Tag kam er, und zeigte eine Erlaubnißcharte vor, die ihm die Königin ausgewirkt hatte, und in Folge deren er, während seines Aufenthaltes in der Hauptstadt, zu jeder Zeit die Gefangenen besuchen,

und ihnen geistlichen Beistand leisten durfte. Dies war eine wahre Wohlthat, da früher kein Prediger zum Gefängnisse Zutritt gehabt hatte, und viele Gefangene seit mehreren Jahren weder Messe noch Gebet gehört hatten. Jetzt hingegen ging Pater Anton von Thür zu Thüre, besuchte jeden einzelnen Gefangenen, hörte seine Klagen, und tröstete ihn. Eine Stunde täglich erlaubte uns der Gefangenwärter, der dem Pater Anton bald sehr ergeben wurde, im Hofe frische Luft zu schöpfen. Diese Stunde versäumte Pater Anton nie, zu kommen. Mit Jedem sprach er freundlich; hauptsächlich wendete er sich an diejenigen, welche wahrscheinlicherweise bestimmt waren, die Zeit bald mit der Ewigkeit zu vertauschen, und die man an ihren leichenblassen Gesichtern erkennen konnte. Mit diesen und mit uns Allen sprach er von der Vergänglichkeit des Lebens, von der ewigen Hoffnung, und stellte das leuchtende Beispiel des Erlösers zur Nachahmung auf. Wo er eine ungeduldige Aeußerung hörte, da dämpfte er sie durch sanfte Worte, und der Seelenfriede, die unbewußte Würde, die sich in seinem Auge abspiegelten, wirkten selbst auf die rohesten Gemüther.

Jeden Sonntag versammelte er uns in einem großen Zimmer zum Gottesdienste. Er las dann nicht blos die Messe, sondern redete auch über passende Stel-

len der heiligen Schrift, hörte das Bekenntniß unserer Sünden, und ermahnte uns zur Geduld und brüderlichen Nachsicht. „Euch hat die Welt nur das Wichtigste übrig gelassen,“ sagte er. „Aller Glanz ist geschwunden, nur auf das Unvergängliche seid Ihr verwiesen. Ihr habt keine Wahl, sondern werdet gezwungen, hieran festzuhalten, wenn Ihr nicht ganz zu Grunde gehen wollt. So begebt Euch denn für immer in den Schutz dessen, der die Seele retten kann, wenn auch der Leib getödtet wird.“

„Durch solche und ähnliche Ermahnungen, durch hülfreiche Handleistung, wo es Noth that, wurde Pater Anton ein Segen für diesen Ort. Nie kam er, ohne dem Betrübten Trost zu bringen; nie ging er, ohne daß ihm dankbare, thränengefüllte Blicke folgten. Seine Gegenwart verwandelte den Kummer in wehmüthige Hoffnung, und selbst der Leichtsinn wurde ernst, wenigstens während der Augenblicke seiner Anwesenheit.

Oft begab sich Pater Anton in ein Zimmer hinauf, welches, wie uns der Wärter erzählte, zweien Frauen zur Wohnung diente, die König Christian aus Schweden entführte, und hierher setzen ließ, weil ihre Angehörigen die Waffen gegen ihn erhoben hatten. Wenn Pater Anton Gottesdienst hielt, fanden sich die beiden Fremden auch bei demselben ein; sie waren

dann Beide verschleiert, und schienen mit großer Innigkeit ihre Herzen zu Gott zu erheben.

Um diese Zeit verbreitete sich das Gerücht von dem stockholmer Blutbade unter dem Volke, und drang sogar durch die Mauern des Gefängnisses, wo es selbst die verhärtetsten Verbrecher mit Grausen erfüllte. Der Gefängnißwärter erzählte, daß die beiden Fremden, bei Nennung der Namen der Hingerichteten, in ihrem Innersten erschüttert worden. Zitternd standen sie während der Erzählung in gegenseitiger Umarmung. Endlich wurde die Aeltere blaß wie der Tod, und sank in Ohnmacht, worauf ihr die Jüngere unter einem Strome von Thränen zu Hülfe eilte. Er schloß hieraus, daß sie mit einigen der Ermordeten verwandt wären.

Später kam wieder Nachricht, daß ein kühner Schwede, aus dem Geschlechte der Vasa's, entkommen sei, und sich an der Spitze der Dalekarlier den Dänen widersetzt habe. „Als die fremden Frauen dieses hörten,“ erzählte der Gefangenwärter, „stürzten sie einander wieder in die Arme. „„Siehst Du, Mutter,““ sagte die Jüngere, „„ich wußte es, er wird sein Land erretten, und uns Alle rächen. O, mag uns jetzt der Tyrann auch opfern, wir sterben mit Freuden, denn wir haben das Geräusch der zersprengten Fesseln selbst in diesem Gefängnisse gehört.““ — „„Wenn uns der Ty-

rann nur nicht gebrauchen will, um ihn zu entwaffnen,““ sagte die Aeltere. — „„Dann wissen wir bei Zeiten zu sterben, ehe es ihm gelingt,““ entgegnete jene, „„nicht wahr, Mutter?““ Nun umarmten sie sich wieder, und Thränen strömten über ihre Wangen hinab. — „„Weshalb sollen wir uns jetzt verbergen?““ fuhr die Jüngere fort, „„wir führen einen Namen, vor dem Tyrannen erbeben; im Gefängnisse und in der tiefsten Armuth können wir auf denselben stolz sein.““

Viele vermutheten nach diesen Worten, das sie aus einem sehr vornehmen Geschlechte seien; doch wagte Keiner, sie darnach zu fragen. Den folgenden Sonntag erschienen wirklich Beide ohne Schleier. Ich fuhr zurück, denn ich erkannte die beiden schönen Frauen, die ich in Brüssel gesehen hatte. Es waren dieselben Züge, und es schien fast, als ob der Kummer sie veredelt hätte. Nur fand ich das Aussehn Beider viel blasser als früher. Sie machten auf Jeden, der sie sah, einen tiefen Eindruck. Alle wichen zur Seite, um ihnen Platz zu machen, und keine Königin hätte uneingeschränkter herrschen können, als diese Frauen durch ihr Unglück und ihr würdevolles Benehmen über die Gefangenen in diesem Gefängnisse herrschten.

Hierzu trug wohl Pater Antons Ansehen viel bei, hauptsächlich die Maßregel, daß er die Gefangenen aus-

wählte, welche geeignet waren, dem öffentlichen Gottesdienste beizuwohnen. Auf diese Weise wurden die Leichtsinnigeren und Verderbteren von demselben ausgeschlossen, und nur eine Auswahl, größtentheils derer, die wegen politischer Verbrechen verhaftet waren, versammelten sich Sonntags in dem großen Saale; für die Uebrigen wurde zu anderen Zeiten Gottesdienst gehalten.

Eines Abends, als ich es am wenigsten erwartete, trat Pater Anton in mein Gefängniß. Der Gefangenwärter folgte ihm weinend, und küßte den Saum seines Kleides. „Gehe hinaus, mein Sohn," sagte Pater Anton, und gab ihm seinen Segen, worauf sich der Wärter entfernte. Zu mir gewendet, fuhr er fort: „Liebst Du Deine Einsamkeit so sehr, daß Du keine Gesellschaft wünschest, so habe ich Dir einen schlimmen Streich gespielt, Zabern."

„Wie so, mein Vater?"

„Das Gefängniß ist angefüllt, kein Zimmer frei, ich habe mir deshalb einen Platz bei Dir erbeten."

„Bist Du verhaftet?" fragte ich.

„Ja, der König ist auf mich aufgebracht, weil ich sein Verfahren in Schweden laut gemißbilligt habe; auf einen Bericht der Frau Sigbrit hat er deshalb hiehergeschrieben, daß ich verhaftet werden solle."

„O, es ist besser mit Dir im Gefängnisse sein, als mit dem Könige in seinem vertrautesten Rathe zu sitzen.“

„Ja, ich denke, wir werden die Zeit mit einander sehr gut hinbringen,“ sagte Pater Anton. „Deine Papiere sind sicheren Ortes, bei meinem Freunde, dem Prior des Benedictinerklosters, niedergelegt, wo Du sie abholen kannst, wenn Du Deine Freiheit wieder erlangst.

Pater Anton hatte jetzt nicht mehr Erlaubniß, die Gefangenen in ihren Zellen zu besuchen; aber in der Stunde, da wir frische Luft schöpften, konnte er mit den Mehrsten sprechen, und Sonntags hielt er Gottesdienst, wie gewöhnlich. Die beiden Fremden trauerten herzlich wegen seiner Verhaftung. „Es ist nur ein Tropfen im Meere,“ sagte die Aelteste, „eine Ungerechtigkeit mehr kostet Eurem Könige nur wenig.“ Pater Anton hatte ihnen schon früher von meinen Schicksalen erzählt, und die ältere Dame erkannte mich wieder. „Verzeiht,“ sagte sie freundlich, „ich war unbillig gegen Euch, als wir uns in Brüssel sahen; später habe ich mein Unrecht eingesehen, denn ich erfuhr gar wohl, daß Ihr uns einen bedeutenden Dienst erwiesen hattet.“ — Die Tochter sagte nichts, aber als sie fortging, grüßte sie mich so freundlich, als wollte sie das ganze Unrecht ihrer Mutter wieder gutmachen.

Es dauerte aber nicht lange, so verschwanden die schwedischen Damen. Die Grausamkeit des Königs ließ Viele das Schlimmste fürchten, um so mehr, als Einzelne behaupteten, sie seien aus dem Geschlechte des gefallenen Steen Sture. Ich war sehr niedergeschlagen über ihre Entfernung, doch tröstete mich Pater Anton damit, daß der König, welcher bereits fühle, daß er gar zu viel Blut vergossen habe, schon aus politischen Gründen nichts gegen sie unternehmen, und daß die edle Königin jedenfalls Alles aufbieten würde, um sie zu retten.

Dies hoffte ich auch, aber mein Gefängniß, welches mir erträglich vorkam, so lange sie zugegen waren, schien mir jetzt, nach ihrer Abreise, doppelt finster. Mein einziger Trost war, mit Pater Anton von ihnen zu sprechen. Einst fragte ich ihn nach ihren Namen, er aber antwortete: „sie haben mir nicht erlaubt, diesen zu verrathen, mein Sohn; sie sind aus einer berühmten Familie, und es demüthigt wenigstens die Mutter, deren Stolz größer ist, als er vielleicht sein sollte, wenn Fremde ihren früheren Stand erfahren.“

Kurz darauf, als wir von Gustav Vasa's zunehmender Gewalt sprachen, sagte Pater Anton: „Wir leben in seltsamen Zeiten, in denen man weder auf Macht noch auf Würde bauen kann. Die früher

am höchsten standen, fallen oft am tiefsten, und die am niedrigsten standen, steigen am höchsten, wie man es nicht allein an diesem Herrn sehen kann, der seinem Tode einst so nahe war, und dessen Macht jetzt täglich wächst, sondern auch an vielen anderen geistlichen und weltlichen Männern, sowohl hier, als in Deutschland und anderswo, ja an dem Pabste selbst, der täglich von seinem Ansehen verliert. König Christian, der einst ein großer und mächtiger Kriegsheld war, wird jetzt von einem Haufen Bauern geschlagen, und man sieht, daß auf Macht und Reichthum nicht zu bauen ist. Königliche Abkunft kann auch nicht vor Gift und Verrath schützen, und wer hoch steht, ist kaum so sicher wie Andere. Diese Sätze sind wohl bekannt, und bei Salomon und Mehreren zu lesen; sie zu lesen ist aber etwas ganz Anderes, als sie so in unsere Seele einzuprägen, daß sie in derselben gleichsam mit feurigen Buchstaben geschrieben stehen, die uns bei allen unseren Handlungen vorleuchten.

Als ich darauf von der Unzufriedenheit des Adels sprach, und von der geheimen Gährung in diesem Lande, antwortete er: „Gährung ist überall, mein Sohn, das Alte geht zu Grunde, und das Neue arbeitet sich empor.“

„Ja," sagte ich, „Du hast Recht; ich bin zwar noch jung, habe aber doch lange genug gelebt, um einzusehen, wie selbst das Beste nicht von Dauer ist."

„Zur Zeit der Zerstörung fasset oft eine neue Herrlichkeit Wurzel, mein Sohn."

„Ist es denn nothwendig, daß das Herrliche zerstört werde?"

„Wenn das Holz aufgelöset und die Kohle ausgebrannt ist," antwortete Pater Anton, „so bleibt nur eine Handvoll Asche zurück, aber die Flamme ist doch da gewesen; die reinsten, geläuterten Theile sind in ihrem höchsten Glanze zum Himmel emporgestiegen; so lebt die verschwundene Zeit jenseits in den herrlichen Geistern, die sie hervorrief, und hier im Andenken dessen, was sie war."

„Aber was ist in unserer Zeit Herrliches geschehen, welches das ersetzen könnte, was niedergebrochen wird? Welche Namen werden jetzt mit so großen Buchstaben auf den Grund der Zeit geschrieben, daß sie von künftigen Geschlechtern können gesehen werden?"

„Unsere Zeit ist gleich der Zeit Israels in seinen Drangsalen!" sagte er, „da der Sinn der Besten auf die Zukunft gerichtet war."

Da mir dies eine dunkle Rede schien, begann er, mir die großen Bewegungen in Deutschland zu erklä-

ren. Ich merkte nun, daß er einer derjenigen sei, die den alten Glauben gegen den neuen vertauscht hatten; indessen ging er lange nicht so weit, als man in späteren Zeiten gegangen ist. Ich hatte diese neuen Meinungen bisher nur wenig gekannt, wohl aber eingesehen, daß das Alte gebrechlich und hinfällig sei, und lauschte deshalb mit Verwunderung seiner Rede. Jeden Tag kam er auf diesen Gegenstand zurück, und je mehr ich ihm zuhörte, desto mehr wurde ich überzeugt, so daß ich zuletzt die alten Irrthümer ganz verwarf, und in dieser Rücksicht, wie Christus sagt, ein wiedergeborner Mensch wurde; ja der alte katholische Gottesdienst, mit seinen Zeichen und Bildern, kam mir zuletzt nicht besser vor gegen Luthers gereinigte Lehre, als der Opferdienst des alten Testaments neben dem reinen Evangelio Christi. Nach und nach sank es solchergestalt wie Schuppen von meinen Augen, und ich segnete endlich den Augenblick, der mich in diesem Gefängnisse mit Pater Anton vereinigt hatte.

Ich erfuhr auch, daß sich die beiden schwedischen Frauen zu der lutherischen Religion bekannten. Pater Anton, dessen Ueberzeugung nun endlich zur Reife gediehen war, betrachtete dieses Gefängniß als eine Strafe des Herrn für seine Langsamkeit und Menschenfurcht, und hatte beschlossen, wenn er je wieder frei

würde, nicht in sein Kloster zurückzukehren, sondern erst nach Deutschland zu reisen, um das gereinigte Wort aus Luthers eignem Munde zu hören, und es dann selbst in seinem Vaterlande zu verkünden.

Um diese Zeit wurde ich mehr als je zuvor vom Heimweh ergriffen. Nachts im Traume kam es mir vor, als lebte ich in derselben Gegend, wie in meiner Jugend; mein dazwischenliegendes Leben schien in diesen Träumen vergessen; ich glaubte wieder das Schreien der nordischen Seevögel zu vernehmen, die senkrechten Berge sich aus dem Meere bis in die Wolken erheben zu sehen; ich wandelte in den wohlbekannten Thälern, und wurde von den fernen Bergströmen in den Schlaf gelullt, wie in meiner Kindheit. Doppelt schmerzlich war mir dann das Erwachen in dem düstern Gefängnisse. Ich konnte nicht umhin, dem Pater Anton diese Träume mitzutheilen. Er lächelte freundlich bei dieser Mittheilung, und sagte: „Wohl Dir, mein Sohn, daß Du treulich das Andenken an die Heimath Deiner Jugend bewahrst. Möge Dir diese Sehnsucht ein Bild sein des ewigen Heimwehs, das uns nach unserer rechten Heimath, jenseits des Grabes, hinzieht.“

„Sollten nicht diese verschiedenen Empfindungen der Sehnsucht mit einander verwandt sein, mein Vater?“

„Ja wohl,“ antwortete er. „Es giebt einen Klagegesang in der Natur, der in unserer Brust einen Wiederhall erweckt, und uns lockt, wie Dich der Gedanke an Deine Heimath, und die Bergwohner der Schall des Alpenhorns lockt. Dieser Wiederhall verstummt nie ganz in der Brust besserer Menschen, hauptsächlich wenn die Erinnerungen unserer Kindheit ihn aufs Neue hervorrufen; er mischt sich in unsere höchsten Freuden, und wir fühlen eine Leere, die hier nicht ausgefüllt wird; jede Freude, in der diese Leere nicht fühlbar ist, wird leicht ein bacchantischer Rausch, der den Menschen in ein bloß sinnliches Dasein hinabzieht.“ — So wußte Pater Anton, obgleich er, wie wir gesehen haben, nichts weniger als mit den Verhältnissen der Welt unbekannt war, doch bei allen Gelegenheiten den Sinn auf das Ewige hinzulenken. Es war nicht immer ein bestimmter Wille, der dieses bewirkte, sondern seine Seele hatte, indem sie sich in der engen Zelle beständig der Ewigkeit zuwandte, mit dem nächtlichen Himmel Aehnlichkeit bekommen, unter welchem unsere irdische Wohnung nur in großen dunklen Massen hervortritt, während die überirdischen Welten in einem fernen, aber doch klaren und lockenden Glanze flammen.

Auch Pater Antons Gesellschaft war mir nicht lange vergönnt. Nach Verlauf einiger Zeit kam Be-

fehl, daß er fortgeführt werden solle; Keiner wußte, wohin. König Christians Tyrannei, die Gleichgültigkeit, mit welcher er in dieser Zeit das edelste Blut vergoß, konnten mir wohl Furcht einflößen. Auch merkte ich an einer erhöheten Freundlichkeit und Milde in Pater Antons Wesen, und an dem verstärkten Eifer, mit welchem er sich in Gebeten an den Ewigen wandte, daß er seinen Tod nahe glaubte. Nie vergesse ich den letzten Tag, da er zu der Gemeinde redete, die er im Gefängnisse um sich versammelt hatte. Er ermahnte Alle zur Einigkeit und Gottesfurcht, er bat sie, der Wahrheiten eingedenk zu sein, die er ihnen gelehrt hatte, und nicht die Fesseln zu fürchten, die den Leib gefangen halten, sondern nur diejenigen, welche die Seele umstricken. Uebrigens vermied er nicht allein, was die Aufmerksamkeit auf ihn selbst hinlenken konnte, sondern sogar Alles, was uns zu sehr rühren und erschüttern könnte, und dennoch sah ich selbst verhärtete Verbrecher, die dieses Mal von unserer Versammlung nicht ausgeschlossen waren, gleich kleinen Kindern Thränen vergießen. Endlich reichte er uns, nachdem er lange vorher jeden insbesondere vorbereitet hatte, zum letzten Male das heilige Abendmahl, doch nach katholischer Sitte. Mit so großer Andacht ist wohl selten diese Handlung begangen worden, außer zur Zeit des Erlö-

sers und der ersten Gemeinden. Endlich ging er fort, wie wir glaubten, gleich seinem hohen Vorbilde, zu Leiden und zum Tode, nachdem er zuvor seine Hände auf unsere Häupter gelegt und uns den Segen ertheilt hatte. Ein allgemeines Schluchzen und Wehklagen brach jetzt hervor. Alle, selbst die Männer, welche ihn abholen sollten, drängten sich herzu, um den Saum seiner Kleider zu küssen. Er aber warf beim Weggehen noch einen freundlichen Blick zurück, worauf sich das schwere Thor hinter ihm schloß.

Ich versank nun wieder in tiefen Trübsinn; mein Gefängniß dünkte mich ein Grabgewölbe, in welchem ich wie eine Leiche lag, die, im halben Bewußtsein ihres Zustandes, des jüngsten Tages harrt. Mein Körper litt auch, denn obgleich sich der Winter seinem Ende näherte, empfand ich doch mehr Kälte und Feuchtigkeit, als je zuvor. Was mein Unglück noch vermehrte, war, daß der bisherige Gefangenwärter abging, und ein mißtrauischer, strenger Mann an seine Stelle gesetzt wurde. Der neue Vogt war ununterbrochen beschäftigt, Alles nachzusehen, die schweren Thüren des Gefängnisses zu öffnen und wieder zu verschließen, ja sehr oft, wenn ich in einen kurzen Schlummer gefallen war, hörte ich plötzlich in der Nähe eine Thür zuschlagen, und erwachte mit Schrecken. Mein einziger

Vertrauter war das Kaminfeuer, welches ich anfachte, wenn ich bisweilen, um einen hohen Preis, ein Stück Holz vom Gefangenwärter erlangte, was jedoch äußerst selten geschah. Streckte dann die Flamme ihre Zunge hervor, so schien es mir, als plaudere sie mit mir, und erzähle mir seltsamliche Mährchen, während sie zugleich ihre wechselnden Bilder auf die Wand warf; und selbst, wenn ich nicht durchwärmt wurde, fühlte ich mich doch nicht ganz verlassen und einsam. Es war, als ob mir ein Tröster zur Seite stände, und ich versank in Gedanken an bessere Zeiten. Wenn aber die Flamme erlosch, und mich gleichsam mit hinsterbenden Blicken betrachtete, dann wurde ich sehr betrübt; ich dachte dann an das junge Mädchen, welches aus dem Gefängnisse verschwunden war, an Pater Antons Hingang und an Dyvekes brechende Augen.

Nach und nach thauete an den Wänden des Gefängnisses das Eis auf, die Sonne stieg höher und sandte ihre Strahlen zu mir herab. Ein Paar Schwalben kamen und baueten ihr Nest unter dem Dache, in der Nähe meines Fensters. Bald hörte ich die pfeifenden Jungen über mir, die Alten flogen dreist aus und ein, und brachten den Jungen Futter. Jene mögen wohl gemerkt haben, daß ich ihnen kein Leid zufügen würde, denn sie wurden immer dreister, und flo-

gen zuletzt fast gerade in meine Kammer hinein, was mir zur großen Freude gereichte. Als ich eines Tages am Fenster stand, und sie betrachtete, öffnete sich die Thür meines Gefängnisses, und zu meinem Erstaunen trat Frau Sigbrit ein, begleitet von dem Gefängnißwärter, der in einer demüthigen Stellung an der Thür stehen blieb. „Nun,“ sagte Frau Sigbrit, „hat das Gefängniß Euren Starrsinn gebeugt? Wollt Ihr endlich offenbaren, was Ihr von Valkendorff wisset?“

„Ich weiß nichts,“ antwortete ich.

„Ihr seht elend aus, und thätet besser, zum Geständnisse zu schreiten.“

„Ich weiß nichts,“ wiederholte ich nochmals.

„So werdet Ihr vermuthlich zum Tode verurtheilt werden, wenn der König zurückkehrt,“ sagte sie, und sah sich zugleich, mit ihrer gewöhnlichen Neugier, nach allen Winkeln um. „Euer Zimmer ist unreinlich und sehr schlecht,“ fuhr sie fort, „aber in Eurer Lage kann man es nicht besser erwarten.“ Darauf näherte sie sich dem Fenster. „Ei, ei,“ sagte sie, als sie das Vogelnest gewahrte, „da habt Ihr ja Gesellschaft, das ist nicht nach des Königs Befehl; reißt es herunter, Vogt! es verdirbt nur das Fenster.“

Ungeachtet meiner Bitten, streckte der Vogt nun seine grausame Hand aus, und riß das Nest herunter.

Die ungefiederten Jungen stürzten schreiend auf das Pflaster des Hofes hinab, und die Verzweiflung der Alten war kaum größer, als die meinige.

„Unmenschen!" rief ich aus, „die Ihr einem armen Gefangenen seinen einzigen Trost rauben könnt." Frau Sigbrit antwortete nichts, wendete sich um, und ging; ich aber vergoß bittere Thränen, und sah von Stund an meine kleinen Freunde nicht wieder.

Kaum war Frau Sigbrit fort, als ich schwur, den Tod diesem elenden Leben vorzuziehen. Ich befand mich in der leidenschaftlichsten Aufregung, und rannte, wie ein wildes Thier, in meinem Gefängnisse umher. Endlich ergriff ich, mit der Kraft der Verzweiflung, die großen Eisenstäbe, und strebte, sie zu biegen, aber dieser Versuch war vergeblich, und diente nur dazu, mich recht handgreiflich von ihrer Stärke zu überzeugen. Durch das Fenster war also kein Entrinnen möglich, denn ich hatte keine Feile, nicht einmal einen Nagel; ja wenn ich auch im Besitz beider Theile, und im Stande gewesen wäre, die Eisenstäbe zu durchfeilen, würde mir dies doch nur wenig geholfen haben, denn selbst im glücklichsten Falle konnte ich durch das Fenster nur in den Hof gelangen, was nicht viel half, da dieser durch

ein eisernes Thor, zu welchem nur der Gefangenwärter den Schlüssel hatte, verschlossen wurde.

Einen Augenblick fiel es mir ein, den Gefangenwärter anzugreifen, wenn er mein Zimmer öffnete, ihm sein Schlüsselbund abzunehmen, ihn dann in mein eignes Gefängniß einzusperren, und darauf zu entfliehen. Dieser Plan schien mir indessen, bei reiflicherer Ueberlegung, eben so unausführbar, wie der vorige; denn nicht einmal des Lärms zu gedenken, den ein solcher Versuch nothwendig verursachen würde, war mir wahrscheinlich der Gefangenwärter, in meinem gegenwärtigen kraftlosen Zustande, an Körperkraft überlegen.

Mein Auge fiel nun auf den großen Kamin, und es entstand in mir der Gedanke, ob man nicht durch den Schornstein aufs Dach gelangen, und von da, durch Hülfe einer aus meinen zerrissenen Betttüchern verfertigten Schnur, die Straße erreichen könne. Mein Herz klopfte heftig bei diesem Gedanken, und ich konnte die Nacht nicht abwarten, um den Schornstein zu untersuchen, sondern kletterte gleich in denselben hinauf. Obgleich der Schornstein sehr schmal war, konnte ich mich doch durch denselben hinaufarbeiten, und stieg hinunter, mit der völligen Ueberzeugung, daß es möglich sei, auf diesem Wege zu entrinnen, und mit dem festen Vorsatze, in der kommenden Nacht den Versuch

zu wagen. Noch war ich indessen nicht ganz hinuntergekommen, als ich deutlich die schwere eiserne Stange von der Thür schieben hörte, und als ich den letzten Sprung ins Zimmer hinab that, stand zu meinem nicht geringen Schrecken der Gefangenwärter vor mir. „Was Teufel," sagte er staunend, „was habt Ihr im Schornstein verloren?"

„Ach," antwortete ich verlegen, „Ihr erlaubt mir nicht mehr, mich im Hofe zu ergehen, deshalb muß ich mir Bewegung machen, wie ich nur kann."

„Das ist mir eine eigne Art der Bewegung," sagte er; „übrigens habt Ihr Eure Kleider schwarz gemacht; aber das hilft hier nicht, wir verstehen gar wohl, dem Vogel den Käfig zu sperren, und der Sicherheit halber müßt Ihr mir nun in ein anderes Logis folgen."

So scheiterte dieser Plan, zu meiner großen Betrübniß. Ich wurde nun in ein neues Gefängniß gebracht, von demselben Umfange, als das vorige. Der Gefangenwärter führte mich sogleich zum Kamine, und sagte: „Ihr seht, die Oeffnung ist hier besser verwahrt." — In der That sah ich, daß mehrere Eisenstäbe in der Mitte des Schornsteins gleichsam einen Rost bildeten. „Das ist nur, damit der Herr sich ein ander Mal nicht schwarz mache," sagte er.

„Was wird man doch am Ende noch mit mir aufstellen?“ fragte ich seufzend.

„So mancher vornehme Herr hat in dieser Zeit sein Blut lassen müssen, warum denn nicht auch Ihr?“ antwortete der Gefangenwärter mürrisch, und ging.

Ich untersuchte nun Fenster und Thür in meiner neuen Kammer. Diese lag eben so hoch, wie die frühere, allein nicht nach dem Hofe hinaus, sondern zur Straße. Die Eisenstäbe vor dem Fenster waren sehr dick, dagegen standen sie so weit aus einander, daß ich mich von der Möglichkeit überzeugte, meinen Körper hindurch zu zwängen, wenn ich nur eine derselben durchfeilen könnte; sie durchzufeilen stand aber leider nicht in meiner Macht.

Den folgenden Morgen, als ich, um die langsame Zeit zu vertreiben, verschiedene Inschriften an den Wänden las, welche die früheren Gefangenen mit ihren Nägeln, oder mit einem Stückchen Holz dort eingegraben hatten, erblickte ich auch einen Namen mit Kohle geschrieben, und schon beinahe verwischt. Bei genauerer Betrachtung entdeckte ich, daß es Faaborgs Name sei, von seiner eignen Hand geschrieben. Auf diese Weise erfuhr ich zu meinem Erstaunen, daß ich mich in derselben Behausung befände, in welcher der Unglückliche seine letzten Stunden verlebt, und wo ich ihn be-

sucht hatte. Ich hatte den Ort nicht wiedererkannt, weil ein Zimmer dem andern glich, wie die Zellen in einem Kloster. Mich schauderte bei dem Gedanken, daß ich mich an dem Orte befände, wo er, und so viele Andere vor ihm, unter Todesangst die Minuten gezählt hatten, die ihnen noch übrig waren. „Sie sind nun frei,“ sagte ich zu mir selbst, „jetzt kommt die Reihe an Dich.“ Ich mußte mir unwillkührlich alles ins Gedächtniß zurückrufen, was mir Faaborg am Tage vor seinem Tode gesagt hatte. Endlich fiel es mir ein, daß er von einem großen Schatze gesprochen, durch dessen Hülfe er sich hätte retten können, wenn ihm nur Zeit dazu geblieben wäre. Damals verstand ich ihn nicht, aber jetzt ging mir plötzlich ein Licht auf. Sollte dieser Schatz noch hier sein? dachte ich, und sprang hoch empor bei dem bloßen Gedanken. Ich besann mich, daß Faaborg, um zu zeigen, wo er läge, auf einen Winkel des Zimmers gedeutet habe, aber welcher es gewesen, konnte ich mich jetzt nicht erinnern. „Heiliger Gott!“ rief ich aus, „sollte meine Rettung auf eine so wunderbare Weise vorbereitet sein! und sollte mich die Vorsicht des Gefangenwärters gerade meiner Befreiung entgegenführen!“

Ich machte mich nun gleich darüber her, alle Winkel zu durchsuchen, aber ich fand nichts, ich klopfte

an die Mauer, um zu sehen, ob sie nirgends hohl sei, aber vergebens. Darauf begann ich, an jedem einzelnen Steine in den Ecken zu heben, aber alle Steine, an die ich rührte, lagen so fest, daß ich sie nicht von der Stelle bewegen konnte. „Du mußt der Reihe nach vorwärts gehen,“ sagte ich zu mir selbst, „damit Du keinen übersiehst.“ Ich versuchte nun, genau nach der Ordnung, wie sie lagen, einen Stein nach dem andern aufzuheben. So hatte ich bereits zwei Drittheile der Winkel untersucht, als ich endlich, zunächst an der Wand, wo es sehr dunkel war, auf einen flachen Stein stieß, der mir loser zu sitzen schien, als die anderen. Es gelang mir nach vieler Mühe, ihn völlig zu lösen, und aufzuheben. Unter demselben befand sich ein Loch, aber auch hier entdeckte ich nicht, was ich erwartet hatte. Kaum hatte ich jedoch ein wenig Erde fortgenommen, als eine kleine verrostete Feile zum Vorschein kam, und neben derselben lag ein krystallenes Fläschchen, das eine gelblichbraune, halbdurchsichtige Flüssigkeit enthielt.

So hatte ich also wirklich den Schatz gefunden, nach welchem ich mich so herzlich sehnte. Ich stürzte auf meine Knie und dankte dem allgütigen Gott, der mir auf so wunderbaren Wegen Hülfe in der Noth gesandt hatte. Ich vermuthete, daß Faaborg diese

Feile der Schlauigkeit eines seiner Genossen zu verdanken hatte, und daß er vor allen Dingen gesucht, dieselbe an einem sichern Orte zu verbergen, dadurch aber, daß sein Todestag schneller bestimmt wurde, als er vermuthete, keine Zeit bekommen habe, an seine fernere Rettung zu denken. Ich küßte die hülfreiche Feile, die mir als ein treuer Freund in meinem Unglücke erschien. Nun untersuchte ich auch die in dem krystallenen Fläschchen befindliche Flüssigkeit, begriff aber nicht den Nutzen derselben. Endlich tauchte ich meinen Finger hinein, mußte ihn aber sogleich zurückziehen, denn die Flüssigkeit griff denselben so heftig an, daß die Haut wie abgebrühet war, und ich eine schmerzliche Wunde erhielt. In diesem Augenblicke achtete ich dessen nur wenig, sondern, weil ich eine Ueberraschung fürchtete, und durch Schaden klug geworden war, verbarg ich die Feile und das geschliffene Krystallfläschchen in dem Loche, wie vorhin, und drückte den Stein wieder so vorsichtig auf, daß nichts zu sehen war. Nun beschloß ich, nur zwei Stunden in der Nacht, wenn ich den Gefangenwärter sicher schlafen wußte, anzuwenden, um die Eisenstäbe durchzufeilen.

In der folgenden Nacht machte ich mit meiner Arbeit den Anfang, die indessen nur sehr langsam von Statten ging, und, was noch schlimmer war, an der

gefeilten Stelle erschien das Metall mit einer blanken Oberfläche, die gegen den übrigen Theil der sehr verrosteten eisernen Stange einen starken Gegensatz bildete. Zwar suchte ich dies zu verbergen, indem ich ganz unten am Holze feilte, und die gefeilte Stelle mit Holzsplittern bedeckte; wenn ich aber den oberen Theil der Stange durchfeilen sollte, so ging mir dieses Hülfsmittel verloren, und ich sah gar wohl ein, daß des Gefangenwärters scharfes Auge leicht den glänzenden Punct des Metalles entdecken, und so meinen ganzen Plan vereiteln würde.

Als ich nun so nachsann, wie diese Schwierigkeit wohl zu heben sei, fiel es mir ein, daß die angreifende Flüssigkeit vielleicht auch an dem Eisen ihre Kraft bewähren, und daß dies möglicherweise die Bestimmung derselben sein möchte. Ich versuchte es gleich, und in der That überzog sich das Eisen mit einer Rinde von gelbem Roste, die später sogar grün wurde. Dies lehrte mich die Flüssigkeit mit Vorsicht anwenden. Ueberdies merkte ich zu meiner großen Freude, daß sie das Eisen verzehrte, und dadurch zur Verkürzung meiner Arbeit beitrug. Ich fuhr nun jede Nacht fort, am Eisen zu feilen, und es bisweilen mit einigen Tropfen jener Flüssigkeit, die ich später noch durch Wasser zu verdünnen erfand, zu benetzen. Gegen Morgen

legte ich Alles unter den Stein, in das Loch, wo ich es zuerst gefunden hatte, und brauchte die Vorsicht, mich Tags nie diesem Orte, ja selbst nicht dem Fenster zu nähern, um nicht den geringsten Verdacht zu erregen.

Gegen das Ende meiner Arbeit brauchte ich nicht mehr die ätzende Flüssigkeit, da ich merkte, wie sie das Metall so stark angriffe, daß ich nicht zu berechnen vermochte, zu welcher Zeit die eiserne Stange herunterfallen würde. Als ich an dem oberen Theile der Stange feilte, wendete ich die Vorsichtsmaßregel an, im unteren Einschnitt ein kleines Stück Eisen ganz zu lassen, welches im entscheidenden Augenblick leicht durchgefeilt werden konnte. Am Abend vor der Nacht, in welcher ich meine Flucht bestimmt hatte, legte ich mich früh zur Ruhe. Der Gefangenwärter kam, wie gewöhnlich, um die achte Stunde des Abends, und blickte umher, aber er schöpfte keinen Verdacht, und ging stillschweigend fort. Ich hörte ihn die Thür verschließen und die eiserne Stange vorschieben; darauf ging er nach den übrigen Gefängnissen, bis sich endlich der Schall seiner Schritte in der Ferne verlor. Jetzt sprang ich auf, und benutzte den letzten Theil des Tageslichts, um meine Betttücher in Streifen zu zerreißen, welche ich, nachdem ich mich von ihrer Stärke überzeugt hatte,

bis zu einer Länge von vierzig Fuß zusammenband, lang genug, um bis auf die Erde hinabzureichen. Als ich diese Arbeit beendigte, schlug die Uhr neun, und Grabesstille herrschte um mein Gefängniß. Sehnsuchtsvoll erwartete ich nun den gelegenen Augenblick, denn ich hatte mir vorgesetzt, meine Flucht bis Mitternacht aufzuschieben.

Die Uhr des nahegelegenen Klosters hörte ich ihre Viertelschläge schlagen. Ich lauschte am Fenster. Noch vernahm ich die Fußtritte einzelner Menschen auf der Straße, sie wurden aber immer seltener und seltener. Die Uhr schlug zehn auf dem nahegelegenen Thurme. Das Wetter war trübe, und es begann zu regnen, was meinen Plan sehr begünstigte. Endlich hörte ich nur noch das Klatschen des Regens, der, gleich Bächen, von den hohen Dächern auf die Straße hinabstürzte. Nun schlug die Uhr elf. Das heisere Gekrächze einer Eule drang vom Gefängnißthurm her an mein Ohr, und es bemeisterte sich meiner ein ängstlicher Gedanke. Mein Gefängniß lag wenigstens dreißig Fuß über der Erde; wenn die künstlich verfertigte Schnur nicht hielt, so konnte nichts mein Leben retten. Auf eine oder die andere Weise findest Du doch Befreiung, dachte ich, aber ein Grausen durchzuckte meine Brust, und in diesem Augenblicke fühlte ich jenen

Wankelmuth, der so oft die Seele befangen hält, wenn man ein kühnes Unternehmen wagen soll. Indessen untersuchte ich nochmals die Schnur, und fand sie sicher. Nun schlug es halb zwölf; ich beugte meine Knie vor dem Herrn, und rief ihn um seinen Beistand an. In diesem Augenblick vertheilten sich die Nebel, und ich gewahrte einen Stern schwach hervorleuchten, und dann wieder hinter einer Wolke verschwinden. „Das ist ein Wink vom Himmel zu meiner Befreiung," rief ich, sprang auf, und beschloß, obgleich es noch nicht Mitternacht war, meine Flucht keinen Augenblick länger aufzuschieben. Mit geringer Mühe riß ich die durchgefeilte eiserne Stange los, und legte sie auf den Fußboden nieder; dann befestigte ich das eine Ende der Schnur an die nächste Stange, und ließ das andere Ende auf die Straße hinabrollen. Darauf faßte ich die Schnur mit beiden Händen, und arbeitete mich mit dem übrigen Theil des Körpers durch die Oeffnung hinaus. Ich war schon halb durch, als ich Lärm hörte; ich erschrak und zog mich zurück, bemerkte aber bald, daß es eine der gewöhnlichen Schlägereien sei, wie ich sie bereits beschrieben habe, und dazu in weiter Ferne. Nun faßte ich wieder die Schnur, und war bald ganz durch die Oeffnung hinaus; ich hielt die Schnur mit beiden Händen fest,

und stieß mich mit den Füßen vom Fenster ab. Nun hing ich in der Luft, und schwankte lange hin und her, ehe ich die Füße so befestigen konnte, daß ich mit Sicherheit hinabzugleiten wagte. Endlich gelang es mir, die Schnur, wie mit den Händen, so auch mit den Beinen zu umklammern, und so näherte ich mich der Erde, mit der einen Hand wechselsweise immer tiefer greifend, als mit der andern. Als ich aber bereits über die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, ward ich inne, daß sich ein großer Unfall ereignet habe. Die Schnur näherte sich mehr und mehr der Mauer, und endlich gewahrte ich, daß sie sich um einen hervorstehenden eisernen Haken an einem der unteren Fenster gewickelt habe. Hier mußte ich nun auf einem Ausbau des Fensters Fuß fassen. Zum Glück war entweder dieses Gefängniß eben leer, oder der Bewohner desselben schlief fest. Mit der linken Hand hielt ich mich nun an den Eisenstäben fest, während ich mit der rechten die Schnur loszuwinden suchte. Dies gelang mir endlich, ich faßte nun wieder die Schnur, begab mich auf die Reise, und erreichte dies Mal ohne Hindernisse die Erde. Das ganze Hinabsteigen dauerte nur wenige Minuten. Kaum fühlte ich festen Grund unter meinen Füßen, als ich in eine andere Straße eilte. Ein paar Menschen begegneten

mir, gaben aber nicht sonderlich Acht auf mich. Einen Augenblick bedachte ich mich, ob es am besten sei, einen verborgenen Aufenthaltsort in der Stadt aufzusuchen, oder gleich aus derselben zu entfliehen. Endlich zog ich das Letztere vor, da das Entkommen die folgende Nacht, wenn man meine Flucht entdeckt hatte, schon mehr Schwierigkeiten für mich haben würde, und Frau Sigbrit gar zu viele Spione in ihrem Sold hatte, als daß ich hoffen könnte, bei Tage zu entrinnen.

Ich eilte demnach schnell über den Wall, und warf mich in den Festungsgraben, dessen schlammiges Wasser mich nicht mehr durchnässen konnte, als ich es schon war. Die Wogen plätscherten um mich her, indessen hoffte ich, daß es, wegen des überall herabströmenden Platzregens nicht bemerkt werden würde. Zu meinem Schrecken wurde ich bald meinen Irrthum inne. Ich wollte eben am jenseitigen Ufer ans Land steigen, als ich ganz in der Nähe angerufen wurde. Ich antwortete nicht, aber der Schein einer Blendlaterne verrieth mich bald zweien Männern, die plötzlich an meiner Seite standen. Ich versuchte Widerstand zu leisten, aber auf ihren Ruf erschien Hülfe, und ich bemerkte, daß ich den Zollbedienten in die Hände gerathen sei, welche Wache hielten, um Schmuggelei zu verhüten. —

„Bist Du da?" sagten sie, „wir haben lange genug auf Dich gelauert."

„Ihr irrt," antwortete ich, „ich bin kein Schmuggler."

„Nicht? weshalb gehst Du denn nicht den ordentlichen Weg, weshalb schwimmst Du?"

„Ein Schmuggler hat ja nicht von, sondern vielmehr nach der Stadt etwas zu fürchten."

„Vielleicht ist Dein Gesicht so bekannt, daß Du weder von noch zur Stadt den ordentlichen Weg zu gehen wagst; aber wer Du auch sein magst, Du mußt mit uns zur Frau Sigbrit."

Als ich sah, daß Widerstand vergeblich sei, fand ich mich in mein Schicksal, und ließ mich nach Sigbrits Hause führen. Ihr Hausgesinde war schon zu Bette, aber sie wachte noch. „Bringt Ihr ihn?" sagte sie.

„Einen Schmuggler bringen wir," antworteten jene, „ob er es ist, oder ein Anderer, wissen wir nicht."

Frau Sigbrit betrachtete mich einen Augenblick, dann sagte sie verwundert: „Seid Ihr es, Zabern? Ihr habt freilich verbotene Waare ausschmuggeln wollen. Wo fingt Ihr ihn?"

Meine Begleiter berichteten nun, wie sich Alles zugetragen habe. „Geht zur Seite!" gebot sie ihnen;

darauf wendete sie sich zu mir und fragte: „Wie habt Ihr durch die Eisenstäbe des Gefängnisses den Weg gefunden?“

„Ihr seht, daß ich den Weg gefunden habe, Frau Sigbrit, das Wie ist gleichgültig.“

„Was man nicht im Kopfe hat, muß man in den Beinen haben,“ sagte sie, „aber es hilft Euch nichts, Ihr müßt ins Gefängniß zurück.“

„Frau Sigbrit, ich habe Euch wissentlich nie beleidigt, denn, daß ich Eure Tochter liebte, könnt Ihr mir nicht verdenken; dieses Gefühl entstand nicht aus meinem freien Willen; übrigens habe ich immer Eure Befehle vollbracht, so gut ich es vermochte; legt mir deshalb keine Hindernisse in den Weg, rücksichtlich einer Freiheit, die weder Euch noch dem Könige schaden kann, und die das einzige Gut ist, nach welchem ich in diesem Leben strebe.“

„Wollt Ihr denn gestehen, was Ihr von des Erzbischofs Verschwörung gehört habt?“

„Ich habe nichts gehört.“

„Wer nicht hören will, muß fühlen,“ sagte Frau Sigbrit, und befahl, mich in mein Gefängniß zurückzuführen.

Ungefähr zwei Stunden nach meiner Entweichung wurde ich dahin zurückgebracht. Meine Begleiter klopf-

ten lange ans Thor, ehe der Gefängnißwärter es hörte; er wußte noch nichts von meiner Flucht, und fuhr bei meinem Anblick entsetzt zurück. Meine Begleiter erzählten nun wieder, wo sie mich ergriffen hätten, und er konnte sich von seinem Staunen nicht erholen. — „Wie zum Henker seid Ihr losgekommen?" fragte er. — „Das werdet Ihr sehen, wenn Ihr in mein Gefängniß hinaufgeht." — Fluchend führte er mich die Treppe hinan, und wies mir ein Gefängniß an, neben dem vorigen. „Billigerweise solltet Ihr in dem tiefsten Keller schmachten," sagte er, die Thür des Gefängnisses öffnend, „leider hat mir aber die Königin befohlen, Euch eine ordentliche Kammer zu geben." — Wie ordentlich diese war, kann man daraus schließen, daß in der Wand schwere eiserne Ketten befestigt waren, und auf dem Fußboden stand ein Block, um die Füße hineinzuspannen. „Ginge es nach meinem Kopf," sagte der Gefängnißwärter, und zeigte auf den Block, „so solltet Ihr da sitzen. Lasset es Euch übrigens nicht einfallen, weder zum Schornstein, noch zum Fenster hinauszukriechen, beide sind wohl verwahrt, und sollen überdies täglich nachgesehen werden."

Ich gab nun die Hoffnung auf Befreiung ganz auf, und versank in weit tiefere Schwermuth, als je zuvor. Nur der Gedanke an das Vermessene und Ver-

wegene eines solchen Beginnens hielt mich vom Selbstmorde zurück, und da der Körper immer nachfolgt, wenn die Seele gebeugt wird, so fühlte ich meine Kräfte auch merklich abnehmen. Ich freuete mich dessen, und erwartete mit Sehnsucht den Augenblick, da ich der Welt Lebewohl sagen sollte. Es war mir fast lieb, von dem Gefängnißwärter zu erfahren, daß der König von Schweden zurückgekehrt sei, denn nun, dachte ich, würde er bald bestimmen, was er mit mir im Sinn habe.

Als ich eines Abends in trüben Gedanken auf meinem Lager lag, kam der Vogt, von einem neuen Wärter begleitet, zu mir. „Um solcher gefährlicher Gefangenen willen, als Ihr einer seid," sagte er, „bin ich gezwungen, meinen Lohn mit einem Gehülfen zu theilen, denn es fehlt mir an Kräften, Euch Alle allein zu hüten." Ich blickte auf, um den neuen Herrn zu betrachten, der mir vom Zufall beschieden war; aber wie staunte ich, ein längst bekanntes Gesicht zu erblicken. Mein früherer Diener war es, mein treuer Vincent, dessen ich schon bei einer anderen Gelegenheit erwähnt habe, der sich nun bei diesem Gefängnißwärter in Dienst begeben hatte. Als sich der Vogt einen Augenblick abwendete, gab mir Vincent ein Zeichen, daß ich stille sein sollte. Ein Funke von Hoffnung

stieg in meinem Herzen empor; ich wendete mich ab, um meine Bewegung zu verbergen, und antwortete auf des Gefängnißwärters Rede keine Sylbe, worauf sich Beide hinwegverfügten, nachdem sie zuvor Alles genau untersucht hatten.

Die Nacht brachte ich zwischen Furcht und Hoffnung zu. Ich hatte nun wenigstens die Gewißheit, einen Freund im Gefängnisse zu besitzen, und hoffte sicher, ihn den folgenden Tag wiederzusehen, aber er kam nicht. Dagegen fand sich der alte Gefängnißwärter desto häufiger ein, und brauchte seinen Gehülfen nur, wie er sagte, um nach den ruhigeren Gefangenen zu sehen, die unruhigen, zu denen er hauptsächlich mich rechnete, behielt er unter seiner eignen Aufsicht. Es verstrichen auf diese Weise nicht weniger als vierzehn Tage, ehe ich Vincent wieder sah; endlich wurde ich ihn eines Morgens sehr frühe vor dem großen Gefängnißthore auf der Straße gewahr. Er schien mich nicht zu bemerken, sah sich dahingegen nach allen Seiten hin um, und als er bemerkte, daß die Straße leer sei, näherte er sich einer dem Gefängnisse gerade gegenüber befindlichen Mauer, und beschrieb mit einem Stöckchen auf derselben einen großen Halbkreis. Dies wiederholte er zwei Mal; dann schlug er mit seinem Stöckchen drei Mal an die Mauer. Während dieser

Beschäftigung, die einer absichtslosen Spielerei glich, richtete er sein Auge durchaus nicht auf mich; kurz darauf ging er zurück, und verschwand im Gefängnißhofe. Mir ahnete zwar, daß dieses Zeichen wären, auf welche ich zu achten hätte, aber ich begriff den Sinn derselben nicht. Den folgenden Tag war ich früh am Fenster. Vincent kam um dieselbe Zeit, als gestern, näherte sich wieder der Mauer, zeichnete aber heute nur einen Halbkreis; der Schläge mit dem Stöckchen waren drei, wie den vorigen Morgen. Als dieses vorbei war, ging er wieder fort, ohne sich umzusehen. Plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen; ich verstand, daß jeder Halbkreis einen halben Umgang der Sonne bedeuten sollte, also einen Tag; durch die drei Schläge wurden die drei Stunden bezeichnet. Also nach Verlauf eines Tages, drei Stunden nach Sonnen-Untergang, oder, was um diese Jahreszeit gleichbedeutend war, eine Stunde vor Mitternacht, würde sich etwas ereignen, worauf ich vorbereitet sein müßte. Am Abende dieses Tages blieb ich nun auf, und erwartete mit Aengstlichkeit die Lösung des Räthsels. Wirklich hörte ich Nachts um elf Uhr, ungefähr vier Wochen nach meiner ersten, mißlungenen Flucht, leisen Schrittes Jemanden sich nähern. Der Schlüssel wurde im Schlosse umgedreht, die eiserne

Stange zur Seite geschoben, und Vincent stand vor mir, eine Leuchte und ein großes Schlüsselbund in der Hand. — „Gut, daß Ihr angekleidet seid," sagte er, „deshalb gab ich Euch jene Zeichen; nun sputet Euch, denn, Gott sei gelobt, die Stunde Eurer Rettung ist nahe."

„Wo ist der Vogt?" fragte ich.

„Den habt Ihr nicht zu fürchten," antwortete Vincent, „heute ist sein Namenstag, da habe ich ihn bewirthet, und ihm in seinem Weine einen Schlaftrunk gegeben; nun habe ich ihn eingesperrt, kommt nur, und seid schnell!" — Wir eilten durch den langen Gang, und der Wiederhall, der uns aus demselben nachschallte, obgleich wir so leise wie möglich auftraten, machte mich beben. „Seid nur ruhig," flüsterte Vincent, „Keiner hört uns, als die Gefangenen, und die glauben, daß mein Herr und ich es sind, wie dem denn auch wirklich ist." — Er löschte nun die Laterne aus, führte mich durch den Hof, öffnete das Thor, verschloß es wieder sorgfältig hinter uns, und nahm den Schlüssel mit, worauf wir durch mehrere Straßen eilten: „Folgt mir," sagte Vincent, „ich habe Auftrag, Euch zu Eurem Befreier zu führen."

„Bist Du nicht selbst mein Befreier?" fragte ich.

„Den Willen hatte ich," antwortete er, „wäre ich aber nicht von einem Anderen zugelernt worden, würde es nur wenig genützt haben."

Wir gingen nun über den Platz, in der Nähe der Heiligengeist-Kirche; ich warf einen Blick auf die Linde an Dyvekes Grabe; dann gingen wir an Sigbrits Hause vorbei, und mich schauderte, als ich wieder in den Fenstern des wachsamen Weibes Licht erblickte. Als wir weiter kamen, galloppirte eine Reuterabtheilung durch die Straße; wir zogen uns bis an eine Ecke zurück, und ich glaubte mich schon entdeckt, aber sie ritten schnell fort, ohne uns zu sehen, und der Schall der eisenbeschlagenen Hufe verlor sich in der Ferne. — „Ist etwas los?" fragte ich. — „Nein," antwortete Vincent, „aber seitdem der König das letzte Mal in Schweden war, hat er allen Glauben an die Menschheit verloren. Seine Garde muß deshalb Tag und Nacht patrouilliren, um nachzusehen, daß kein Auflauf stattfindet.

In diesem Augenblick standen wir vor einem ansehnlichen Hause, wo man uns, wie es schien, erwartet hatte, denn wir wurden gleich eingelassen. Mein Begleiter fragte nach dem Junker Maximilian. Nun wurden wir in ein erleuchtetes Zimmer hinaufgeführt, wo uns ein etwas blasser und überaus wohlge-

kleideter junger Mann entgegentrat. „Willkommen,“ sagte er artig, „ich habe Euch schon seit mehreren Tagen erwartet.“

„Kann ich Euch für meine Rettung danken?“

„Nur durch die zweite Hand; Ihr habt das Glück, daß sich eine hohe Person für Euch interessirt; diese hat mir auferlegt, alle Mittel zu Eurer Befreiung anzuwenden; ich suchte Euren früheren Diener auf, prägte ihm ein, wie er sich zu benehmen habe, und brachte ihn als Gehülfen bei dem Gefängnißwärter unter; das ist das ganze Geheimniß.“

„O, wie soll ich Euch danken!“

„Nur der Königin könnt Ihr danken,“ sagte er, „sie hat mir auch befohlen, Euch mit nach Holland zu nehmen; meine Geschäfte hier sind beendigt, ich wartete nur auf Euch, und reise in zwei Stunden; wenn Ihr nichts dagegen habt, so gebt Ihr Euch mit Eurem Vincent für meine Diener aus.“

„Lasset uns je eher je lieber reisen,“ sagte ich.

„Das soll geschehen,“ entgegnete er, „zuvor aber habe ich Auftrag, Euch diese Brieftasche zu übergeben.“

Ich erkannte die Brieftasche, es war die meinige; ich fand in derselben Dyvekes Brief, und Alles, was vonnöthen war, um mir den Besitz meines Ver-

mögens in Lübeck und Bergen zu sichern. „Ihr schenkt mir einen größeren Schatz, als Ihr vermuthet."

„Er kommt vom Pater Anton," entgegnete Junker Maximilian, „welcher Gelegenheit fand, ihn den Händen der Königin zu übergeben."

„Ist Pater Anton denn nicht todt?"

„Nein, nur zur strengen Bewachung nach seinem Kloster geschickt; die Fürbitte der Königin rettete ihn."

„Gott sei gelobt! Ihr bringt mir gute Nachrichten, mein Herr."

„Der König ist auch auf mich aufgebracht," fuhr der Junker mit einem spöttischen, leichtsinnigen Lächeln fort, „denn es ist nicht das erste Mal, daß ich ihn überliste; schon ein Mal habe ich, seinen Spionen zum Trotz, eine Klage über ihn an den Kaiser gebracht; nun wollen wir ihn wieder anführen, denn ich habe Briefe zu Gunsten Erik Walkendorffs, der nach den Niederlanden geflohen ist."

„Glaubt Ihr diesen retten zu können?" fragte ich.

„Wenigstens wollen wir seine Lage mildern," antwortete er. — In diesem Augenblick brachte Vincent Wein und Erfrischungen. — „Die edle Königin, unsre Beschützerin, soll leben!" sagte Junker Maximilian, und eine hohe Röthe färbte plötzlich seine blassen Wangen.

„Gott schenke ihr das Glück, welches sie verdient,“ sagte ich.

„Glück!“ entgegnete er, „das Glück solcher Wesen ist nicht von dieser Welt. Unter uns gesagt, ich bin ein wilder Geselle gewesen, und habe von dem weiblichen Geschlechte keine hohe Gedanken gehabt, aber sie ist rein, wie ein Engel vom Himmel.“

„Könnte ich ihr doch wenigstens vor meiner Abreise meine Dankbarkeit beweisen,“ sagte ich.

„Die Gottheit geht unsichtbar über unsere Häupter hin, sendet ihre Gaben herab, und bedarf unseres Dankes nicht,“ antwortete er, und ging.

Ich wunderte mich, diesen Mann, dessen ich schon früher als ziemlich leichtsinnig hatte erwähnen hören, von seiner edlen Königin so hingerissen zu sehen, und ich überzeugte mich, daß ihre erhabene Stellung nur als ein kostbarer Rahmen zu betrachten sei, der ein so herrliches Bild umschließe, daß selbst die reichste Einfassung seinen Werth nur wenig erhöhen könne.

Ich verkleidete mich nun als Diener. Nach Verlauf zweier Stunden hielt der Wagen vor der Thür, ich setzte mich neben den Junker Maximilian hinein, und hüllte mich in einen großen Mantel, um mein Gesicht zu verbergen. Vincent setzte sich beim Kut-

scher, und so rollten wir in der frühen Morgenstunde zur Stadt hinaus.

Kaum waren wir vor das Thor gekommen, als sich eine neue Gefahr zeigte. Vincent wendete sich erschrocken um, und berichtete, daß Reuter der königlichen Garde am Wege aufgestellt seien, und Jemanden zu erwarten schienen. „Uns lassen sie wohl fahren," sagte Maximilian ruhig. Ich fand indessen unsere Lage bedenklich, und kaum waren wir zwanzig Schritte weiter gekommen, als der Wagen umzingelt wurde. „Im Namen des Königs verhafte ich Euch," sagte ein Offizier, sich dem Wagen nähernd. Ich erblaßte, und glaubte mich schon verrathen, aber Maximilian wendete sich zu mir und sagte leise: „verliert den Muth nur nicht, dieses Mal gilt es nicht Euch, sondern mir."— Der Offizier forderte meinen sogenannten Herrn auf, auszusteigen, und obgleich er sich auf seine Unverletzbarkeit, als Bote der Königin, berief, wurden ihm doch alle seine Briefe und andere Papiere abgenommen. Er behielt indessen seine Fassung, und sagte laut: „Seid nur ruhig, der König wird sich nicht an dem treuesten Diener seiner Gemahlin vergreifen, es muß ein Mißverständniß sein. „Meine Leute," fuhr er fort, „können doch frei zurückkehren?"

„Ihrer mich zu bemächtigen, habe ich keinen Befehl,“ antwortete der Offizier.

„Nun wohl, so geh, mein Freund!“ sagte Maximilian zu mir. „Nur für Euch ist mir bange,“ fügte er leise hinzu, „mit mir hat es keine Noth.“

Dem Unglücklichen ahnete sein Schicksal nicht, denn König Christian war leider grausam genug, ihn bald darauf hinrichten zu lassen.

Ich eilte nun mit Vincent zur Stadt zurück, denn vorwärts war der Weg gesperrt. Ich war unschlüssig, wo wir hingehen sollten. Man konnte aus der Stadt keinen Weg passiren, ohne sich einer Untersuchung zu unterwerfen, und über den Wall hatte ich nicht Lust, das zweite Mal zu fliehen, aus Furcht, wieder in Sigbrits Hände zu fallen. Ich wußte nur zwei Auswege; entweder mußte ich verkleidet zu Lande fliehen, oder ich mußte suchen, in irgend einem Schiffsraum verborgen zu entkommen. Das Letztere wünschte ich am liebsten, da mich keine Verkleidung gänzlich gegen Sigbrits Spione sicherte. Bis wir aber ein solches Schiff fanden, mußten wir einen Zufluchtsort haben. Ich beschloß deshalb, mich an Faaborgs Großmutter zu wenden, die mir Verbindlichkei-

ten schuldig war, und die, das wußte ich, nicht im Stande sein würde, mich zu verrathen.

Wir verfügten uns also nach ihrer Wohnung, klopften an, und da es schon Morgen war, öffnete sie sogleich. — „Ach, seid Ihr es?“ sagte sie. „Willkommen! Ich dachte, sie hätten Euch auch aufgeknüpft, so wie mein armes Kind.“

„Das könnte noch geschehen, Mütterchen, wenn Ihr mir nicht in Eurem Hause einen Zufluchtsort gewährt.“

„Wollt Ihr Euch bei mir verbergen, mein Sohn, so sollt Ihr willkommen sein; wäre mein armes Kind nur hier geblieben, so wäre es noch am Leben, aber das Nachtschwärmen konnte der gute Junge nicht lassen, das war sein Unglück.“

Unter solchen und vielen anderen Reden zeigte sie mir ein abgelegenes Kämmerchen, von Faaborg selbst eingerichtet, und mit einer Thür verschlossen, die von Außen nicht zu sehen war. Dies wurde nun meine Wohnung, und sie war wenigstens weit besser, als das Gefängniß. Vincent hingegen erhielt ein kleines Zimmer unter der Treppe.

Ich verhielt mich nun ganz ruhig, sowohl bei Tage, als bei Nacht, was um so nothwendiger war, da meine Flucht großes Aufsehn erregte. Der Gefängnißwärter

hatte sich, aus Verzweiflung darüber, das Leben genommen, und der König und Frau Sigbrit waren so erbittert, daß sie eine Summe Geldes ausgesetzt hatten für die Entdeckung meines Aufenthaltsortes. Oft hörte ich Stimmen in dem nahegelegenen Zimmer, denn mehrere von Faaborgs Freunden besuchten mitunter die Alte, weil diese, um ihres verstorbenen Enkels willen, gutmüthig genug war, dieselben nach besten Kräften zu bewirthen. Aber selbst diesen war mein Zimmer ein Geheimniß, denn Faaborg hatte es als eine Zuflucht in der äußersten Noth bauen lassen, und wäre vielleicht seinem Schicksale entronnen, wenn er nicht zu sehr auf des Königs Wohlwollen gebauet hätte. Jeden Tag schickte ich Vincent aus, um uns auf einem Schiffe Platz zu verschaffen, aber dies war mit großen Schwierigkeiten verbunden, weil Sigbrits Spioniren, genährt durch ihre eigne Neugier und durch das Mißtrauen des Königs, immer systematischer betrieben wurde. Endlich beschloß ich, selbst mein Heil zu versuchen, doch war ich so vorsichtig, nur Nachts auszugehen; auch hinterließ ich mein Taschenbuch in des treuen Vincent Hände, da man im Dunkeln auf den Straßen nicht immer vor Ausplünderung sicher war.

Ich war indessen nicht glücklicher, als Vincent; alle Schiffer forderten eine von der Frau Sigbrit

unterschriebene Reise=Erlaubniß, und mehrere betrach=teten mich mit so mißtrauischen Blicken, daß ich es am gerathensten hielt, die Unterhandlungen abzubrechen, und landwärts zu entfliehen. Eben hatte ich, von vie=len fehlgeschlagenen Versuchen ermüdet, diesen Entschluß gefaßt, und befand mich auf dem Heimwege, durch eine der ziemlich breiten, aber einsamen Straßen, die zum Wasser hinunterführen, als ich in weiter Ferne Hufschlag zu vernehmen glaubte, was mich, um diese Zeit der Nacht, da alles Treiben aufgehört hatte, sehr Wunder nahm. Ich blieb deshalb einen Augenblick stehen, und der Schall kam immer näher; endlich sah ich wirklich ein Pferd um eine Ecke in die Straße ein=biegen, in welcher ich mich befand. Es trug, so viel ich unterscheiden konnte, eine bedeutende Last, und wurde von zwei Männern begleitet. Der Zug näherte sich der Stelle, wo ich stand. Es war nach Mitter=nacht; der Mond, im letzten Viertel, senkte sich am Horizonte, und warf seine Strahlen schräg durch die Straße. Seine blasse Scheibe, kaum mit dem vierten Theile des Glanzes leuchtend, den sie als Vollmond hat, verbreitete eben hinreichendes Licht, um mich den allmählig näher kommenden Aufzug gewahren zu las=sen; ich hingegen wich zur Seite, und verbarg mich in den langen Schatten der Häuser. Nun bewegte sich

der Zug an mir vorüber, und ich erblickte auf dem Pferde eine Tragbahre, auf welcher ein langer Sack ruhete, der mir die Umrisse eines Menschen zu zeigen schien. Mich schauderte bei diesem Anblick, und die Unterredung, welche ich einst, Dyvekes wegen, mit dem Könige gehabt hatte, fiel mir wieder ein. Meine Begierde, das Ende dieses Abentheuers zu sehen, war indessen so groß, daß ich, der Gefahr, in die ich mich stürzte, nicht achtend, diesem Aufzuge, im Schatten verborgen, vorsichtig zu folgen beschloß. Die Führer hielten bisweilen an, und sahen sich um; doch trieben sie augenblicklich wieder das Pferd weiter. Endlich näherte ich mich gar so sehr, daß ich hören konnte, was die beiden Männer sprachen.

„Wo sollen wir sie hineinwerfen?“ sagte der Eine.

„Unten bei der Brücke,“ lautete die Antwort.

„Kommen aber keine Leute?“

„Schwerlich, um diese Zeit der Nacht; und kommt auch Jemand, wird er sich kaum an den Dienern des Königs vergreifen, noch diese an der Ausübung ihrer gesetzlichen Amtsgeschäfte verhindern.“

„Wer ist sie?“

„Das weiß ich nicht, kann uns auch einerlei sein, denn Alle werden gleich, wenn sie uns unter die Hände gerathen.“

„Ist sie todt, oder liegt sie nur in Ohnmacht?“

„Ich denke, sie ist todt, denn das Band um den Hals ist stark gebunden.“

Während dieses Gesprächs erreichten sie die See; die Last wurde von der Tragbahre genommen und in die Wogen geworfen. Darauf eilten die beiden Henkersknechte mit dem Pferde fort, weit schneller, als sie gekommen waren, und ohne zurückzublicken. In diesem Augenblicke verschwand der Mond hinter einer hervorspringenden Mauer, als wollte er dieses Schreckensbild nicht länger betrachten. Alles hüllte sich nun ins Dunkel der Nacht, welches jedoch mehr als eine starke Dämmerung, denn als völlige Finsterniß erschien, da es im Monat July war. Auf der Oberfläche des Wassers glaubte ich noch den Zipfel des Sackes zu erblicken, der die Unglückliche barg. Ich eilte sogleich nach der Brücke, und, ein guter Schwimmer, bedachte ich mich keinen Augenblick, an dem Orte, wo sie hinabgestürzt war, ins Wasser zu springen. Ich hatte mich in der That nicht getäuscht; Sack und Kleider, vom Wasser schwellend, sanken langsam, ich ergriff einen Zipfel des Sackes, und mit geringer Mühe gelang es mir, die Ersäufte ans Land zu bringen. Ich sah mich nun vorsichtig um, und da ich Niemanden bemerkte, öffnete ich den Sack. Ein weib-

liches Haupt mit langem Haar kam zum Vorschein; ich suchte sogleich das Band, womit, nach der Aussage der Henkersknechte, der Hals zugeschnürt war; ich fand es, und schnitt es augenblicklich mit einem Messer durch, das ich zum Glück bei mir hatte. Nun trug ich die Unglückliche in meine Wohnung, und war so glücklich, unterwegs Niemandem zu begegnen, was übrigens bei der Kürze des Weges, und weil diese Straßen immer, und hauptsächlich um diese Zeit der Nacht, nur wenig besucht wurden, ganz natürlich war. Als ich indessen leise an die Thür meiner Wohnung klopfte, wurde dieselbe von Vincent geöffnet, der mich zu warten bat, da einer von Faaborgs Genossen bei der Alten säße und tränke, und noch nicht fortgehen wollte. Ich zeigte nun Vincent, was ich brachte; er erschrak, und beschwor mich bei allen Heiligen, die Ersäufte wieder hinzubringen, wo ich sie gefunden habe, da wir uns nur, wenn wir die Leiche behielten, in das größte Unglück stürzen würden. Auf meinen ausdrücklichen Befehl gab er indessen nach, und wir brachten die Unglückliche, so geräuschlos wie möglich, in sein Zimmer. Die Thür wurde verschlossen, sie ins Bett gebracht, und nun zündeten wir Licht an, aber ich wäre vor Schrecken fast umgesunken, als ich sah, wen ich gerettet hatte. Es war die Jungfrau,

die ich zuerst in Brüssel gesehen, und später im Gefängnisse kennen gelernt hatte. Die Blässe des Todes war über die edelsten Züge ausgebreitet, und der jugendliche Busen hatte aufgehört zu schlagen. In diesem Augenblick entfernte sich jener lästige Gast, und ich theilte der Alten mein Geheimniß mit. Anfangs ließen wir nun die Alte mit der Scheintodten allein, bis sie dieselbe ausgekleidet hatte. Auf meine Anordnung rieb sie deren Körper nun auch mit wollenen Tüchern, hüllte sie in solche ein, und wärmte ihr Lager. Darauf hoben wir sie auf, und bliesen ihren Lungen Luft ein. Aber eine Stunde verrann, während welcher alle unsere Bemühungen vergeblich schienen. Verzweifelnd und ermattet wollte ich endlich meine Versuche aufgeben, da kam es mir vor, als bewege sich eine kleine Feder, die zufällig auf ihrem Munde lag. Nun kehrte meine Hoffnung zurück, wir verdoppelten unsere Bestrebungen, und nach Verlauf zweier Stunden gelang es uns wirklich, die Unglückliche so weit zu bringen, daß sie die Augen öffnete. Nun wurde sie vorsichtig in mein eigenes Kämmerchen getragen, wo die Alte und ich selbst bei ihr wachten. — „Das ist das schönste Frauenbild, welches ich jemals gesehen," sagte Mutter Faaborg, „Gott vergebe dem grausamen Könige!" Gegen Morgen schien die Betäubung aufzuhören, die Unglückliche

seufzte tief, schien sich zu besinnen, und blickte staunend umher. Endlich kehrte ihre Sprache zurück, sie sah sich wieder nach allen Seiten hin um, und rief aus: „Gott im Himmel! wo bin ich?“ — Ich ließ nun die Alte mit ihr allein, Vincent mußte einen vollständigen Frauen-Anzug verschaffen, den ich ihr sandte, und erst, als sie angekleidet war, kehrte ich in ihre Kammer zurück. Eine hohe Röthe bedeckte ihre Wangen, als sie mich erblickte. „Seid Ihr es?“ sagte sie. „O, ich kann Euch kaum für meine Rettung danken. Ihr habt doch nur das unglücklichste aller Geschöpfe erhalten.“ — Ich bat sie, ruhig zu sein, und des Vergangenen nicht zu gedenken. — „Ach, ich muß daran denken, so lange ich lebe,“ sagte sie, „nie kann ich vergessen, wie meine Mutter unter den Händen ihrer Henker erblaßte, wie ich selbst fortgeschleppt wurde, und wie sie die gräßliche Schnur um meinen Hals legten.“ — Bei diesen Worten wurde sie blaß, wie eine Leiche, und ich befürchtete eine neue Ohnmacht. — „Nein,“ sagte sie, als sie meine Aengstlichkeit bemerkte, „fürchtet nicht, aber sagt mir nur, wie wir den Händen des Tyrannen entrinnen.“

„Daran wollen wir nachher denken,“ sagte ich, „jetzt müsset Ihr erst Kräfte sammeln, aber, um des

Himmels willen sprecht leise, denn das Nebenzimmer ist nicht allezeit sicher."

Sie vertrauete mir nun mit leiserer Stimme, daß sie aus dem Geschlechte der Vasas, und daß der heldenmüthige Gustav ihr Bruder sei.

„Gustav Vasa, der Befreier Schwedens!" rief ich aus.

„Ja," antwortete sie, „der ist mein Bruder. Aus Erbitterung gegen ihn, und zum Theil wohl gereizt durch die Verachtung meiner Mutter, befahl der Tyrann, daß wir ersäuft werden sollten; meine arme Mutter wurde gestern fortgeführt, und in die Wogen gestürzt; ich selbst hätte diese Nacht, wie Ihr wisset, an ihrer Seite ruhen sollen."

Ich wurde mit Cäcilien, dies war der Name meiner neuen Freundin, einig, daß wir in der folgenden Nacht verkleidet fliehen wollten; aber dieser Plan kam nicht zur Ausführung, denn der furchtbare Zustand, in welchem sie sich befunden hatte, wirkte dergestalt auf ihre Gesundheit, daß sie sich schon denselben Abend unwohl fühlte, und endlich in eine hitzige Krankheit verfiel, während welcher sie immer irre redete. In ihren Phantasien bildete sie sich ein, neben ihrem Bruder, an der Spitze des schwedischen Heeres durch die Thäler

zu ziehen, und gegen König Christian zu kämpfen; sie glaubte die schwedischen Fahnen zu sehen, das Wirbeln der Trommeln und das Schmettern der Kriegsposaunen zu hören, so wie das Röcheln der Todten und das Zischen der Pfeile durch die Luft zu vernehmen. Während dieser Visionen jubelte sie, ihre schönen Augen funkelten, und es war kaum möglich, sie auf ihrem Lager zurückzuhalten. Zu anderen Zeiten redete sie von sich selbst, als läge sie auf dem Grunde des Meeres, und klagte, daß die Wasserschlangen sie verwundeten, und daß häßliche Fische über ihrem Kopfe schwämmen. In einer Nacht fuhr sie auf, und rief mit Entsetzen, man solle das schwarze Bild von ihrem Lager nehmen. Wie sie später erzählte, hatte es ihr nämlich geschienen, als öffnete sich eine Thür in der Wand, und aus derselben träte ein kohlschwarzer Mann hervor, der sie so fest umklammerte, daß sie fast erstickt wäre; plötzlich aber sei er in zwei Hälften zerbrochen, deren obere, wie ein Brustbild, auf dem Bette stehen geblieben, und da habe sie denn gemerkt, daß es inwendig hohl sei. Alles dieses verursachte ihr großes Entsetzen. Ungeachtet der heftigen Anfälle, wagte ich doch nicht, einen Arzt zu rufen; nach mehrtägigem Kampfe siegte auch ihre jugendliche, kräftige Natur, und sie schien wieder ins Leben zurückzukehren; aber nun folgte der Krankheit

doch eine lange Schwäche, während welcher nicht an Flucht zu denken war.

Mutter Faaborg mußte diese ganze Zeit hindurch ihr Haus vor Fremden verschließen, unter dem Vorwande, daß sie selbst sich unwohl befinde. Ich wechselte mit ihr ab, bei der Kranken zu wachen, und als sich diese erholte, wurde ich des Nachts meines Dieners Stubengenosse. Tags saß ich an Cäciliens Lager. Es schien mir, als gewöhnte sie sich an meine Anwesenheit, denn, wenn ich abwesend war, wurde sie unruhig, und wenn ich wiederkam, bat sie mich ängstlich, sie nicht zu verlassen. Ich erzählte ihr nun von meinem verflossenen Leben, von Dyveken und von dem Eindruck, den sie selbst auf mich gemacht habe. Als ich meine Erzählung beendigt hatte, blieb sie eine Zeitlang schweigend sitzen, dann sagte sie plötzlich: „O laßt uns fliehen in ein fernes Land, je weiter fort, desto besser!"

„Wollt Ihr denn nicht zu Eurem Bruder zurückkehren?" fragte ich.

„Ach," antwortete sie, „ich passe nur schlecht für seine stolzen Plane."

Die Zeit, welche ich so an Cäciliens Seite verlebte, schien mir die glücklichste meines Lebens. In meinem Herzen entstanden kühne Hoffnungen, die ich mir kaum selbst gestehen wollte. Als wir eines Abends

von der Art und Weise sprachen, wie wir am sicher-sten entfliehen könnten, hörten wir vor dem Zimmer einen heftigen Wortwechsel zwischen Vincent und einem Manne, der hinein dringen wollte. Wir hatten kaum Zeit, uns in unser Kämmerchen zu verschließen, als sich die Thür öffnete, und einer von Faaborgs früheren Freunden hineinstürzte. Es war derselbe, der die Nacht da gewesen war, als ich Cäcilia rettete. — „Was wollt Ihr?" fragte Mutter Faaborg, „ich habe ja gesagt, daß ich Euch nicht empfangen könne." — „Eine Flasche Wein," sagte er, „die kannst Du mir doch geben, Mutter Faaborg, um alter Bekanntschaft willen." — Die bekam er, und als er sie geleert hatte, gelang es endlich, ihn zu entfernen; aber des anderen Tages gegen Mittag sahen wir das Haus plötzlich von Soldaten umzingelt. Faaborgs Freund begleitete sie, und zeigte der Wache die Stelle in der Wand, wo sich die Thür zu unserem Kämmerchen befand. Diese wurde mit Gewalt geöffnet, und man bemächtigte sich unserer Personen. Wie wir später erfuhren, war Faaborgs früherer Genosse ein Spion in Diensten des Königs und der Frau Sigbrit. Schon lange hatte er vermuthet, daß Mutter Faaborg ein Geheimniß verberge, und den vorigen Abend hatten wir die Thür nicht so schnell zumachen können,

daß er sie nicht noch sich bewegen gesehen hätte, was er gleich, nicht der Sigbrit, sondern dem Könige selbst verrieth.

Cäcilie betrachtete mich mit einem Blicke, in welchem sich die Todesangst abmalte. Ich hegte indessen noch eine schwache Hoffnung, und sagte plötzlich in einem bestimmten Tone: „Führt uns zum Könige! Dies ist eine vornehme schwedische Gefangene, und ich bin des Königs vormaliger Secretair, Wilhelm Zabern; ich bin im Besitz wichtiger Geheimnisse, die ich Keinem, als dem Könige selbst anvertrauen kann.“ — Der Anführer der Wache betrachtete mich staunend, indessen führte er uns wirklich nach dem Schlosse, und nicht zur Frau Sigbrit, die ich am meisten fürchtete. Wir wurden sogleich vor den König gebracht.

„Stehen die Todten wieder auf?“ sagte er, und betrachtete Cäcilia mit Entsetzen und Staunen.

„Ich bitte Euer Gnaden, bevor Ihr unser Urtheil sprecht, diesen Brief zu lesen,“ sagte ich, und überreichte ihm Dyvekes Schreiben.

„Verräther!“ rief er, „bist Du es? Du wirst kaum dem Tode entrinnen.“

Indessen nahm er doch den Brief an, und erbrach ihn gleich. Als er einige Zeilen gelesen hatte, sagte

er: „erwartet mich!“ worauf er in ein Nebenzimmer ging. Nach Verlauf einiger Zeit kam er wieder, und seine Züge waren milder geworden, ja zu meinem nicht geringen Staunen bemerkte ich Spuren von Thränen auf seinen Wangen.

„Wie wurdet Ihr gerettet?“ fragte er, und ich mußte ihm die Geschichte meiner Gefangenschaft und meiner Flucht erzählen, doch erwähnte ich nicht des Antheils, den die Königin an meiner Rettung hatte, sondern gab vor, daß ich selbst den Gehülfen des Gefängnißwärters überredet habe, mit mir zu fliehen. Nachdem er meine Erzählung angehört hatte, stand er lange in Gedanken vertieft.

„Du bist ein großer Verräther,“ wiederholte er endlich, „doch hat die entschlafene Dyveke ein kräftiges Wort zu Deinen Gunsten gesprochen. Sie versichert auch in ihrer Sterbestunde, bei der Seligkeit, deren sie theilhaftig zu werden glaubt, daß nur ein vollkommen unschuldiges Verhältniß zwischen Dir und ihr stattfand, und stattfinden konnte; wie willst Du das beweisen?“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und Königin Elisabeth trat ein.

„O, mein Gemahl!“ sagte sie, langsamen Schrittes näher tretend, „ich kenne diese beiden Verlassenen;

ich bat Euch einst, in jener unglücklichen Nacht, Eure Hände vom Blute rein zu erhalten; damals konnte ich Euch nicht aufhalten, so lasset mich denn jetzt nicht wieder vergeblich bitten! Schenkt diesen Unglücklichen, die nichts verbrochen haben, das Leben."

„Er hat die Weiber auf seiner Seite," sagte der König mit etwas milderer Stimme, „aber er ist zwei Mal aus dem Gefängnisse entwischt," fügte er hinzu, „schon deshalb müßte er sterben."

Die Königin stand einen Augenblick wie zweifelhaft, dann sagte sie: „Mein Gemahl! ich will und darf es Euch nicht länger verhehlen, ich selbst bin seine Mitschuldige in dieser Rücksicht; da Ihr meiner Fürbitte kein Gehör schenken wolltet, habe ich es selbst gegen Euren Willen gewagt, ihm zur Flucht die Hand zu reichen."

„Gott's Tod, Madam!" rief der König, und die große Ader, die sich über seine Stirn hinschlängelte, schwoll schon vom herzudringenden Blute, „und das wagt Ihr mir gerade ins Gesicht zu sagen?"

„Ja, mein Gemahl," antwortete die Königin, „lieber wollte ich einen Theil Eures Zorns auf mich laden, die ich ihn doch besser tragen kann, als ihn ganz auf einem Unschuldigen ruhen lassen, den er vielleicht erdrücken möchte."

Es schien wirklich, als ob Elisabeths reiner Blick selbst über diesen leidenschaftlichen König eine große Macht ausübte; die Wolke des Zorns, welche eben noch drohete, schien sich zu vertheilen, und vorüberzuziehen. Er schwieg eine Weile, endlich erhob er sein Auge, und richtete es auf Cäcilia. „Die Schweden sind so dummdreist, Euren Bruder zum Könige wählen zu wollen,“ sagte er, „wißt Ihr das?“

„Nein,“ antwortete sie zitternd.

„Ihr würdet dann Prinzessin, wenn Ihr am Leben bliebt, das begreift Ihr doch wohl?“

„Herr! solche Ehre begehre ich nicht.“

„Nicht?“ sagte er, und betrachtete sie mit einem bittern Lächeln, „Ihr seid doch jung und schön; kann Euch eine so große und glänzende Hoffnung nicht locken?“

„Nein, Herr, in Wahrheit nicht.“

„Wenn dem so ist, so seid Ihr vielleicht zu retten,“ antwortete er, und betrachtete sie mit jenem scharfen Blick, mit welchem, wie man sagt, der Löwe seine Beute betrachten soll. „Wenn Du, Zabern,“ fuhr er fort, „Dich mit diesem Weibe verbindest, und dadurch zeigst, daß Dein Herz nicht so sehr an derjenigen hange, wegen welcher ich Dich in Verdacht hatte, und wenn Ihr, eine hochadliche Jungfrau, diesem Manne

aus bürgerlichem Stande, dessen Vater nur ein Kaufmann in Bergen war, Eure Hand reichet, und sein Weib werdet, so verzeihe ich Euch Beiden; wenn nicht, so geht Ihr Beide in den Tod."

Es entstand jetzt eine tiefe Stille, und mit klopfendem Herzen erwartete ich Căciliens Entscheidung.

„Mein Gemahl," begann die Königin, „gebt ihr einen Augenblick Zeit."

„Gott's Trotz! Madame," antwortete der König, „ich gebe keine Zeit, ich will auch meine Rache hervor haben; dieser verwegene Gustav soll fühlen, daß er nicht besser ist, als ein anderer Bürger; seine herrschsüchtige Mutter soll sich vor Verzweiflung im Grabe umkehren, und dieser Zabern soll handeln, wie er will."

„Es hängt ja nicht von mir allein ab," sagte Căcilie mit leiser Stimme, während ihr eine starke Röthe Stirn und Wangen färbte.

„Willst Du, Zabern?" fragte der König.

„Von ganzem Herzen," antwortete ich.

„Und Ihr, Jungfrau, wollt Ihr oder wollt Ihr nicht? Sprecht kurz und deutlich, denn ich habe keine Zeit, zu warten."

„Er hat mich von dem gewissen Tode errettet," sagte Căcilia mit niedergeschlagenen Augen, „wenn

es Euer Wille ist, und er selbst es wünscht, so werde ich sein Weib."

„Gut," sagte der König, „mein eigner Beichtvater soll Euch sogleich in meinem und der Königin Beisein trauen." — So sprechend, gab er einem Pagen, der im nächsten Zimmer wartete, einen Befehl.

„Cäcilia," sagte ich unterdessen leise, „ist es nicht Todesfurcht, die Euch treibt?"

„Zu einem solchen Schritte würde sich die Schwester Gustav Vasas nie von Todesfurcht treiben lassen," antwortete sie.

„Wünscht Ihr denn selbst diese Verbindung?"

„Der Befehl jenes strengen Königs wäre nicht nöthig gewesen, um mich zu bestimmen," antwortete sie wieder, stark erröthend.

Kurz darauf trat der Beichtvater des Königs ein, und vor Ablauf einer Viertelstunde waren Cäciliens und meine Hände für immer verbunden.

Niemand, der nicht einen solchen Uebergang von Todesfurcht zum höchsten Glücke erlebt hat, ist im Stande, sich meinen Zustand vorzustellen. Mir schwindelte fast bei dem Gedanken, daß ich nun wirklich besitze, was ich kaum im Traume zu begehren gewagt hatte, und daß es mir eben in dem Augenblicke be-

schert worden, als ich Alles verloren zu haben glaubte. Nach der Trauung entfernte sich der König, aber die Königin wünschte noch die Erzählung unserer Begebenheiten aus meinem eignen Munde zu vernehmen. Ich berichtete ihr Alles unverholen; sie hörte mir zu, ohne Zeichen einer besonderen Rührung, aber mit stiller Theilnahme und mit einem freundlichen Lächeln, welches verrieth, daß sie in ihrem Herzen inniges Mitleid fühlte. „Ihr habt viel gelitten, Zabern," sagte sie, „aber nun ist auch die Stunde Eures Glücks erschienen. Ich hoffe, daß Ihr und Eure junge Braut mir erlauben werdet, Eure Hochzeit zu feiern." — Wir wurden nun nach den Gemächern der Königin geführt. Hier mußten wir an ihrer eignen Tafel speisen, und auf Befehl der Königin wurde von ihren Damen ein kleines Fest veranstaltet. Der frühere Name der Braut wurde nicht genannt, und ich glaube wirklich, daß die Königin Sorge trug, ihn Allen zu verheimlichen. Nach der Tafel empfingen wir aus den Händen der Königin, welche selbst für die Aussteuer der Braut sorgen wollte, prächtige und reiche Geschenke. Abends veranstaltete sie sogar einen kleinen Ball, bei welchem sie Anfangs selbst zugegen war. Endlich führte man uns in ein paar hübsche Zimmer, in einem Seitenflügel des Schlosses, die sie in der Eile für uns hatte einrichten lassen.

Denselben Abend hatte ich eine Vision, die ich nie vergesse. Als ich mich mit Cäcilien einen Augenblick in ein einsames Nebenzimmer zurückzog, dessen offene Thüren uns jedoch das Getümmel im nahen Saale erblicken ließen, da gemahnte es mich, auf wie wunderbaren Wegen ich zu meinem Glücke geführt sei. Ich gedachte meiner frühesten Bekanntschaft mit Dyveken, die zuerst mein Herz der Liebe geöffnet hatte. Da hörte ich in weiter Ferne eine unaussprechlich herrliche Musik, die mich dergestalt entzückte, daß sich mein Ohr dem Treiben im angrenzenden Saale verschloß. Die Musik näherte sich langsam, eine schöne Stimme, gleich der eines Engels aus einer höhern Welt, tönte sanft zu den Klängen einer Harfe. Die Töne klangen mir so bekannt, und unwillkührlich mußte ich an Dyvekes Lied von dem Meerweibe denken, das dem Geliebten zum letzten Male erschien. Ich fragte Cäcilia, ob sie etwas hörte, aber sie verneinte es. Nun hob ich mein Auge in die Höhe, von wo die Töne auszugehen schienen, und es kam mir vor, als ob sich, wie in jener Sage, die Decke theilte, und ein Kranz von Schilflilien aus derselben hervorkeimte; zwischen diesen aber schwebte eine unaussprechlich liebliche Gestalt mit einer Harfe herab. Hauptsächlich erblickte ich deutlich die schönsten Hände, deren eine auf der

Harfe ruhete, während sich die andere, aus den Blumen hervor, über mein Haupt ausstreckte, als winkte sie mir zum Abschiede. Die luftige Gestalt trug Dyvekes Züge, doch waren sie veredelt, und wurden überdies wie von einem Nebel umhüllt. Die Erscheinung verschwand bald, die Decke schloß sich, und die Töne verhallten in der Ferne. Ich sagte meiner jungen Frau von dieser Vision nichts, und glaube auch nicht, daß sie etwas gemerkt hat; aber in meinem Herzen war ich überzeugt, daß Dyveke, selbst nach ihrem Tode, der Schutzengel meiner Liebe gewesen, daß sie von ihrer himmlischen Wohnung aus noch ein Mal einen Blick auf ihren vormaligen Freund hinabwarf, und ihm ihre Gegenwart kund zu thun wünschte.

So lange ich mich in der Nähe des Königs und der Frau Sigbrit befand, schien es mir noch immer, als könnte ich meines Glückes nicht ganz sicher sein. Da Cäcilie meiner Meinung war, so erfragten wir so bald als möglich ein Schiff, das nach Bergen ging, und schifften uns mit dem treuen Vincent ein. Ich verdoppelte noch die jährliche Rente für Faaborgs Großmutter, welche dadurch einen gewissen Wohlstand erlangte. Unsere hohe Gönnerin überhäufte uns mit Geschenken, und was uns noch mehr freuete, sie brachte selbst den letzten Abend bei uns zu. Sie war unaus=

sprechlich freundlich. „Meine größte Freude in der letzten Zeit,“ sagte sie, „ist die gewesen, zu Eurem Glücke etwas beigetragen zu haben.“ Wir stürzten ihr Beide zu Füßen, und sie streckte uns ihre Hände entgegen, die wir mit Thränen der Dankbarkeit benetzten. „Meine guten Kinder,“ sagte sie, „höret nie auf, Euch zu lieben! Ihr befindet Euch ja in einem Stande, wo es erlaubt ist, glücklich zu sein. Aber hütet Euch vor den wilden Leidenschaften, die nicht allein das Glück dieser Welt stören, sondern die Seele auch mit solcher Selbsttäuschung umstricken können, daß selbst die besten Anlagen ihren Untergang nicht verhüten können. Selbstbeherrschung, meine Kinder, ist die Grundveste aller Tugenden.“ Mit diesen Worten verließ sie uns, und wir sahen sie nie wieder.

So kehrte ich denn, sieben Jahre, nachdem ich meine Vaterstadt verlassen hatte, nach derselben zurück. Meine Frau schrieb nun ihrem Bruder einen ganz aufrichtigen Brief, und erzählte ihm ihre Schicksale und ihre Verheirathung. Ich bezahlte einen zuverlässigen Boten, der durchs Land nach Schweden reiten, und das Schreiben in Gustavs eigne Hände übergeben sollte. Nach zwei Monaten kehrte der Bote zurück, und brachte einen Brief, in welchem Gustav Vasa seiner Schwester aufs freundlichste schrieb, und ihre

Handlungsweise vollkommen billigte; doch äußerte er, rücksichtlich seiner Plane für die Zukunft, den Wunsch, daß, wenigstens noch fürs Erste, diese Heirath ein Geheimniß bleiben möchte.

Ich fand mein Vermögen in Bergen bedeutend vermehrt, auch von Lübeck erhielt ich gute Nachrichten, und außerdem sandte Gustav Vasa seiner Schwester ein bedeutendes Erbtheil. Da es uns demnach nicht an Reichthum fehlte, so erstand ich, um einen hohen Preis, das Gut in den Gebirgen, welches van Eläsen früher besaß, und wo ich meine früheste Jugend verlebt hatte.

Cäcilia, welche die Einsamkeit liebte, und fand, daß dieses Land dem ihrigen gliche, folgte mir mit Freuden in unsere neue Wohnung, und durch ihre Milde und Wohlthätigkeit wurde sie ein Segen für die Gegend, in der wir uns niederließen.

Pater Anton fanden wir nicht, er war so glücklich gewesen, nach Deutschland zu entkommen; aber nach Verlauf einiger Jahre kehrte er zurück, und wurde ein Apostel im hohen Norden, wo er kräftig zur Verbreitung der gereinigten Lehre beitrug, die endlich jetzt im ganzen Lande angenommen ist.

Auffallend ist es, daß nicht König Christian, um sich an Gustav Vasa zu rächen, die Verbin-

dung der Schwester überall aussprengen ließ; ich denke mir aber, daß er Anfangs das Geheimniß bewahrte, um, durch Hülfe desselben, Gustav Vasa nach seinem Willen zu lenken. Später bekam er so viel wahrzunehmen, und es befiel ihn eine solche Gemüthsverwirrung, daß er nur wenig an mich und meine Heirath dachte.

Ich lebe nun wieder in denselben Gegenden, wie in meiner Kindheit; ich höre wirklich die fernen Wasserströme, und den Gesang der Vögel, wie damals; ja, obgleich ich noch jung bin, will es mich doch bedünken, als habe ich einen mühvollen Tag durchlebt, der von einer herrlichen Morgen- und Abenddämmerung eingeschlossen wird. Es glänzt in meiner Einsamkeit ein schöner Stern, nach welchem sich in meiner Jugend, mir selbst unbewußt, mein Herz oft sehnte, und ich kann wahrlich nicht die lange Wanderung beklagen, nach welcher er mir aufging. Zwei Jahre nach unserer Ankunft in Norwegen hörten wir, daß es dem mißvergnügten Adel, der sich schon früh gegen Christian den Zweiten verbunden hatte, gelungen sei, ihn zur Landflüchtigkeit zu treiben. So stürzte er, der vermessen die Bahn der Gerechtigkeit verließ, von Glanz und Herrlichkeit herab, dem Lucifer gleich, nachdem der himmlische Friede schon längst aus seiner Seele gewi-

chen war. Mit großer Betrübniß erfuhren wir auch das Schicksal der Königin Elisabeth, die ihm treulich ins Unglück folgte. Bei Dyvekes Bilde weile ich hingegen oft, mit stiller, wehmüthiger Freude. Wenn ich die geheimnißvollen Stimmen in den Gebirgen höre, so denke ich nicht mehr, wie in meiner Kindheit, an Bergkobolde, sondern an meine treue, entschlafene Freundin, der ich, nächst Gott im Himmel und der edlen Elisabeth, mein Glück zu verdanken habe. Nach meinem innigstgeliebten Weibe, habe ich auch keinen Menschen so lieb gehabt, wie Dyveke, die ich sicherlich einst jenseits des sternenbekleideten Himmels wiederzusehen hoffe. Gustav, der nun König geworden ist, hat mir ein Gut geschenkt, auf der Grenze von Norwegen und Schweden, wohin wir oft reisen. Der königliche Held hat uns auf seinen Reisen sogar zwei Mal besucht, und nun, da er seinen Thron befestigt hat, ist er selbst nicht abgeneigt, den Schleier zu heben, der seiner Schwester Schicksal bedeckt; aber weder mein Weib noch ich verlangen es, denn wir glauben Beide zu stillem Wirken in der Einsamkeit mehr geeignet zu sein, als zu einem glänzenden Leben in der Welt. Was hingegen meine Kinder betrifft, so mögen diese, wenn sie heranwachsen, in diesem Puncte handeln, wie sie wollen. Wünschen sie äußere Hoheit,

und haben sie Kraft, dieselbe zu tragen, ohne sich von eitler Einbildung bethören zu lassen, so will ich sie nicht abhalten, die Versuchungen zu bestehen, die Gott ihnen auflegen mag.

Mehrere Jahre nach meiner Rückkehr ins Vaterland befand ich mich einst mit meiner Frau und meinen Kindern auf dem Gute, welches uns König Gustav in der Nähe der schwedischen Grenze geschenkt hatte. Es war Sommer, und die kleinen Schwalben, welche im Winter nach fremden Ländern fliegen, und die ich stets liebte, seitdem mich ein Paar derselben in meinem einsamen Gefängnisse getröstet hatte, waren kürzlich zurückgekehrt. Die Tannen gewährten einen düstern Anblick neben den hellgrünen Birkenwäldern, die eben in ihrer größten Pracht standen. Der Schnee war hoch oben in den Gebirgen geschmolzen, und alle Flüsse waren aus ihren Ufern getreten. Wir hatten gehört, daß der vertriebene König Christian mit einem Heere nach Norwegen gekommen sei, aber in unserer Gegend hatten wir noch keine Kriegsvölker verspürt. Als ich eines Tages neben meiner noch sehr schönen Frau saß, wurde ein Fremder gemeldet, der mich zu sprechen wünschte. Als ich in unser größtes Zimmer hinaus kam, erblickte ich einen Mann, in einem früher prachtvollen, jetzt

aber ziemlich beschmutzten Mantel, der mir den Rücken zukehrte. Er blieb lange so stehen. Ich näherte mich, und fragte nach seinem Begehren. Da wendete er sich zu mir, und ich erblickte ein blasses, von Leidenschaften durchfurchtes Antlitz, dessen funkelnde Augen mir bekannt vorkamen. Ein schwarzer Bart hing unordentlich um sein Kinn, und ein Sammethut mit Silber bedeckte seinen Kopf. „Kennt Ihr mich?" fragte er, und wendete sich wieder um, ohne meine Antwort abzuwarten, Dyvekes Bildniß anstarrend, das ich im Saale hatte aufhängen lassen. Da sah ich plötzlich, wer es war. „Hilf Gott! Herr König Christian!" rief ich aus. Er aber fuhr fort, das Bild anzustarren.

„Du ergabst Dich einem unglücklichen Menschen, Dyveke," sagte der König, „und in einer unglückseligen Stunde sehe ich Dich wieder, meine auserwählte Braut, denn die bist Du in der That; ich habe Niemanden geliebt, als Dich."

„Ach Herr!" unterbrach ich ihn, „Ihr redet, als ob sie noch lebte."

„Lebte sie noch," sagte er, „so stände es besser um mich und die Meinigen; ich hätte dann nicht den blutigen Gedanken so viel Raum gegeben, und sicherlich säße dann König Christian der Zweite noch heute auf Dänemarks Throne, statt, wie jetzt, arm

und verfolgt, einem gescheuchten Hirsche gleich, durch sein eignes Land zu fliehen."

„Herr, man erzählte, daß Ihr ein mächtiges Heer hättet."

„Das habe ich auch," antwortete er, „aber es steht jenseits des Flusses. Ich ging um Mitternacht mit einigen Männern hinüber, und als wir zurückkehrten, war die Brücke fortgespült; doch Du freust Dich dessen vielleicht, und bist wohl selbst Einer aus dem Schwarme der Aufrührer?" fügte er hinzu, und sein Gesicht färbte sich plötzlich dunkelroth.

„Ich habe mit König Friedrichs Anschlage nichts zu thun, Herr!"

„Willst Du denn," sagte er, und eine Thräne entquoll seinem stolzen Auge, — „ich weiß wohl, daß ich es nicht um Dich verdient habe — aber willst Du, um Elisabeths und der entschlafenen Dyveke willen, mich verbergen, bis der Fluß sinkt, und ich wieder zu meinem Heere gelangen kann?"

„Das will ich, Herr! aber Ihr thätet besser, beim Kaiser Carl zu leben, und dieses arme Land nicht mit Krieg zu ängstigen."

„Ach," antwortete er, und wischte sich unwillig eine Thräne aus dem Auge, „lieber Tagelöhner, als ein vertriebener König, der sein Brod bei den Mächti-

gen bettelt. Du weißt nicht, was Demüthigung demjenigen kostet, der zu Hoheit geboren ist."

„Ich begreife es, Herr!" sagte ich, „aber soll ich Euch schützen, so muß ich mein Weib in das Geheimniß einweihen."

„Dein Weib," sagte er, „ehelichtest Du nicht....?"

„Herr, sie ist treu, und wird Euch sicher die Euch gebührende Huldigung erweisen."

„War sie es nicht, die ich den Wogen preisgeben ließ?" fragte er, und wurde noch blasser, als vorhin.

„Denkt daran nicht, Euer Gnaden! der Herr hat jetzt Alles zum Guten gelenkt. Ihr habt uns verziehen, und Eure fürstliche Gemahlin hat uns viel Gutes erwiesen, so daß wir Alle in einem guten Hafen geborgen sind."

„Ja, Alle, außer ich," sagte er, „und das ist recht und billig; siehst Du nicht etwas hier zwischen meinen Augenbrauen?" fuhr er fort.

„Sie sind düster, Herr, und buschig, und Ihr habt stärkere Runzeln, als ich sie bei irgend einem Manne sah."

„Das ist das Kainszeichen," sagte er, „der Engel des Herrn war bei mir, und drückte es mir auf die Stirn in einer jener schwarzen Nächte, da in Stockholm das Blut floß."

„Ei, Herr, Ihr redet irre," sagte ich, „Ihr bedürft sicher der Ruhe, und dann wollen wir darauf bedacht sein, was weiter zu machen ist."

Nun lebte er mehrere Tage bei uns, in einem abgelegenen Zimmer, vor allen unsern Leuten verborgen, denn wir brachten ihm selbst, was er bedurfte. Dies rührte ihn in der That, und ein Mal sagte er zu mir, indem er meine Hand drückte: „Wenn ich mein Leben von neuem anfangen könnte, so glaube ich gewiß, es würde besser werden; aber," fügte er hinzu, „so können wohl die meisten sagen, die am Ende ihrer Laufbahn stehen." — Den vierten Tag fiel der Strom wieder, und mehrere seiner Leute kamen über den Fluß, um ihn aufzusuchen. Nun brauchte er sich nicht länger zu verbergen; als er aber ging, drückte er mir wieder die Hand, und sagte: „Du hast feurige Kohlen auf meinem Haupte gesammelt, aber Elisabeth wird sich freuen, daß ich Dir meine Rettung verdanke."

Später erfuhren wir, daß er unter dem Versprechen sicheren Geleites nach Dänemark gelockt, dort aber zu lebenslänglichem Gefängnisse verdammt worden, so daß Meister Simons Prophezeihung auch in dieser Rücksicht in Erfüllung ging.

H. C. FÖRSTER
vormals Schönner
bgl. Buchbinder
Galanterie u. Etuisarbeiter
Landschaftsg.... N.
in München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hauch, Johann Carsten, / Christiani, W. C. / Zabern, Wilhelm

Wilhelm Zabern Eine Autobiographie, enthaltend bisher unbekannte Nachrichten aus Christians des Zweiten Zeit

Leipzig 1836

Biogr. 1261 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10068106-6